Tagungsbeitrag (einschl. Lichtbildervortrag) 4.— RM. Einzeltag 1.50 RM. Questenberg und Hubertuskapelle je 1.— RM. (Schülerkarten die Hälfte).

Unterkunft und Verpflegung in Bad Harzburg, Autofahrten usw. zu besonders billigen Preisen.

Anmeldungen sind bis spätestens 13. Mai an die Kurverwaltung in Bad Harzburg zu richten. Besondere Einladung für Mitglieder im 4. Heft.

Platz

Oberstleutnant a. D., Vorsitzender, Detmold, Bandelstr. 7.

Ortsgruppe Hagen. Am 3. Februar 1934 hatten sich zahlreiche Freunde aus dem Sauerlande und Industriegebiet zusammengefunden, um einen Vortrag über „Wallburgen im unteren Lenne- und Volmegebiet“ zu hören. Der Vortragende, Herr Rektor Frommann, gab eingangs einen kurzen Überblick über Forschungsarbeiten, die auf diesem Gebiet schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts geleistet worden sind. Unsere „Wallburgenwanderung“ führte zunächst ins Ennepetal zum Hilligenplatz, Burg, Vollberg und Burg bei Halver. Die deutlichsten Reste einer Wallburg finden sich auf dem Vollberg, einem von drei Seiten wasserumflossenen Berg. — Manche Ortsnamen in der Nähe von Halver ließen sich in Verbindung mit einstigen Wallburgen bringen, wie Lünsenburg, Winkelnburg, Klaukenburg usw. —

In der Gemeinde Dahl ist die Wallburg Ambrock mit zwei durch zwei Nebenwälle verstärkten Wällen. — Im Kiersper Gebiet deuten Trotzenburg (a. d. Aggerquelle), Wolzenburg, Limburg, Isenburg und Burg bei Düren auf vorgeschichtliche Bedeutung. — Südl. Scherl lassen sich in der Nähe von Schwenke Wallburgreste nachweisen. —

Eine der interessantesten und geheimnisvollsten Wallburgen ist uns die Syburg mit einer Hauptburg nach Süden und einer östl. Vorburg. Ein kegelförmiger Hügel aus Asche, Tonscherben und Knochenresten läßt nach Mummenthey auf Leichenverbrennung schließen. Sichere Spuren einer vorgeschichtlichen Burg finden sich auch bei Hohenlimburg auf dem Raffenberg. In gleicher Gegend liegt die „Franzosenschanze“.

Lenneaufwärts kommen wir weiter südlich zu gut erhaltenen Wallanlagen auf einem Berg unweit Letmathe, um den die Lenne in großem Bogen herumfließt. Fast 8 m hohe Wälle stehen am Eingang der Burg. Eine Merkwürdigkeit ist die wellenförmige Mauerkrone. Weiter führte uns der Weg nach Ohle zur alten Kirche mit Ostturm, der früher in Verbindung zu einer mittelalterlichen Burg gestanden haben muß. Bei Ohle liegt auf dem „Sundern“ die große „Hünenburg“ mit starken Steinwällen. Zum Schluß wurde noch die Petenburg bei Hülscheid und die Nölkenburg bei Linscheid erwähnt. Der Redner stellte vier Grundtypen von Burgen heraus:

1. Die mittelalterliche Burg (Steinbau in enger Verbindung mit Wall), 2. die Einwallburg (Franzosenschanze), 3. die frankenzeitliche Burg (Peien- und Nölkenburg), 4. die altsächsische Burg auf unzugänglichem Berg mit großem Ring und oft noch vorgelagertem größeren Ring mit Vorbauten (Syburg).

Selbstgefertigte Karten und Lagepläne dienten sehr zum Verständnis des Vortrages. Wenn allen Anwesenden die Augen geöffnet worden sind darüber, wo und wie noch vorzeitliche Wallburgspuren zu finden sind und sich alle aufmachen, zu suchen um Neues zu finden und Altes zu vervollständigen, ist das der beste Lohn für die Arbeit und Mühe des schon betagten Vortragenden. Eine rege Aussprache gab zahlreiche Anregungen und beschloß den Abend.

K.-P. S.

Der Questenberg. In der Anmerkung 1 auf Seite 39 des Hornungheftes (zum Aufsatz „Eine Gaugerichtstätte bei Nordhausen?“ von Dr. E. Runge) wird die Erhaltung des Questenberges der zufälligen Anwesenheit von Professor Herman Wirth in Questenberg zugeschrieben. Ich möchte das dahin richtigstellen, daß die Erhaltung des Questenberges Herrn Professor Hans Hahne-Halle zu danken ist, der in mehrjährigen Auseinandersetzungen mit den zuständigen Behörden, der Gemeinde und dem in Frage kommenden Industrie-Unternehmen die Sicherung des Berges als Naturschutzgebiet durchsetzte. Die Questenberger haben das dankbar mit der Ernennung Hahnes zum „Questenvater“ anerkannt.

Haye Hamkens.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 April / Ostermond Heft 4

Germanenkunde aus Tacitus

Von Wilhelm Teudt

Die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen die Berichte und Urteile des Tacitus über die Germanen von uns als Quellen zur Zeichnung eines zutreffenden Germanenbildes angesehen werden dürfen, sind in Heft 12, 1933 dieser Zeitschrift behandelt worden. Nunmehr treten wir an einzelne Sätze seiner Germania heran, wozu Beyers und Capelles[1] Übersetzung oder der Urtext herangezogen wird.

Die Darlegung der Grenzen (Abschnitt 1) zeugt von der Sorgfalt, mit der sich der Römer unterrichtet hat, ehe er sich an die Beschreibung eines von ihm selbst nicht bereisten Landes und Volkes heranwagt. Seine Kenntnis kann er nur gewonnen haben entweder von Römern, die mit geweitetem wissenschaftlichem Blick, und nicht nur zu irgendwelchen eng umzogenen Zwecken — wenn auch noch so oft — nach Germanien gekommen sind, oder von zu Rate gezogenen gebildeten Germanen, die sich mit starkem völkischem Empfinden um einen Überblick über das Gesamtvaterland der zusammengehörigen germanischen Stämme bemüht hatten.

Aus der Zuverlässigkeit der Grenzbeschreibung gewinnen wir auch das Zutrauen zu der wohlerwogenen Bestimmtheit, mit der Tacitus zweimal (2 und 4) seiner Überzeugung Ausdruck gibt: „Meiner Ansicht nach sind die Germanen eingesessene Ureinwohner.“ Er gibt uns damit das Recht und einen festen Ausgangspunkt für die kritischen Fragen und Zweifel, mit denen wir an manche Sätze der Archäologie herantreten, die eine nichtgermanische, vorzeitwendliche Besiedlung eines Teiles Deutschlands glaubhaft machen wollen. Wie sehr die Volkszugehörigkeit bei Tacitus ein Gegenstand des Interesses und der Forschung ist, erkennen wir auch aus zahlreichen Bemerkungen zu den einzelnen Stämmen. Auf jeden Fall müssen stichhaltige Gründe, die nicht nur auf tönernen Füßen stehen, vorliegen, ehe es wissenschaftlich berechtigt und national erträglich ist, eine so

[1] Beyer, „Die Germania des Tacitus“, Paderborn, Schöningh, 1933. 40 Pf. Capelle, „Das alte Germanien“, Jena, Diederichs, 1929. 9 RM.

wichtige Nachricht, wie die germanische Ureingesessenheit, preiszugeben oder zu verwässern.

Wenn von archäologischer Seite her gegen die taciteische Überzeugung der Satz von einer Keltenbesiedlung großer Teile Mitteldeutschlands noch in der Eisenzeit, also viele Jahrhunderte nach der Abzweigung der Kelten vom gemeingermanischen Stamm und ihrem Durchzuge nach dem Westen und Südwesten, aufgestellt ist, so handelt es sich n i c h t um eine festgegründete neue Wahrheit. Die übliche Keltenmeinung bedarf infolge erheblicher Änderungen mancher Anschauungen bis zu den ersten Elementen seiner Begründung einer Überprüfung. An dieser Stelle können wir nur einige Erwägungen allgemeiner Art anstellen.

Es taucht in unserer Erinnerung die ganze trübe Geschichte unbegründeter Schädigung unserer völkischen Interessen auf, die sich eine — wenn auch unbewußt — überwiegend romfränkisch, klassizistisch oder internationalistisch orientierte Wissenschaft bis in unsere Zeit hinein dadurch zu Schulden kommen ließ, daß sie grundlos und instinktlos uns an germanischer Kultur und Produktivität und erhebliche Teile der Bevölkerung Deutschlands an ihrer normal-germanischen Herkunft irre werden ließ.

Nicht nur durch die geistige und seelische Veranlagungseinheit im Vergleich zu den anderen Völkern, sondern auch durch Spracheinheit, Religionseinheit, Sitteneinheit und Schicksalseinheit von den ältesten Nachrichten her, liegt ein starker Beweis für die volkliche und auch rassische Zusammengehörigkeit der Bayern, Ostthüringer, Obersachsen usw. mit den übrigen Deutschen vor, gegen den alle unsicheren Hypothesen leicht wiegen. Die oft nur auf dem Gebiete des körperlichen Erscheinungsbildes liegenden Unterschiede weisen auf eine mehr oder weniger starke Blutsmischung hin.

Zu den unsichersten Gegengründen gehören die Schlußfolgerungen, die lediglich auf Funden von Gebrauchsgegenständen aufgebaut sind. Oft genug ist auch von Sachverständigen der Spatenwissenschaft auf die Irrungen hingewiesen, die sich aus einer Überschätzung der aus Bodenfunden zu ziehenden Schlüsse ergeben. Die unleugbar großen Erfolge der ausgeführten Grabungen und die Möglichkeit, die Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit der Formen und des Materials exakt festzustellen, dazu die Freude an möglichst großer Wichtigkeit der Funde haben auch namhafte Archäologen zum Übereifer verführt, der die alten Handelsbeziehungen, den zwischenvolklich sich vollziehenden Wechsel der Mode und einen vielleicht sehr lebendigen und organisierten Austausch der Herstellungskenntnisse nicht hoch genug einschätzte; auch die in alter Zeit üblichen Gastgeschenke mögen schon einen verwirrenden Einfluß auf das „Kulturbild" ausgeübt haben, wenn sie zufällig in mehreren Stücken unter die Funde geraten sind.

Unser schulfrommes gebildetes Volk hat sich bereits mit den über das Ziel hinausschießenden Ansprüchen einer Völkerbestimmung nur durch Fundstücke, die doch nur unter starker Einschränkung anerkannt werden können, so sehr vertraut gemacht, daß nicht oft und nicht deutlich genug auf die unausbleiblichen Irrungen hingewiesen werden kann.

Nicht nur die Gebrauchsgegenstände selbst, sondern auch festgestellte Volksgewohnheiten, mit oder ohne Zusammenhang mit den Gebrauchsdingen dürfen nur mit großer Vorsicht als volksbestimmend angesehen werden. Wie sehr würde man in späteren Jahrhunderten irren, wenn man die heutigen deutschen Stämme etwa nach dem Gebrauch von Berliner Öfen, Harzer Gruden (statt Kochherden) oder nach dem Geschirr von Zugtieren oder den Trauerfarben der Frauen und sonstigen Bestattungssitten auseinander halten wollte! Es gibt jetzt und gab einst Gebräuche, die sich ihren Raum eroberten, ohne sich nach Namens- und Volksgrenzen zu richten.

Jedenfalls muß der Satz aufgestellt werden: Museumsgegenstände, selbst wenn sie in einer Gegend in größerer Zahl gefunden werden, können nur dann als ausreichend für Volksbestimmung anerkannt werden, wenn nicht nur ihr Gebiet sich scharf umgrenzen

läßt, sondern wenn auch engste Verkettung mit mehreren anderen sich genau ebenso verhaltenden Fundstücken auffällt.

Verstöße gegen diese Forderung tragen geradezu die Wahrscheinlichkeit grober, für die Völkergeschichte verhängnisvoller Fehlgriffe in sich und dienen zur Irreführung der nicht fachkundigen Wissenschaftler und Laien, die gutgläubig solche vermeintlichen Ergebnisse der Wissenschaft hinnehmen.

Wir sind bereit, jedes ausreichend begründete Ergebnis der Forschung als relativ wahr zum Bestandteil unserer Geschichts- oder Weltanschauung zu machen, auch wenn wir mit vertraut gewordenen Anschauungen brechen müssen. In der vorliegenden Frage der Urbesiedelung Germaniens seit der Ackerbauzeit (Ausgang der Steinzeit oder früher) bleiben wir bei dem ältesten Zeugnis und schließen uns bis zum Gegenbeweise dem Tacitus und seinen Gewährsmännern an. Wir lassen das über die Keltenbesiedlung Gesagte nur für die von Tacitus selbst erwähnten Stämme im Südosten (Böhmen usw.) gelten, wobei obendrein die Frage offen bleibt, ob nicht auch dort die Landnahme durch die Markomannen schon vorbronzezeitlich vor sich gegangen ist. Von den das Volk als Ganzes nicht oder nur wenig berührenden Ausnahmefällen, daß gallische Teile über den Rhein ausgewandert sind und in den unbewohnten Marken (Allmende) geduldet wurden, wovon Tacitus berichtet (28), braucht hier nicht geredet zu werden.

Ob der Gegenbeweis in der hochwichtigen Keltenfrage überhaupt geführt werden kann, ob in ausreichendem Maße unsere Forderung erfüllt wird, daß eine gründliche kritische Nachprüfung aller e r s t m a l i g e n Fundbestimmungen vorgenommen wird, die noch während der älteren Periode der modernen Archäologie etwa bis zum Jahre 1909 (Eberswalder Goldfund), also zur Zeit der Herrschaft schwerer Irrtümer getroffen sind und die Etikettierungen in unseren Museen veranlaßt haben, bleibt abzuwarten.

Wie sehr sich die Keltenfreunde und auch noch manche ihrer Bekämpfer in ein Knäuel logischer Unmöglichkeiten verwickelt haben, wenn sie die Körperbestattung als Stütze herangezogen, ersehen wir aus folgenden Sätzen bei Kohlstock, „Der kleine Seeberg" (Gotha-Stallberg, Seite 13): „Aber welchem Volke gehören diese Brandgräber an? Gehen wir von dem grundlegenden Satze Kossinnas aus: Die Kelten beerdigen, die Germanen verbrennen, so müssen sie den letzteren zugehören, aber dieser Unterschied in der Bestattungsform ist es ganz allein, der diese Zugehörigkeit erhärtet. Denn wenn man, ganz abgesehen von allen den weiteren Beigaben, nur die gegossenen imitierten Wendelringe und Steigbügelarmringe ins Auge faßt, so sind es ganz die gleichen Beigaben, die man fand, als man 1893 am Fuße der dem Seeberge benachbarten Fahnerschen Höhe einen Grabhügel öffnete (G. Florschütz, Prähistorisches von Tonna. Prähistorische Blätter von Naue. 1894. Heft 3). Schon in seinem Aufbau glich er den jetzt auf dem Seeberg ausgegrabenen Hügeln durchaus; auch er war ursprünglich nur für schnurkeramische Hocker geschüttet, doch auch in ihn hinein hatten Nachbestattungen stattgefunden; aber es waren gestreckte Skelette, die in ihn eingeschoben waren, und eben diese Körperbestattungen hatten als Beigaben die gleichen gegossenen, imitierten Wendelringe und Steigbügelarmringe, wie man sie jetzt in den Brandgräbern des Seebergs wiederfand. Von diesen Körperbestattungen sagt aber Götze in seiner Einleitung zu den ‚vor- und frühgeschichtlichen Altertümern Thüringens', daß sie nach Kossinna von einem Vorstoß der Kelten in teilweise schon von den Germanen besetztes Gebiet zurückgeblieben seien. Beide Völker, Germanen und Kelten, können sich also dem getragenen Schmucke nach in jenen Zeiten, wenigstens an ihrer Berührungsstelle in Thüringen, nicht unterschieden, d. h. die Germanen müssen sich den Schmuck der Kelten ganz zu eigen gemacht haben." (Vgl. dazu Mannus, Bd. 17. 1915, S. 87 ff. Kossinna.)

Das ist ein schlagendes Beispiel für die verheerende Wirkung, die ein archäologischer Irrtum in einer wichtigen Frage ausüben kann. Es geht dann immer auf Kosten der

germanischen Belange. Zu diesen Belangen gehört auch, daß unsere Geschichte und Kulturgeschichte nicht unnötig durch ein unerweisliches Hausen eines fremden Volkes auf vaterländischem Boden belastet wird.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Thema, welches Tacitus in seinem Abschnitt 2 behandelt, zu der Beurteilung des germanischen Landes, seines Wertes als Wohnland und seiner Schönheit. Jetzt schreibt nicht der objektive, durch landeskundige Berater gut unterrichtete Tacitus, sondern der landesunkundige Römer. Er urteilt, nachdem ihm entweder von römischen Soldaten, Händlern und Reisenden, denen es freilich in Germanien manchmal schlecht genug ergangen und gefallen haben mag, allerlei Ungemütliches und Schreckliches aufgezählt war. Vielleicht hat er sich auch mit ausgewanderten Germanen unterhalten, die nach der Art mancher heutiger Auswanderer ihr Vaterland innerlich preisgegeben haben, und die wir nicht mehr zu uns rechnen können.

Da heißt es: „Wenn man einmal ganz davon absieht, daß dies verrufene Meer (Nordsee) schon voller Schrecken und Gefahren ist, — wer in aller Welt sollte auf den Gedanken kommen, Afrika, Asien oder Italien zu verlassen, um nach Germanien zu ziehen? Wer sollte Verlangen tragen nach diesem armseligen, rauhen, feuchten und kalten Lande? Nichts Schönes gibt es dort zu sehen, und nur ein Leben voll Trübsal winkt in diesem Lande jedem, dem es nicht Heimat und Vaterland ist.“ Dazu ziehen wir den Anfang des 5. Abschnittes heran: „Grund und Boden weisen erhebliche Unterschiede auf; im großen und ganzen aber herrschen schaurige Wälder vor und unheimliche Sümpfe. Nach Gallien hin ist der Boden feucht, nach Norikum und Pannonien zu macht ihn der Wind trocken. Die Saat gedeiht gut, doch kommen Obstbäume nicht so recht voran. Vieh gibt es viel, es ist aber meist unansehnlich. Selbst das Rindvieh ist nicht viel wert und trägt keine schmucken Hörner. Reicher Viehbestand ist des Germanen ganze Freude, sein einziger viel begehrter Besitz.“

Gegen die letzten Sätze ist nicht viel einzuwenden. Daß die Germanen bis ins Mittelalter hinein nur widerwillig mit geprägtem Gelde etwas zu schaffen haben wollten und davon nicht mehr besaßen als sie notgedrungen zum Einhandeln ausländischer Waren gebrauchten, erschien den römischen Händlern natürlich als eine armselige, verächtliche Sache. An der germanischen Vorliebe für Geschmeide und andere Kostbarkeiten, die im eigenen Lande hergestellt wurden, z. T. besser als in Rom, hatten die Händler ja kein Interesse, ebensowenig, wie an dem Rindvieh, dessen Hörner ihnen nicht gefielen. Obst gedeiht freilich im warmen Klima besser, aber der im Süden gewachsene Apfel stand im Geschmack auch damals schon gegen den deutschen zurück.

Wichtig ist das Wort: „Die Saat gedeiht gut.“ Tacitus hatte sich allerlei Törichtes über die Trägheit der germanischen Männer berichten lassen — jedenfalls gab es in Rom sehr viel mehr nichtstuende Pflastertreter und Bärenhäuter.

Demgegenüber muß doch wohl die Schilderung der wogenden Saatfelder Germaniens aus dem Munde der Augenzeugen sehr eindrücklich gewesen sein, so daß Tacitus hier dem germanischen Ackerbau ein so hohes Lob zollt. Die Saat gedeiht nur gut, wenn ein brauchbarer Boden mit Erfahrung und Fleiß urbar gemacht ist und gepflegt wird.

In Italien war um jene Zeit die Verwahrlosung des Ackerbaues schon weit vorgeschritten, und ohne die Einfuhr ägyptischen oder anderen Kornes hätte man in Rom verhungern müssen. So mag denn der Kornreichtum Germaniens Neidgefühle erweckt haben; zum Ausgleich stellte sich wohl auch Tacitus im übrigen die germanische Landschaft nicht ungern um so schauerlicher und die ganzen Verhältnisse um so armseliger vor, wie wir es in der allgemeinen Schilderung lesen.

Es ist nun einmal leider so, daß diese Schilderung sowie alles, was bei Tacitus an *ungünstigen* Urteilen über Land und Volk unserer Vorfahren irgend zu finden ist, einen stärkeren Einfluß auf die in unserem Volke herrschend gewordenen Vorstellungen ausgeübt hat als die günstigen. Wir werden an der Hand der „Germania“ noch eine ganze Reihe von Beispielen für das bis in unsere Zeit hinein unablässige Herabsinken der nationalen Ehrempfindung bis auf den Nullpunkt bekommen. Hier haben wir es zunächst nur mit dem Schauergemälde zu tun, welches Tacitus vom alten Germanien mit scharfen Strichen entworfen hat und das dann dem deutschen Volke eingeprägt wurde.

Der Unterschied zwischen dem kälteren, feuchteren und darum rauheren Klima Germaniens und dem wärmeren, sonnigen Süden war im wesentlichen einst kein anderer als heute. Vielleicht ist auf Grund der neuerlichen Pollenforschung eine Klimaverschlechterung viele Jahrhunderte *vor* Tacitus anzunehmen, die sich dann aber nicht auf Germanien beschränkt hat.

Daß die sumpfigen Täler und Moore Germaniens eine schlimmere Rolle gespielt haben als in Italien die Campagna und die ebenen Flußtäler, ist nicht anzunehmen; die für den Verkehr durch ein Sumpfgebiet nötigen Bohlwege und Brücken waren dort wie hier trefflich konstruiert. Aber man mußte sie kennen und im Kriege waren sie gefährlich. Der Unterschied in beiden Ländern ist bei der Verwendung von Holz und Stein zu suchen.

Wir müssen unsere Vorstellung von den endlosen Wäldern Germaniens und von ihrer Wirkung auf das Klima stark korrigieren. Der Gesamtcharakter unseres Vaterlandes war nicht wesentlich anders als in unseren Zeitläuften, in denen das Land der Väter uns kein Hindernis eines zufriedenen, frohen, reichen und von Heimatliebe erwärmten Lebens ist, wo jede Jahreszeit ihre Freuden bringt, insbesondere aber der Frühling, der in seiner Schönheit alles überstrahlt, was der Süden zu bieten vermag.

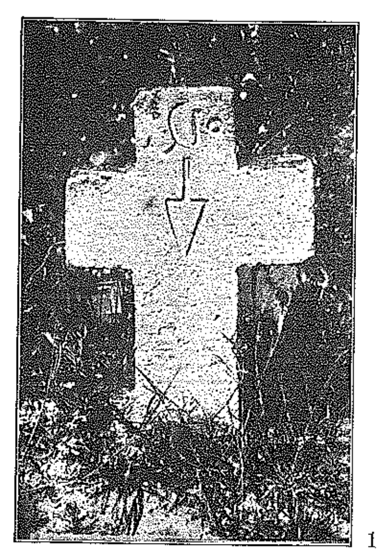
Ja, was die Schönheit des Landes anlangt, dem der Römer alles Schöne abspricht, so brauchen die grünenden Fluren und Wälder Deutschlands, seine Gebirge, Täler und Heiden in keiner Weise einen Wettbewerb mit den kahlen Bergen (auch damals schon!) oder mit den gelbgrauen Flächen des sommerlichen Italiens zu scheuen, so hoch auch die Ufer des Mittelmeeres zu preisen sein mögen, wenn bei uns kaum die ersten Knospen zu schwellen beginnen. Ein wenig versöhnt werden wir mit Tacitus nach seinen törichten, verständnislosen Worten erst dadurch wieder, daß er zuletzt das „Leben voll Trübsal“, welches in Germanien winkt, doch auf diejenigen beschränkt, „denen es nicht Heimat und Vaterland ist“.

Hausmarken von Kobern

Von Rolf Mayr

Auf dem Terrassenfriedhof zu *Kobern an der Mosel*, dem alten Cobruna, stehen als Wegumrandung etwa 160 alte *Basaltkreuze* aus den Jahren 1500 bis 1700; sie bilden eine seltene Grabkreuzsammlung, die dadurch besonders bemerkenswert ist, daß sich auf den einzelnen Stücken Hausmarken in Form verdunkelter oder mißverstandener Runen befinden und daß diese Runen und Marken allmählich in christliche Symbole verwandelt worden sind, bis sie schließlich ganz erloschen waren.

Eines der ältesten Kreuze (von 1510) trägt außer der Jahreszahl nur das Abbild eines Grabstichels mit kurzem Schaft (Abb. 1). Ein flüchtiger Beobachter könnte auch an eine Maurerkelle erinnert werden, wenn die Einritzungen auf anderen Kreuzen nicht gleichsam eine Geschichte des besagten Zeichens aufbewahrten. Die aufschlußreichste Form des Zeichens befindet sich auf einem Stein von 1621 (Abb. 7): ein überdachtes Rechtkreuz, ähnlich wie man es heute noch als Wegekreuz findet, das alteuropäische tiu-Zeichen in der Bedeutung „Das Leben ist aus Gott“ oder „Das Leben des Menschen ist wie ein Jahr“ (das Menschzeichen, zur Rechtkreuzform stilisiert, unter den beiden aneinander-



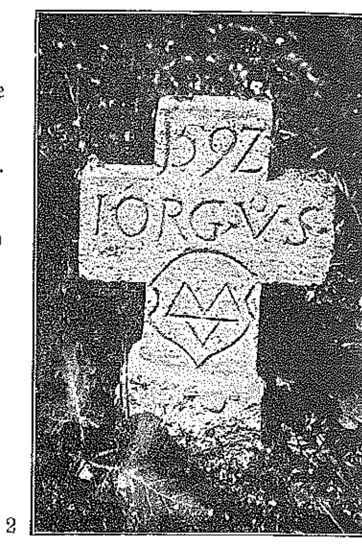
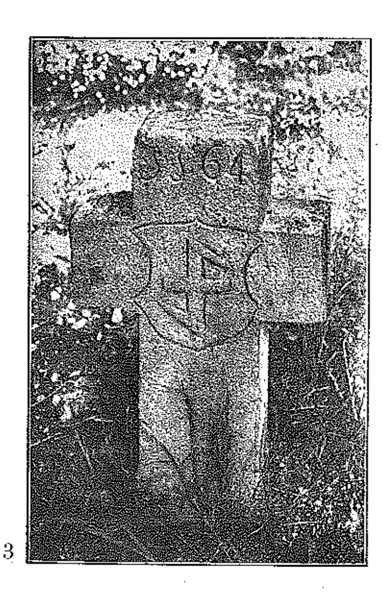


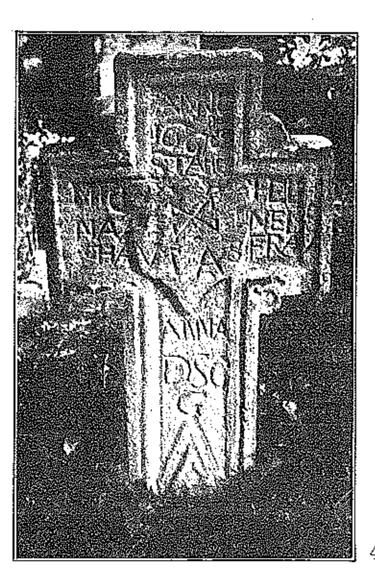
Abb. 1. Grabstichelmotiv (1510)

Abb. 2. Sonnwendkimme (Jörg Vos, 1592)

Abb. 3. Wendekreuz, bzw. „Wolfsangel" (1564)

Abb. 4. Grab Naunem (1668)





gelehnten Grabplatten, dem Grab- oder Winterhaus, das den Menschen wie die Sonne aufnimmt zur Zeit der Wende oder in der Todesstunde bis zur Wiederkehr im Frühling oder in der Geburt, in der Nachkommenschaft). Bei den Kreuzen von 1680 und 1707 (Abb. 7) ist die bereits christianisierte Form des Menschzeichens noch weiter verkümmert, während sie in den Zeichen des Hauses Pot zu Gondorf (Abb. 7) noch 1600 und 1605 rein erhalten geblieben ist, wenn man von ihrer Individualisierung durch die zusätzlichen Initialen H und P und den unteren Querstrich am Kreuzstamm absieht. Das umgekehrte, nach der Erde hingewendete Menschzeichen verbunden mit dem Grabstichelmotiv auf einem Stein ohne Jahreszahl und Inschrift (Abb. 7) ergibt ein schönes Siegel für den Lebensbaum, indem der verstorbene Ahn als Wurzel der Nachkommenschaft aufgefaßt ist; wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Stein um ein Familiengrabmal. Die als Hausmarke verwendete Rune mag zu jener Zeit noch Lautwert besessen haben, der inzwischen verlorengegangen ist.

Das Zeichen der „zwei Berge", der Sonnwendkimme, findet sich noch auf dem Stein des Jörg Vos (heute: Fuchs) von 1592 (Abb. 2), ferner auf demjenigen des Baltes Kre von 1621 in abgewandelter Form. Später verkümmern beide Zeichen zu kreuzbesetzten Winkeln und Bogen oder zum ornamentalen Füllsel in der seichten, naturalistischen Bedeutung des christlichen Grabhügels (Abb. 7).

Ähnlich geht es mit einer anderen Zeichengruppe: dem tröstlichen Wendekreuz, das aus der ewigen Wiederkehr des großen Weltlichtes, der Sonne, auf die ewige Wiederkehr des kleinen Weltlichtes, des menschlichen Lebens, schließt. Auf einem Kreuz von 1680 taucht das Wendekreuz noch einmal in reiner Gestalt auf (Abb. 7), während es auf früheren Steinen bereits vielfach verkümmert dargestellt wird. 1564 fehlen die Haken des Querbalkens (Abb. 3), ebenso 1683 (Abb. 7); 1589 fehlt ein, 1606 (Abb. 7) fehlen bereits zwei Fußhaken, und in den folgenden Jahren hat das Zeichen die Tendenz sich aus der Mallage aufzurichten und sich zum christlichen Rechtkreuz mit vier Umkreuzen an den Balkenenden zu verwandeln. Zuweilen wird aus dem teilweise hakenlosen Malkreuz ein lateinisches **W** gebildet (Grab Herberg 1738) oder ein **A**, wie bei dem Grab der Anna Bobel (1657); 1668 erscheint dieses **A**-Zeichen auf den Gräbern der Hausfrau und des Kindes Naunem (jetzt: Naunheim) bereits gröblich materialisiert als Zirkel (Abb. 4) und das Nachkommenschaftszeichen der irischen Ogham-Schrift (Wirth, Die Heilige Urschrift, Tafel 225) als Hammer wie die Krähe als Totengeleitvogel (Abb. 5) auf dem Grabmal des Frans Raef (später Rab, jetzt Reif), 1635 noch als Namenswappen verwendet, später zum Hahn auf der Geißelungssäule wird. Ähnlich ergeht es dem aus vier Strichen gebildeten Malkreuz, einer Doppelkerbe, des Grabmals Kerf (Abb. 7), das 1793 — nachdem das Zeichen der linearen Verbindung der Sonnwendpunkte völlig verschollen war — seine Wiederauferstehung als Fleischmesser und Zunftzeichen des Metzgermeisters Joh. Jakob Goergel findet. 1618 wird dem Schuster Ret das Nachbild einer Fußsohle und eines Leistens auf den Grabstein gesetzt und das von den beiden Jahresschlangen eingeschlossene Sig-Zeichen mißversteht der Steinmetz des Grabmals der Billa Deik 1611, indem er es als plastisch hervortretende eingekerbte Semmel darstellt, wahrscheinlich im Gedanken an Teig statt Deich. Das Zeichen der Familie Kalter (Kalthaus, Kelter, Keller) hingegen, die rautenförmig verquickten Jahresschlangen mit dem Sig-Zeichen und dem nach unten, zur Erde hinweisenden Kreuz (1658) behält heute noch seine frische sinnfällige Kraft als Symbol des eingeschlossenen, sinkenden und wiederaufer-

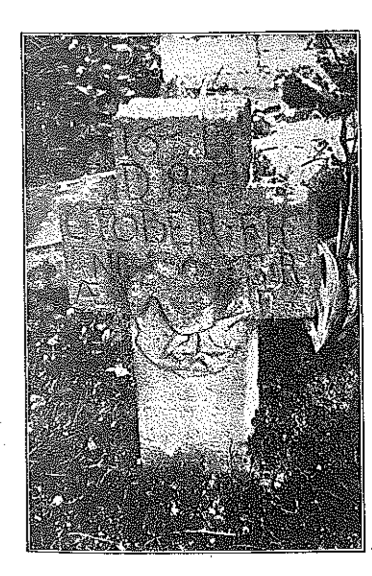


Abb. 5. Grab Frans Raef (1635 bzw. 1660)

Abb. 6. Grab Emig



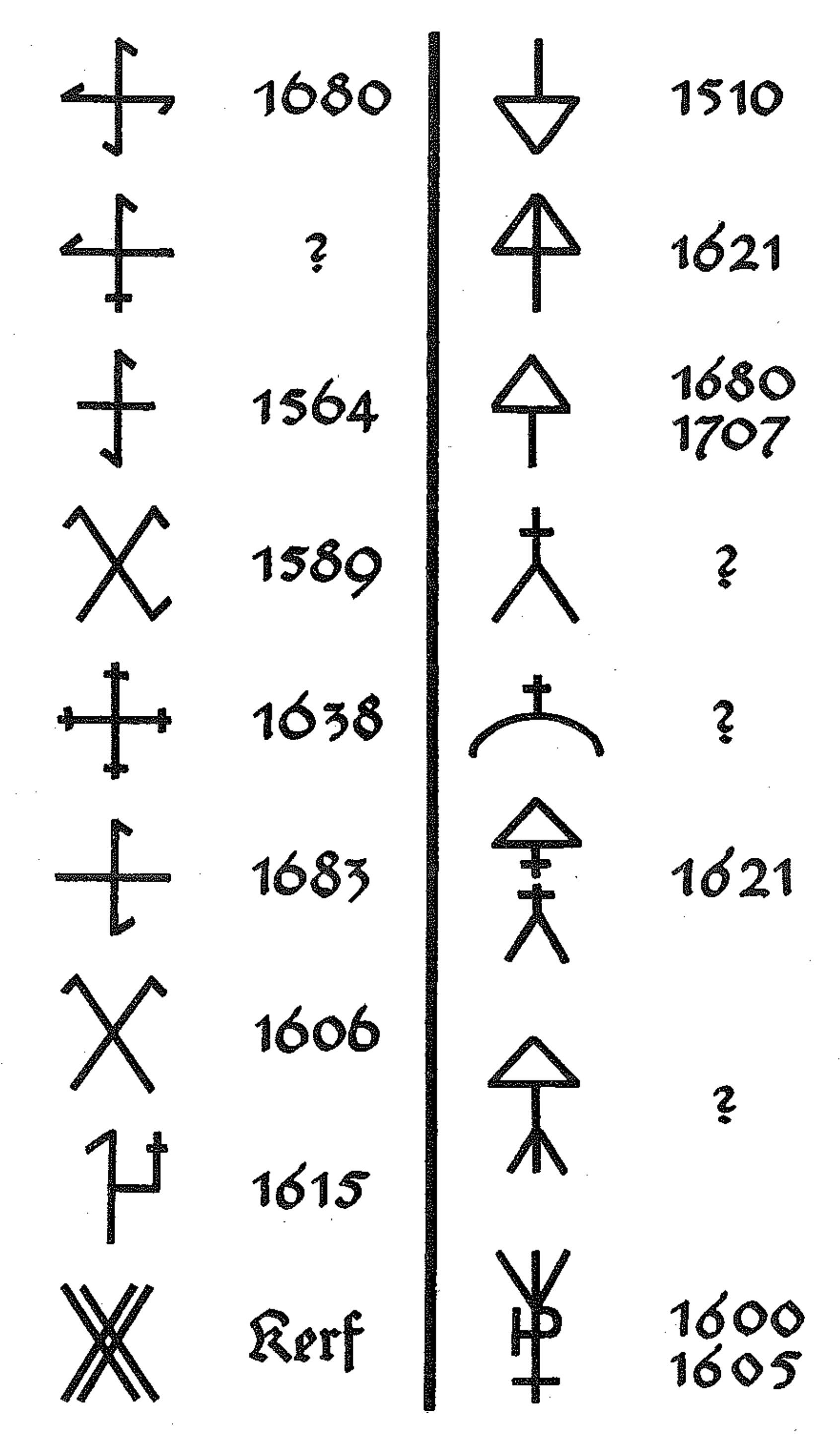


Abb. 7. 1680, Grab des Steffen Loehf (jetzt Loef) = Leben (?); Wendekreuz als Sinnbild des Lebens: Leben als tätige Wiederholung, als immerwährende Verwandlung des Ur-Gleichen. — Ohne Jahreszahl. Inschrift nicht zu entziffern; aus der Mal-Lage in die Rechtkreuzlage verschobene Leinen-Lauch-Formel (lina/laukar) mit Jahrkreuz am Stammfuß; findet sich in reiner Gestalt an den Externsteinen (siehe Germanien Heft 1, Seite 13). — 1564, ohne Inschrift, verkümmerte Wendekreuzform. — 1589, ohne Inschrift; siehe Notiz 2; reines lina/laukar/Zeichen mit verkümmertem Jahrkreuz am rechten Schenkel. — 1638, Inschrift: Christ Hein; Johanniterkreuz; befindet sich auch in Gondorf auf einem Grabkreuz von 1611, ohne Namen. — 1683, Grab des Joes Schaeffer, verwandelte Leinen-Lauch-Formel in Jahrkreuzgestalt. — 1606, Grab Becker, Leinen-Lauch-Formel, ohne Jahrkreuz; von Angehörigen derselben Familie gibt es noch zwei weitere Grabkreuze; das eine mit verkümmertem Jahrkreuzstrich, das andere jüngere in rundlicher Zeichnung. — 1615, Grab des Jac. Emig. — Ohne Jahreszahl. Grab Kerf: die Doppelkerbe als Übersetzung des Namens in ein Sinnbild. — 1510, namenlos; Grabstichelmotiv. — 1621, Grab Kro; das keltische tiu-Zeichen im Sinne von Sonne, Leben, Jahr im Grabhaus, im kleinen Sonnenlaufbogen. (Gottfried Benn: „Der Tod kommt ins Leben wie der Winter ins Jahr. Banalisieren wir das Leben nicht!") — 1680 und 1707, Hausmarke Lach (Lachstein = alte Form von Grenzstein!). — Ohne Jahreszahl. Grab Lorens Wasserscheit: Sonnwendzeichen — das Jahrkreuz am Ur; vielleicht schon als zeichnerische Übertragung des Wortes Wasserscheide aufzufassen. — Ohne Jahreszahl. Einfassung am Kreuzstamm eines jüngeren Grabes zu Gondorf; das Sinnbild zum leeren Ornament herabgesunken (Grabhügel mit Grabkreuz darauf). — 1621, Grab des Baltes Kre (Krähe); zwei Berge, die Sonnwendkimme mit Jahrkreuzen in der Sommer- und Winterwendestellung. — Ohne Inschrift; Hausmarke Lach verbunden mit dem umgekehrten Mensch-Zeichen = Lebensbaumsymbol. — 1600 und 1605, Grab Ant. Pot zu Gondorf: Mensch-Zeichen mit Jahrkreuz am Fuß = Binderune für den unlösbaren Zusammenhang zwischen dem Umlauf der Sonne und dem Leben des Menschen.

1625
1636
1738
?
1592

1625 und 1636, Hausmarke Lohr (Loher = Gerber); verkümmerte M- oder Wasser-Ideogramme (lagu), deren Sinngehalt ist, daß der Gottessohn wie der Sohn des Menschen jeder zu seiner Zeit untergehen und wieder auferstehen wird; der Gottessohn geht in die „leuchtende Lache" ein, aus welcher er wiedergeboren wird, wie der Menschensohn in sein Element, die Erde zurücktaucht und aus ihr wieder emporwächst. — 1738, Hausmarke Herberg und Lohr: die umgekehrte Leinen-Lauch-Formel verwandelt sich in W, die umgekehrte M-(lagu)-Formel des Weltenkreismeeres. Die lina/laukar/Formel belegt die Vermutung, daß es sich bei dem Namen Lohr um Loher, Lohgerber handelt, die im vergröberten Runensinn die tote Tierhaut vor dem Zerfall bewahren wie die Lappo-Finnen den kultischen Pferdesiesel mit „Leinen und Lauch" geschützt haben. Wenn das ursprüngliche Sinnbild seinen Sinn verliert, wird es Zweck, es verstofflicht zur Hof-, Haus-, Waren-, Schutzmarke, wird Stempel oder Ornament. Sinn ist Innen, Inhalt; Zweck ist Außen, Haut, Oberfläche. Wenn nach Nietzsche die Griechen „oberflächlich aus Tiefe" waren, so bedeutet diese Bemerkung nichts anderes als: sie lebten plastisch, aus dem Vollen, gestalthaft, unzersplittert wie unsere Ahnen, denen Sinn und Bild noch Eins war. — Diese Zeichenreihe (rechts oben) kommt zweimal vor; leider ohne Inschrift: das Grabstichelmotiv mit den beiden Johanniterkreuzen, die das ältere Runenzeichen für Leben in Jahrkreuzanordnung verkümmert wiedergeben. — 1592, Marke Jorg Vos; Spaltform der wintersonnenwendlichen Doppelaxt, die das Jahr in Winter und Sommer teilt, ohne es zu entzweien, ohne den Zusammenhang zu lösen: ein schönes Sinnbild für die Einheit der Welt, die sich unaufhörlich aus empfangender Ruhe und zeugender Bewegung dem Menschen als Gleichnis darstellt.

stehenden Lebens. Bemerkenswert ist auch noch die hag-al-Rune auf dem Grabstein Emig (Abb. 6). Im ganzen stimmen die Urformen der Grabsteinrunen mit den irischen Vorbildern überein.

Daß der Sinn der Runen noch bis in die völlig verchristlichte Zeit hinein bekanntgeblieben ist, beweisen die später an Stelle der Runen- und Hausmarken eingemeißelten Buchstaben **DSGG** = Dir sei Gott gnädig oder Der Segen Gottes Gnade, welcher Spruch zuweilen voll ausgeschrieben vorkommt. Wie leicht sich die römisch-katholischen Symbole in das Kleid der uralten licht- und lebensgläubigen Sinnbilder einschmiegen konnten, zeigt die allmähliche Umbildung des Wendekreuzes in das christliche Rechtkreuz, des Totengeleitvogels in den Hahn und der verquickten Jahresschlangen- und Sig-Zeichen in das himmlische Brot, in welches sich der Gottessohn verwandelt. Diese geläufige Einfühlsamkeit, die sich auch in der Setzung der Fest- und Feiertage zu Zeiten uralter

„heidnischer" Volksfeste kundgetan hat, bekräftigt den Glauben an den immerwährenden Wandel und die immerwährende Wiederkehr des Gleichen im neuen und dennoch uralten Gewande, der unseren Vorfahren aus dem reinen, ungebrochenen und tätigen Erlebnis der Natur, des Himmels und der Erde, erwuchs: denn die römischen Sendlinge und Seelenkolonisatoren haben, freilich ohne es selbst zu wissen, das Wasser der Ströme an die mütterlichen Quellen zurückgetragen und damit das Urwissen unserer Ahnen (wie vorher die Kelten durch ihr Druidentum) eher getrübt als gereinigt und bereichert.

Dennoch sind die Quellen nicht versiegt. Unter der christlichen Oberfläche lebt die tätige Erinnerung an den alten Glauben fort in dem Mangel an Todesfurcht und in der fröhlichen Zuversicht auf Wiederkehr, wenn alternde Moselleute — lange vor ihrem Lebenswinter — sich den Totenbaum aussuchen, fällen lassen und wohl verwahren, jenen Totenbaum, aus dem dereinst ihr Sarg gezimmert werden soll und dazu das Faß Wein bestimmen, das beim Leichenschmaus geleert werden muß. Ihnen ist das Brot himmlisch und irdisch zugleich; aus der Kraft des Lichts, der Ackerkrume und ihrer Arme gewonnen, strahlt es wie der Wein alle Kraft wider in die Arme, in die Krume und das eingewachsene Licht im Reigen der ewigen Verwandlung und Wiederkehr nach innen als Zuversicht und Mut, nach außen als derbe Herzlichkeit und frohe Laune.

Von der „Orientation germanischer Stätten" zur „Ortung"

Von Fritz Fricke

Teudts Ortungssatz (Germ. Heiligt. I. Aufl., S. 109) lautet:

> „Es ist in weiten Teilen Germaniens der auf astronomischer Beobachtung beruhende Brauch einer Nord- und Osteinstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden."

Auch Einstellungen zu den Sonnen- und Mondwende-Azimuten hatte Teudt beobachtet und in der II. Auflage obigen Satz entsprechend erweitert.

Es ist gut, sich heute jener Zeit vor fünf Jahren einmal zu erinnern, da ein scharfer Kampf mit wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Methoden gegen diese These Teudts einsetzte, um dann, im Vergleich zum heutigen Stadium dieses Forschungsgebietes, den ungeahnten Fortschritt zu erkennen und würdigen zu können. Ungeahnt sage ich, denn wenn wir Bearbeiter dieses Gebietes auch, teils mehr aus innerlichem Erleben, teils mehr aus wissenschaftlicher Erkenntnis und Begründung heraus überzeugt von der Orientation germanischer Stätten waren, so waren aber gerade wir, die wir kämpfend in vorderster Front standen, uns der Schwierigkeiten wohl am besten bewußt, die darin bestanden, gegen die alte vorgefaßte Meinung, eine solch astronomische Betätigung sei unseren Vorfahren nicht zuzutrauen, anzugehen.

Eine wesentliche Stützung hat inzwischen die Theorie erfahren durch Teile des umfassenden Forschungsgebiets *Herman Wirths*, indem er durch die vergleichende Kultsymbolik zu dem Schlusse kommt, daß der Anfang der Schriftzeichen im altatlantischen Kulturkreis auf die der Ortung analogen Richtungen im Jahresgeschichtskreis zurückzuführen ist, und indem er weiterhin in nordischen Ländern noch Beispiele von Ortungen nicht nur gegenständlich erhalten, sondern bewußt in der Überlieferung lebend vorfand.

Nun ist kaum ein Gebiet aus Teudts Werk so geeignet, um wissenschaftlich mathematische und astronomische Beweise für die Kulturstufe unserer Ahnen zu erbringen; anderseits aber ist auch auf keinem andern Gebiet in unverkennbarem Übereifer und Begei-

sterung so viel Phantastisches erstanden, wie hier; und das schadet der wissenschaftlichen Ortungsforschung und hat ihr seinerzeit, vor einigen Jahren, ungeheuerlichen Abtrag getan. — Was hatten denn eigentlich die zahllosen Gegner jener Behauptung Teudts einzuwenden? Sie haben — wenigstens soweit sie einigermaßen weitsichtig bei ihrem Gegenkampf verfuhren — wohlweislich nicht an der *Erscheinung* der Ortung gezweifelt, obwohl auch hierzu der (wenn auch wohlgemeinte) Übereifer mancher Laien nur zu berechtigten Anlaß gegeben hätte, nein, sie zogen lediglich das *Wesen* dieser Erscheinung in Zweifel, und so schließt denn eine Denkschrift eines Fachmathematikers aus dem gegnerischen Lager, dessen Ausarbeitung zweifellos die gründlichste ist, mit dem Satz, in bezug auf Teudts oben angestellte These:

> Die Annahme eines solchen Brauches ist überflüssig; die Erscheinung *braucht nicht* auf Absicht zu beruhen. Jedenfalls ist sie *kein Zufall* (!), sondern eine glatte Selbstverständlichkeit, die sich auf die mathematischen Eigenschaften einer Punktmenge und ihrer Verbindungslinien gründet. — (Sperrung u. eingekl. Interp. v. Verf.) —

Die genaue mathematische Nachprüfung dieses Widerlegungsversuchs der Ortung, als sinn- und planvoll von früheren Bewohnern angelegt, ergab aber Fehler und Ungenauigkeiten; und im Gegensatz zu der gegnerischen Behauptung und über ihre Absicht hinaus war gerade das Ausgehen von der Betrachtung der mathematischen Eigenschaften einer Punktmenge und *aller* zwischen ihr möglichen Verbindungslinien (unter Anwendung der Formel $\frac{n \cdot (n-1)}{2}$) geeignet, den unwiderbringlichen Nachweis zu liefern, daß die Erscheinung der Ortung sich nicht zwanglos und natürlich erklären ließ; denn die Häufigkeit des Auftretens der bislang nur wiedergefundenen Ortungslinien übertraf mehr oder weniger stark diejenige Zahl, die man naturgemäß als Bruchteil *aller* Verbindungslinien zwischen einer Punktmenge, als auf die besonderen Richtungen entfallend, hätte erwarten dürfen. Und zwar ergab im einzelnen eine Untersuchung, daß in Ostfriesland (fußend auf Dr. H. Röhrig, Heilige Linien durch Ostfriesland) 1½mal so viel Linien bereits gefunden waren, wie sich natürlich und zwanglos hätte erklären lassen; im Teutoburger Wald und Weserbergland waren es bereits viermal so viel (fußend auf Teudt, Germ. Heiligt.); und im Gebiet von und zwischen Harz und Thüringerwald ergaben sich nach meinen langjährigen Forschungen sechsmal so viel Linien, die zwanglos sich hätten erklären lassen können. Ich war nicht in der Lage, wegen Mangel an Karten, die durchschnittliche Abweichung der Ortungspunkte in Ostfriesland festzustellen, konnte dies indes bei Teudts Linien im Teutoburger Wald und Weserbergland nunmehr vornehmen. Das Ergebnis war dasselbe, wie von Teudt in vielen Fällen bereits angegeben, und es besteht demgemäß ein in die Augen springender Unterschied in der durchschnittlichen Genauigkeit der Ortungsanlagen zwischen Ostfriesland, Teutoburger Wald und Wesergebirge, und Harz und Thüringen, oder anders ausgedrückt, dem Flachland, dem Hügelland und dem Mittelgebirge, für den ich bislang immer nur noch die Erklärung anzuführen vermag, daß infolge klarerer Luftverhältnisse Messungen und Festlegen von geometrischen Örtern in höherer Lage mit größerer Genauigkeit möglich ist, als in der unsichtigeren, dickeren Luft von Tiefenlagen; nicht unmöglich aber mag es sein, daß vielleicht auch die größere Schwierigkeit des Bestimmens von Azimuten (Auf- und Untergangsorten) der großen Scheiben von Sonne und Mond in nördlicheren Breiten der Grund der verschiedenen Genauigkeit ist, oder jedenfalls mit dazu beigetragen hat; denn von den angeführten, untersuchten Beispielen liegt das ungenaueste, im Tiefland liegende am nördlichsten, das genaueste, im Mittelgebirge liegende, am südlichsten. In nördlicheren Breiten aber ist jener Horizontstreifen, gemessen vom ersten Berühren desselben durch die untere Kante des untergehenden Gestirns bis zum letzten Verschwinden des oberen Randes, größer als in südlicheren!

Auf jeden Fall konnte mathematisch der Satz in bezug auf Teudts Ortungsthese damals aufgestellt werden:

> Die Annahme eines solchen Brauches ist erwiesen (nämlich Anlage plan- und zweckvoller Ortung); die Erscheinung muß und kann nur auf Absicht beruhen. Sie ist weder ein Zufall, noch läßt sie sich durch die mathematischen Eigenschaften einer Punktmenge und deren Verbindungslinien erklären.

Zu diesem Tatbestand aber gesellt sich noch mehr, worunter zweierlei besonders hervorgehoben zu werden verdient:

1. Sonstige Eigenschaften jener Punkte, über die vorausgesetzte Eigenschaft vorgeschichtlicher Bedeutung hinweg. Z. B. die Namen; so findet sich auf einer Linie in Thüringen unter 20 Punkten zwölfmal ein auf Feuer, Brand und Leuchten bzw. Licht bezogener Name, über die zwölf, also unter den restlichen acht noch vermehrt durch drei „Sonnen"-örtlichkeiten. (Nord—Südlinie, die besonderer Benutzung zu Signalzwecken von Südthüringen zum Nordharz stark verdächtig ist.) Zweimal traf ich den merkwürdigen Fall an, daß bei Überquerungen breiterer Bergmassive durch die Linien sogar heute noch das Sonnwend- oder Osterfeuer nicht oben auf der Kuppe, sondern am halben Hange — auf der Heiligen Linie abgebrannt wird! Bezüglich sonstiger Ortungsmale findet man öfter die sonst unerklärliche Erscheinung, daß man nicht den höchsten, also sichtigsten Punkt, sondern einen an sich ungünstigeren wählte (was eben nur die Rücksicht auf die Heilige Linie erklärlich macht). — Auf die innere Verbindung mit der Sage und andere zwingende Gründe, die aber Unwägbarkeiten, mehr Dinge inneren Erlebens sind, kann in diesem kurzen Rahmen nicht eingegangen werden.

2. Während das oben Gesagte, auf mathematisch-astronomischen Gedankengängen Beruhende, hauptsächlich auf die Nord-Süd- und Ost-West-Ortung zutrifft, gesellte sich nun bezüglich der Sonnen- und Mondortung nach ihren Extremörtern im Nordosten und Nordwesten ein weiteres, schwerwiegendes Beweismittel hinzu. Nach Auffindung einer größeren Zahl solcher Sonnen- und Mondextremortungen, teils in verschiedenen Breiten, teils über längere Entfernungen, also durch verschiedene Breiten hindurch, stellte sich in auffälliger Weise die veränderte Richtung derselben heraus; absolut entsprechend dem in allen Breiten verschiedenen Extremazimuten wurde in südthüringer und oberfränkischer Gegend eine Richtung von durchschnittlich 129 bzw. beim Mond 139 Grad, in Gegenden hannoverscher Breite aber bereits eine solche von fast 132 bzw. 142 Grad festgestellt, und zwar von mir zunächst, besonders aber von vielen andern unbewußt, so daß man zunächst vor einer unerklärlichen Erscheinung stand, bis dann der Grund dieser veränderlichen Erscheinung gewichtige Beweiskraft wurde.

Alles, was über Sinn, Zweck und Entstehung der Ortungsanlage anzuführen wäre, und was ich aus eigener Erkenntnis fand bzw. annehmen zu können glaubte, deckt sich absolut mit den wertvollen Entdeckungen und Erkenntnissen Herman Wirths und Wilhelm Teudts zu diesem Gebiet. Nur eine eigentümliche Erscheinung des von mir in Mitteldeutschland erforschten Gebiets will ich noch anführen: von je sechs Sonnen- und Mondlinien weisen die ersteren nach Nordwesten, zum Sonnenuntergangsazimut, die letzteren nach Nordosten, zum Mondaufgangsazimut; sollte diese Beobachtung nicht auf rein Zufälliges gestoßen sein, so blieb mir seinerzeit nur die Erklärung, daß vielleicht beim Monde das kultische Moment in der Winternacht der A u f g a n g, abends im Nordosten, bei der Sonne der U n t e r g a n g, ebenfalls abends, aber im Nordwesten, gewesen sein mag; die Erklärung ist gezwungen; mag sein, daß sie aber auf einen landschaftlich begrenzten, längeren Brauch doch zutreffend und zurückzuführen wäre.

Alles, was über das Angeführte hinaus, oder gegensätzlich zu ihm, beobachtet worden, angeblich entdeckt worden ist, hat auf jeden Fall mit der Ortung im angeführten Sinne, im Sinne von Teudts These, mitbestätigt durch Wirths Forschungen und andere, nichts

zu tun. Hier handelt es sich um eine Erscheinung, deren inneres Wesen sowohl auf das erste weltanschauliche, religiöse Hindrängen der Menschen zum Ding an sich, wie auf das dringende Bedürfnis kalendarischer Rücksichten zurückzuführen ist und sich ja äußerlich in der Kultsymbolik genau so zeigt, wie in der Ortung auf der Erdoberfläche. Angebliche „Liniensysteme" in anderen Richtungen als astronomisch und kalendarisch bedeutsamen, oder auch „Systeme", die sich z. B. wie ein Gradnetz mit ganz bestimmten, gleichen Zwischenräumen über die Erdoberfläche legen, haben weder mit der Erscheinung, noch dem Wesen dieser Ortung das mindeste zu tun. Verschiedene mir an Hand von Karten vorgewiesene solche „Systeme" waren bereits auf Karten im Maßstab 1 : 100 000 als völlig illusorisch zu erkennen; nur ausnahmsweise lief eine solche „Linie" durch einen Punkt, meist durchweg mit 2—4 Grad Abweichung an ihm vorbei. Eine solche Erscheinung ist allerdings „kein Zufall, sondern eine glatte Selbstverständlichkeit, die sich auf die mathematischen Eigenschaften einer Punktmenge und ihrer Verbindungslinien gründet", wie seinerzeit Oberstudienrat Dr. Altfeld ausführte. — In voller Anerkennung und Würdigung des Eifers vieler unserer Freunde, gerade auf diesem, jedem zugänglichen Gebiet der Ortung, muß es daher gesagt sein, daß allerpeinlichste Genauigkeit beim Nachspüren der Ortungserscheinung am Platze ist; andernfalls würde die Forschung nicht gefördert, sondern nur herabgesetzt.

Als ich im Januar 1931 das Ergebnis meiner damaligen Ortungserkenntnisse, gipfelnd in der Unumstößlichkeit jenes Satzes Teudts, in zwölfseitiger Denkschrift Geheimrat Prof. Dr. Kossinna unterbreitete, hatte ich die Genugtuung, Ende Februar handschriftlich von ihm zu erfahren, daß meine Arbeit einen durchaus günstigen Eindruck auf ihn gemacht habe und d a ß er sie im Mannus veröffentlichen wolle. Warum diese Absicht des leider Ende 1931 verstorbenen Altmeisters deutscher Vorgeschichte, zu der er mit durch Urteil herangezogener Mathematiker gelangte, nicht durchgeführt wurde, entzieht sich meiner Kenntnis; wohl habe ich, schon nach Kossinnas Tode, noch die Korrekturbogen vom Verlag Curt Kabitzsch gelesen, aber die Veröffentlichung unterblieb dann, ohne daß es mir gelang, die eigentlichen Gründe festzustellen, die ja vielleicht inzwischen überholt sein mögen? —

Ziehen wir den Schluß aus dem ganzen fünfjährigen Kampf um und wider die Ortung, so ist zu folgern, daß es sich dabei keinesfalls um eine Erscheinung handelt, die eine glatte Selbstverständlichkeit ist, sich zwanglos und natürlich erklären ließe, sondern daß das Wesen dieser Erscheinung, deren Vorhandensein mathematisch nachgewiesen ist, sich nur und ausschließlich durch die Annahme vorsätzlichen Waltens ehemaliger Bewohner erklären läßt, wie es ja genau in jenem Satz Teudts von 1928, der also uneingeschränkt dasteht, zum Ausdruck kommt:

> „Es ist in weiten Teilen Germaniens der a u f a s t r o n o m i s c h e r B e o b a c h t u n g b e r u h e n d e B r a u c h (!) einer Nord- und Osteinstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden."

„Der Gegenstand deutschen Sehnens und Ringens ist durch die Jahrhunderte derselbe geblieben: es war die machtvolle Einheit des deutschen Volkes. Lang und schwer war bisher der Weg deutscher Volkwerdung. Zwei Reiche mußten erst zerfallen, ehe im Dritten Reich die letzte Stufe dieses Weges erreicht wurde. Jetzt baut sich das Neue auf Grundsteinen und Trümmern des Alten. Das Geschehen in deutscher Zukunft nährt sich aus der Geschichte deutscher Vergangenheit."

Wilhelm Höper in „Die drei Reiche."

Die „Menschenopfer“ nach der Varusschlacht

Von Dr. J. O. Plaßmann

Unter den Beweisen, die man für die Sitte der Menschenopfer bei unseren Vorfahren anzuführen pflegt, steht an erster Stelle jene berühmte Schilderung in *Tacitus*' Annalen I, 61, wo von dem Rachezug des Germanicus und seinem Vorstoß auf die Walstatt der Varusschlacht berichtet wird. Caecina wurde mit einer starken Mannschaft vorausgesandt, um dem Hauptheere den Weg durch Bergwälder und Sümpfe zu bereiten. Er stieß zuerst auf das Lager des Varus; noch standen die Werke in ihrem alten Umfange; „ferner konnte man an dem halbzerstörten Wall und dem flachen Graben sehen, daß sich hier die stark geschwächten Reste des Heeres gelagert hatten“. Von hier muß Caecina noch ein Stück weitergezogen sein, bis er zum Mittelpunkt des Schlachtfeldes gelangte; Tacitus fährt freilich ohne Übergang fort: „In der Mitte des Schlachtfeldes sah man die bleichenden Gebeine der Kameraden, je nach dem, ob sie geflohen waren oder Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder zusammengehäuft. Daneben sah man Trümmer von Waffen und equorum artus simul truncis arborum antefixa ora, lucis propinquis barbarae arae, apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant.“

Die lateinisch wiedergegebenen Stellen bereiten einer genauen Übersetzung nicht geringe Schwierigkeiten; die Knappheit Taciteischen Stiles steht hier der Deutbarkeit im Wege. Allgemein faßt man die Stelle so auf: nach dem Siege haben die Germanen die Tribunen und die Centurionen ersten Grades geschlachtet, um dann ihre Schädel an den Baumstämmen anzunageln. W. Capelle (Das alte Germanien, S. 119) übersetzt: „Daneben lagen Trümmer von Waffen und Pferdegerippe; an den Stämmen der Bäume waren Menschenschädel angenagelt. In den benachbarten Waldlichtungen fanden sich Altäre der Barbaren, an denen sie die Tribunen und Centurionen ersten Grades geschlachtet hatten.“ Jede Übersetzung ist hier aber zunächst eine Deutung, der die Vieldeutigkeit des Ausdruckes im Wege steht. Daß „equorum artus“ Pferdegerippe sind, steht noch keineswegs fest; zunächst sind es Teile von Pferden, es können auch einzelne Glieder gemeint sein. Auch die Übersetzung von „antefixa ora“ ist ganz strittig: weder antefixa noch ora ist ohne weiteres mit Sicherheit zu übersetzen. „Ora“ sind zunächst die Teile des Gesichtes, die um den Mund (os) gelagert sind; das Wort wird zuweilen für „Gesicht“ schlechthin gebraucht, aber sehr selten für „Schädel“ überhaupt. Man könnte vermuten, daß Tacitus hier insbesondere für die Totenschädel, deren Mundpartie ja besonders in die Augen fällt („grinsend“), diesen umschreibenden Ausdruck gewählt habe. Noch unklarer aber ist „antefixa“. Bedeutet es „angenagelt“, so müßten wir uns die Schädel seitwärts an die Stämme der Bäume genagelt denken. Aber das ist keineswegs sicher, denn auch „trunci arborum“ bedarf einer besonderen Erklärung. Sind es die „Stämme der Bäume“, die als ganze Bäume bei den nahen Altären stehen, oder sind es „Baumstümpfe“? In dem letzteren, wahrscheinlicheren Falle kann „antefixa“ nämlich eine andere Bedeutung als „angenagelt“ haben: die Schädel können „vorne“, d. h. oben auf die Baumstümpfe draufgesetzt sein. Wir werden sogleich sehen, daß diese Deutung viel für sich hat.

Außerdem ist aber auch der syntaktische Zusammenhang noch deutungsfähig: gehört „equorum (artus simul truncis arborum antefixa ora)“ als Gesamtbegriff zusammen? So faßte es Jacob Grimm auf (Deutsche Myth. 4, S. 38), wobei er zugleich auch die Schädel auf die Baumstämme draufgesetzt denkt; er stellt aber „ora“ parallel neben „equorum artus“ und hält die Schädel für Pferdeschädel: „Wenn Caecina, als er sich dem Schauplatz der varischen Niederlage näherte, auf Baumstämmen Pferdehäupter befestigt erblickte, so waren diese keine anderen als die römischen Pferde, welche die Deutschen erbeutet und ihren Göttern dargebracht hatten.“ Grimm denkt hier anscheinend (obschon er

es nicht sagt) an eine Parallele zu den Neidstangen, auf denen Pferdeköpfe befestigt sind, wie sie später noch bei Saxo Grammaticus (5, 75) bezeugt sind: „immolati diis equi abscissum caput conto excipiens subjectis stipitibus distentos faucium rictus aperuit“. Die Stelle ist um so auffallender, als hier ausdrücklich von einem den Göttern geopferten Pferde gesprochen wird. Das künstlich geöffnete Maul hatte abwehrende Bedeutung, ähnlich wie die Pferdehäupter an den Schiffsteven des Nordens. Noch in dem bekannten Märchen von der Gänsemagd kommt ja das Haupt des Rosses Fallada über dem Torgang als ein kultgeschichtlicher Bestand unseres Volksmärchens vor.

Es wäre immerhin denkbar, daß die Germanen solche Abwehrzeichen gegen die bösen Geister des Schlachtfeldes rings um ihre heiligen Haine errichtet hätten, ein Vorgang also, der dem von Saxo geschilderten entspräche. Aber die richtige Deutung des unklar gezeichneten Bildes hängt ganz von der richtigen Übersetzung der einzelnen Ausdrücke ab, und diese Übersetzung muß sich wiederum auf anschauliche Parallelen stützen, soweit sich diese beibringen lassen. Wir können Grimm soviel zugestehen, daß „antefixa“ auch „draufgesetzt“ bedeuten kann, und daß die „trunci arborum“ sehr wahrscheinlich Baumstümpfe bedeuten, denn wenn es sich um vollständige Bäume gehandelt hätte, so würde die Wendung „arboribus affixa ora“ völlig genügt haben. Doch unterliegt die Auffassung, daß es sich um *Pferdeschädel* gehandelt habe, einigem Zweifel, zumal unmittelbar darauf von den Altären in den benachbarten Hainen die Rede ist, an denen die hohen Offiziere geschlachtet worden seien. Es liegt doch sehr nahe, hier an die Schädel dieser Geopferten zu denken. Aber aus welchem Grunde hatte man sie geopfert, und warum hatte man ihre Schädel gerade auf die Stümpfe der Bäume gesetzt, die vermutlich am Rande der heiligen Haine standen? Wir müssen bedenken, daß es sich jedenfalls hierbei um eine hochkultische Angelegenheit handelte, denn „barbarischer Blutdurst“ oder „wilde Rache“, wie man es sonst zu deuten pflegte, sind zu abgestandene Begriffe, als daß man sie zu wissenschaftlichen Argumenten machen könnte.

Ich glaube, hier kann uns eine weit ausgreifende Vergleichung mit einem viel späteren Brauche weiterhelfen; zumal wenn wir bedenken, daß das kultische Element, vor allem im deutschen Rechtsbrauch, ein sehr zähes Leben bis in die neueste Zeit hinein geführt hat. Machen wir uns zunächst ein Bild von der gesamten Lage nach der Schlacht: Was die Germanen am meisten gegen das Regiment des Varus aufgebracht hatte, war die Verachtung ihres eigenen Rechtes und die Einführung römischer Rechtsverfahren durch Varus gewesen, wie von Dio, Velleius Paterculus und Florus übereinstimmend berichtet wird. Gegen die Advokaten richtete sich denn auch nach der Schlacht der besondere Grimm der Sieger, wie Florus anschaulich berichtet; es wurden die verschiedensten Arten von Strafen an ihnen vollzogen, unter denen das Abhauen der Hände sich noch lange im deutschen Rechtsbrauch erhalten hat. An den hohen Offizieren vollzog man dann, wenn unsere Deutung der Stelle in den Annalen richtig ist, eine besondere Strafe: man tötete, d. h. man enthauptete sie an den Altären in den heiligen Hainen und setzte ihre Köpfe auf die Stümpfe der Bäume, die ringsum, oder am Rande der Haine standen.

Wer hatte nun diese Baumstümpfe geschaffen, d. h. wer hatte die Bäume umgehauen? Ich glaube, diese Frage führt uns auf eine Spur, die uns zugleich zu einer sinngemäßen Deutung des ganzen Vorganges als einer *kultisch bedingten Rechtshandlung* führt. Daß jede Art von Hinrichtung im Ursprunge einen kultischen Akt, also im eigentlichen Sinne eine *Opferung* darstellt, wissen wir seit K. v. Amira genau. Und dieser Sinn scheint auch in der Opferung der hohen Offiziere zu liegen, die als die Hauptverantwortlichen an der zu sühnenden Freveltat bestraft wurden. Worin aber Vergehen und Sühne eigentlich bestanden, das zeigt uns der Vergleich mit einem späten Bauernweistum, in dem sämtliche Voraussetzungen der genannten Art enthalten sind.

Wir lesen in dem Protokoll des Holtdinges (Holzgerichtes) zum Harenberg, unweit

Blumenau und Limmer bei Hannover, unter dem 13. November 1720 folgendes (vgl. Grimm, Weistümer III, 283):

Frage 23: So einer befunden, der einem fruchtbaren Heister (junger Baum — vgl. „arbor frugifera“) den Poll (Kopf, Wipfel) abhauete, wie hoch derselbe soll gestrafet werden?

Antwort: Wenn der Heister fruchtbar sei, solle dem Täter der Kopf wieder abgehauen werden.

Frage 24: Wenn einer einen *Schnatbaum* (Grenzbaum) abhauet, wie hoch derselbe solle gestrafet werden?

Antwort: Man soll dem Täter den Kopf *auf dem Stamm* wieder abhauen.“

In dem letzteren Falle handelt es sich um Grenzbäume, die eine besondere Heiligkeit hatten (J. Grimm, Grenzaltertümer 128; Kl. Schriften II, 56).

Ganz ähnlich heißt es für die Gummer Holzmark (Weist. III, 288, Nr. 26):

„Wenn einer einen Baum köpfete, derselbe soll wiederum geköpfet werden.“

Die Strafe ist also gewissermaßen ein Analogon für das Vergehen am heiligen Baum; die fruchttragenden Bäume galten ja bei den Germanen in besonderem Maße als heilig. Es wird aber diese Strafe dadurch besonders betont, daß dem Täter der Kopf *auf dem Stamme* abgehauen wird, der sinnbildliche Vorgang wird also besonders verdeutlicht. Nun geht aber dieser sinnbildliche Zusammenhang noch viel weiter. Im Weistum der Hülseder Mark (Grimm, Weist. III, 302, Nr. 25) heißt es:

„Wann einer einer Eiche den Poll abhauete, dem soll man *den Kopf abhauen und an die Stelle setzen*“, d. h. an die Stelle des abgehauenen Wipfels, also auf den Baumstumpf! Und ebenso heißt es in der Beberer Mark (Grimm, Weist. III, 305, Nr. 16): wer eine Eiche (also einen fruchttragenden Baum) verstümmelt hat, „den soll man bringen bei den Stämmen und hauen jhme seinen Kopf ab und *setzen denselbigen solange drauf*, bis daß er (der Poll) wieder wächst“. Hier wird der sinnbildliche und zugleich der uralte Gehalt besonders deutlich: der Baumfrevler muß mit seinem eigenen Haupte, mit seinem eigenen Leben für das Leben des gemordeten Baumes einstehen. So sagt auch eine andere Bestimmung (vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I., S. 27 f): „Wer Blumholz (eine Bloemware) zur Nachtzeit gehauen hatte, sollte mit dem Stamm vor Gericht gebracht und ihm daselbst auf dem Stamm mit einem Blaser (mit einem Hiebe) der Kopf abgeschlagen werden.“

Mensch und Baum erscheinen hier nach uralter Vorstellung gewissermaßen als eine Einheit; das kommt umgekehrt auch in den zahlreichen Sagen von den Blutbäumen zum Ausdruck, die aus dem Blute unschuldig Gerichteter entstanden sein sollen (vgl. Mannhardt a. a. O. S. 40). Hier tritt der Baum wieder an die Stelle des unschuldig Gerichteten, wie im umgekehrten Rechtsbrauch der Mensch an die Stelle des von ihm zerstörten Baumlebens zu treten hat. Das hohe Alter dieser Rechtsbestimmungen geht schon daraus hervor, daß sie sich gewiß nur noch als uralte Tradition fortüberliefert haben; denn im 18. Jahrhundert wird in Wirklichkeit kein Mensch mehr wegen eines Baumfrevels enthauptet worden sein. Und darum können wir aus dem späten Brauche auf eine um fast zwei Jahrtausende zurückliegende Rechtsanschauung rückschließen, zumal wenn wir den gesamten Bestand, wie er in den Weistümern zutage tritt, bei Tacitus beisammen finden. Das Bild wäre dann folgendes:

Die Römer haben, vermutlich auf Befehl der Tribunen und der Centurionen ersten Ranges, vielleicht auch des Varus selbst (dem später auch der Kopf abgehauen wurde), die Bäume an den heiligen Hainen gefällt oder abgesägt; vielleicht im Zusammenhange mit der von Varus erstrebten Rechtsumgestaltung im römischen Sinne. Jedenfalls wurden nach der Schlacht, als sich der Zorn über die erlittenen Rechtsbeugungen entlud, die verantwortlichen Führer gemäß der Satzung bestraft, die als uraltes Weistum dem Sinne nach noch in den Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts wiederzuerkennen ist. Dies Menschenopfer

wäre dann eine kultische Sühnehandlung, also vielmehr eine Strafe als ein Opfer in dem Sinne, den wir mit dem Worte „Menschenopfer“ zu verbinden pflegen. Hier verschwimmen vielmehr die starren Begriffe: die Todesstrafe ist, rechtsgeschichtlich aufgefaßt, für den Germanen eine Art von Sühneopfer an die beleidigte „Gottheit“ (weshalb etwa Odin der hangatyr, der Gott der Gehenkten ist)[1]. Aber auch der Begriff der „Gottheit“ geht hier auf seine Wurzel zurück: es ist das lebendige Leben der Natur selbst (mit einem wenig ansprechenden Worte „Vegetationsdämon“ genannt), das die Sühnung erheischt. Die Rechtshandlung berührt sich hier eng mit dem sogenannten „Zauber“, wenn man diese Begriffe, die das alles einer „primitiven“ Sphäre zuweisen wollen, in der üblichen Bedeutung gelten lassen will.

Wir können jedenfalls daraus erkennen, daß die „Menschenopfer“ der Germanen mit ganz anderen Augen betrachtet werden müssen, als es gemeiniglich geschieht. Die Grenze zwischen „Barbarei“ und „höherer Kultur“ ist hier ebenso wenig zu suchen, wie heute zwischen solchen Völkern, die die Todesstrafe vollziehen, und solchen, die sie ablehnen. Erst ein moderner humanitärer Rationalismus hat solche Scheidungen überhaupt erfunden; die Bauernweistümer leben (trotz gemilderter Praxis) noch in einer viel naturnäheren Vorstellungswelt, die aber darum noch nicht die „primitivere“ ist.

Die Germanen in der Silvesterpredigt des Kardinals Faulhaber

(Fortsetzung aus Heft 3, 1934)

Von O. Suffert

Meine Ausführungen im Märzheft[2] beschäftigten sich mit den ersten drei jener „Tatsachen“, mit denen Kardinal Faulhaber das „Germanentum nicht anklagen oder angreifen“, mit denen er vielmehr darlegen will, wie notwendig die Einführung des Christentums gewesen sei, um in jeder Beziehung das Germanentum auf eine höhere Stufe der Gesittung zu heben. Bewußt habe ich geschrieben, daß der Kardinal diese „Tatsachen“ einseitig *mit* benutzen wolle, um den Germanen Kultur abzusprechen. Das Wörtchen „mit“ habe ich hinzugesetzt, weil zu vermuten war, daß von gegnerischer Seite diese „Tatsachen“ nicht als zum „Kulturbereich“ gehörig angesprochen werden könnten, daß sie vielmehr „Charakterzüge“ darstellten und daß man also, um die Kultur des Germanentums zu zeigen, sich gegen andere Abschnitte der Predigt zu wenden habe. Das wird noch geschehen. Ich vermag diese „Charakterzüge“ vom kulturellen Gesamtbilde nicht zu trennen. Ist überhaupt — dies nebenbei — eine Änderung der Charakteranlagen eines Volkes durch Erziehung möglich? (Und die Einwirkungen des Christentums sind einer Erziehung gleichzusetzen!) Die Rassenbiologie lehrt uns, diese Frage zu verneinen. Charakteranlagen gehören zu den Erbanlagen, und wenn bestimmte derartige Anlagen in einem Volke sich

[1] In diesem Sinne ist auch unsere heutige Todesstrafe noch als „Menschenopfer“ zu werten. Überhaupt ist es grundfalsch, wenn auch allgemein üblich, das Menschenopfer als etwas wesenhaft „Heidnisches“ dem „Christlichen“ gegenüberzustellen. Auch die Verbrennung des „Ketzers“ ist ein Menschenopfer im eigentlichsten Sinne; nach der gebräuchlichen Formel „wird der Leib den Flammen übergeben, auf daß die Seele gerettet werde.“ Das Wort „Autodafé“, zu deutsch „Glaubensakt“, stellt diese Art von Menschenopfer, das dem Wesen nach wohl auf phönizisch-orientalische Vorbilder zurückgeht (Moloch-Opfer), ja ausdrücklich als eine religiöse Handlung hin. Das alte Testament endlich kennt ebenfalls in der Erzählung von der Opferung Isaaks das Menschenopfer als eine religiös aufgefaßte Einrichtung.

[2] Zu S. 69 ist noch zu verbessern: Frauenlobs *Marienleich* (nicht Frauenleich). Es ist nicht ohne Reiz, festzustellen, daß das Festhalten „heidnischer“ Vorstellungen sich gerade bei der Empfängnis Marias zeigt (zur Erläuterung sei noch bemerkt, daß zugleich mit dem Gottessohne die sieben Sakramente, siben heilikeit, in ihrem Schoß ruhen).

häufiger oder weniger häufig zeigen sollen, so ist eine solche Änderung nur durch Auslese oder Ausmerze möglich, nicht aber durch Erziehung. Wenn man z. B. annimmt, daß jeder der 4500 Sachsen, die bei Verden a. d. A. im Zusammenhang mit der Einführung des Christentums gemordet worden sind, die Charakteranlage der Unbeugsamkeit gehabt habe, so hat eine negative Selektion (Ausmerze) stattgefunden, und in der Gesamtzahl der sächsischen Erbstämme fehlten fortan 4500 Einheiten mit dem Merkmal der Unbeugsamkeit, soweit die Ermordeten nicht gesunde Kinder hinterließen.

Zu der „Tatsache" des „wilden Aberglaubens" ist noch einiges Grundsätzliche hinzuzufügen. Ich habe schon gezeigt, daß Tacitus nicht daran denkt, von Aberglauben zu sprechen. Aberglaube ist kein selbständiger, sondern ein bezogener (relativer) Begriff; es handelt sich um Anschauungen, die entweder zum Kirchenglauben oder zur Lehre der Wissenschaft im Gegensatz stehen. Hier haben wir es nur mit dem Verhältnis zum christlichen Glauben zu tun. Alles, was zum Eigenglauben[1] der germanischen Zeit gehört, wird erst nach der „Einführung" eines neuen Glaubens zum Aberglauben und eben durch diesen Ausdruck als minderwertig bezeichnet. Vom Christentum aus gesehen, huldigten die Babylonier, die Kardinal Faulhaber gegenüber den Germanen als kulturell besonders hochstehend hervorhebt („Die Babylonier hatten sogar eine Art Psalmen in ihrem Kult"; S. 8 der Predigt[2]) einem wüsten Aberglauben. Die Wissenschaft hat natürlich eine andere Art, zu sehen; im „Reallexikon der Vorgeschichte" sagt Prof. Dr. Ebeling: „Was vom Standpunkte moderner Aufklärung oder christlicher Weltanschauung so (d. h. als Aberglauben) zu benennen ist, ist in Babylonien ein allgemein anerkannter Bestandteil der offiziellen Religion." Genau so sind jene Bräuche der Germanen zu beurteilen, die Kardinal Faulhaber als Aberglauben verurteilt. Unter dem gleichen Stichwort „Aberglauben" behandelt Prof. Dr. Löhr ebendort[3] die allgemeine Bedeutung des Wortes, und die Ausführungen sind wegen ihrer Beziehung auf die Kirche in unserem Zusammenhang besonders bedeutsam: „Jedenfalls soll dieser Glaube als illegitimer dem legitimen einer höheren Religionsstufe gegenübergestellt, als ein überwundener Glaubensstandpunkt vergangener Zeiten bezeichnet werden. In Wirklichkeit erstreckt sich dieser, offiziell für überwunden erklärte Glaube in allen möglichen Konsequenzen auch in die höhere Religionsstufe hinein; man denke z. B. an die kirchlichen Sakramente, wo geistige Güter an konkrete Stoffe gebunden erscheinen."

Wir müssen auch darauf hinweisen, daß im Mittelalter die Kirche an die Dinge, die sie als Aberglauben bekämpfte, selber glaubte. „Kirchliche und weltliche Organe bis hinauf zu Papst und Kaiser waren nicht nur von der Existenz, sondern auch von dem Eingreifen dämonischer Mächte in das menschliche Leben und von der Fähigkeit des Menschen, sich diese dienstbar zu machen, überzeugt. Wenn daher Karl der Große in einem Kapitular das Wahrsagen, Traumdeuten, Zaubern, Wettermachen verbietet oder sich gegen den Gebrauch des Chrisma[4] zu Heilungen und Malefizien wendet, so tut er das nicht, weil er als Aufgeklärter dieses abergläubische Treiben verurteilt, sondern weil er wie die Kirche das unheilvolle Eingreifen gottfeindlicher Dämonen in die Geschicke des Menschen fürchtet" (Handwörterbuch des Aberglaubens, hg. von Hoffmann-Krayer, Bd. I, Sp. 64—87). — Nach diesen Zeugnissen ist der Vorwurf des wilden Aberglaubens noch weniger berechtigt.

4. Wenden wir uns zur vierten Feststellung des Kardinals (S. 5/6): „Tatsache ist,

[1] Seit Jahren gebrauche ich die Bezeichnung „Eigenglauben der Germanen" anstatt „germanisches Heidentum", weil unserem Sprachempfinden nach „Heidentum" nicht allein das „Nichtchristliche", die Andersgläubigkeit bezeichnet, sondern gleichzeitig mit einem absprechenden Werturteil verbunden ist.

[2] Ausgabe der Predigt: s. S. 66 Anm. 1.

[3] Reallexikon der Vorgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter hg. v. Max Ebert, Berlin, Walter de Gruyter u. Co. Bd. I (1924), S. 2.

[4] Weiheöl.

daß die germanischen Völker in unbändiger Kriegslust gegen die Römer kämpften (K. 37), die damals die Stämme südlich von der Donau und westlich vom Rhein bereits in das römische Weltreich eingegliedert hatten. Unter sich lagen die germanischen Völker in fast ewigen Bruderkriegen. Nur von ‚dem edelsten Volk der Germanen', den Chauken, weiß Tacitus zu berichten, daß sie durch Gerechtigkeit statt durch Kriege sich behaupteten (K. 35)." Eben der Gerechtigkeit halber wollen wir doch noch hinzufügen, was Tacitus am Schluß dieses Kapitels über die Chauken berichtet: „Doch sind sie jederzeit bereit, die Waffen zu ergreifen, und stellen, wenn es die Not erheischt, ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld." Tacitus will von den Chauken also durchaus nicht sagen, daß sie etwa einem weichlichen Pazifismus gehuldigt hätten.

Wie man aus dem angezogenen Kapitel 37, das eingangs von den Kimbern handelt, einseitig auf Angriffe der Germanen gegen die Römer schließen kann, bleibt unerfindlich. Für Tacitus ergibt sich die erwünschte Gelegenheit im Anschluß an den Bericht über die Kimbern das Verhältnis zwischen Germanen und Römern darzustellen, wie es sich vom Kimbernzuge bis zum 2. Konsulate des Kaisers Trajan gestaltet hat. Das sind 210 Jahre, und „solange" — sagt Tacitus — „siegt man — an Germanien" (tam diu Germania vincitur). Wörtlich heißt das: Solange wird Germanien besiegt, und eine solche Ausdrucksweise setzt voraus, daß in der Hauptsache die Römer die Angreifer gewesen sind. Besonders deutlich wird das, da Tacitus, nachdem er kurz die Kriege gegen die Samniter, die Punier, Spanier, Gallier und die Parther erwähnt hat, bemerkt: „Wirkt ja der Freiheitsdrang der Germanen stärker als der Herrscherwille eines Arsakes" (quippe regno Arsacis acrior est Germanorum libertas)[1]. Arsakes ist der Begründer des Partherreiches um 250 v. Chr. Die Parther versuchten ihr Reich, aus dem Raum des alten Perserreichs etwa, nach Westen und Nordwesten auszudehnen und stießen dabei mit den Römern zusammen. Dem gegenüber spricht Tacitus von der germanischen Libertas: die Germanen verteidigen ihre Freiheit, die von den Römern bedroht wird. Im übrigen aber sind wir stolz darauf, kriegs*tüchtig* zu sein und gewesen zu sein.

Da nun den Germanen vom Kardinal Faulhaber vorgeworfen wird, daß sie in unbändiger Kriegslust gegen die Römer kämpften, so sollte man annehmen, daß den Römern in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen wäre. Ich führe hier einige Sätze aus einem Bande von Teubners geschichtlichem Unterrichtswerk an. Es gehört zu denen, die in Deutschland am meisten verbreitet sind, doch wohl deshalb, weil es zu den besten gehört. Dort[2] heißt es bei der abschließenden Darstellung der Geschichte der römischen Republik: „Im 3. und 2. Jahrhundert (v. Zw.) hatten die Römer ihr Weltreich zusammengebracht in Kriegen, die sie mit bewundernswerter Zähigkeit, aber auch mit beispielloser Barbarei führten. Dann hatten sie in ihrer Habgier aus allen Provinzen unermeßliche Reichtümer zusammengeraubt und nach Rom geschleppt. Darüber ging nicht nur der römische Bauernstand, sondern auch die alte Römerart zugrunde. Die Besten unter den Römern jedoch bereicherten sich mit den Schätzen des griechischen Geistes. — Im letzten Jahrhundert hatten die Römer, während sie die rechte Form der Herrschaft über das Riesenreich suchten, gegeneinander gewütet. Italien wurde dabei entsetzlich verwüstet, in Rom drängten sich die Hungernden, und die Schätze der Welt wurden an die zügellose Soldateska vergeudet und wechselten rasch ihre Eigentümer. Söldner und Sklaven wurden reiche Herren; die bisher Besitzenden verloren oft plötzlich ihr Leben, und ihre Frauen und Kinder verkamen im Elend."

Im Anschluß an die Kriegslustigkeit spricht der Kardinal von der *Blutrache*, die für den Germanen sittliche Pflicht war. Sie kann zu tragischem Schicksal führen, aber unedel ist sie nicht.

[1] Nach der Übersetzung von Ammon. Vgl. S. 68 Anm. 2.

[2] Geschichte der Griechen und Römer von Th. Steudel. 1933, 6. Aufl., S. 122.

5. „Tatsache ist, daß die *Sklaverei* bei den Germanen zu Hause war. Das Los der Sklaven war im allgemeinen erträglicher als bei den Römern, die Tötung eines Sklaven aber war auch bei den Germanen straffrei (K. 25)." Der Ausdruck „das Los der Sklaven war im allgemeinen erträglicher als bei den Römern" beleuchtet die Verhältnisse nicht genügend. Ich führe an, was Ammon in seinen Erläuterungen (S. 147) sagt: „Bei den Germanen wurden Sklaven, meist Kriegsgefangene, weniger gepeinigt; sie hatten eine freiere Stellung, wenngleich sie an die Scholle gebunden waren (vgl. K. 20)." „Der Sklave, eher dem römischen Ackerbauern (colonus) ähnlich, war mehr Hintersasse oder Höriger; er war anscheinend persönlich frei, aber ohne Rechte, z. B. eine Freigeborene zu heiraten, Güter zu erwerben usw. Auch die Sklaven im Hause (K. 20) werden kaum den römischen Vernaculi (vernae) gleichzusetzen sein. Hätte ein Unterschied zwischen servi und liti (später so genannt) damals bestanden, so hätte ihn Tacitus wohl angegeben. Die Bewirtschafter hatten etwas Getreide, Vieh, Wolle, Flachs oder Leinen (wat, Watgasse) abzuliefern; die Abgabe an Gutsherren, an die Kirche u. a. in der Form vom ‚Zehnten', die zehnte Garbe usw., hat sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten." Über die Behandlung sagt Ammon: „Selbst römische Kriegsgefangene wurden von den Germanen vertrauensvoll behandelt; so erhält nach Seneca (Ep. 47, 10) von den in der Teutoburger Schlacht Gefangenen der eine die Stellung eines Hirten, der andere die eines Haushüters. *Die ausgesuchten Plackereien* (Stampfmühle, Steinbrüche, Nadelstiche Peitschenhiebe) *der Knechte und Mägde, für die sich aus der antiken Literatur zahlreiche Beispiele ergeben, liegen dem Sinn des Germanen ferne.*"

6. „Tatsache ist die sprichwörtliche *Faulheit* der alten Germanen. Die Feldarbeit überließen die Männer den Sklaven und Frauen (K. 14f.). In Friedenszeiten waren sie entweder auf der Jagd oder sie lagen auf der Bärenhaut zum Schlafen, Essen und Trinken (K. 15). Mit Verachtung kommt Tacitus, der Römer, wiederholt auf das ‚Schlafen bis in den Tag hinein' (K. 22) und auf ‚die gewohnte Trägheit' der Germanen zu sprechen (K. 45)."

Um diesen Vorwurf zurückzuweisen, entnehme ich einige Stellen der ausgezeichneten Arbeit von Dr. Harald Spehr: Der Fluch der Arbeit.[1] „Weit verbreitet und auch von Wissenschaftlern vertreten, ist die Ansicht, daß nach der ursprünglichen Auffassung des Germanen Arbeit etwas sei, was des freien Mannes unwürdig ist, was er Frauen und Knechten überläßt. Das Ideal des freien Mannes sei, andere für sich arbeiten lassen und selber nichts zu tun. Den gesundfühlenden und denkenden Deutschen kommen bei diesen Ausführungen, wenn sie auch noch so bestimmt vorgebracht werden, Zweifel an, und er fragt, mit welchem Rechte die Wissenschaft dieses Bild von der Stellung des germanischen Mannes zur Arbeit zeichnet.

Da hält man ihm als Kronzeugen den Römer Tacitus entgegen, der im 14. Stück seiner ‚Germania' (nach der Ausgabe und Übersetzung von Eugen Fehrle, München, J. F. Lehmann, 1929, S. 19) folgendes berichtet: ‚Man kann sie leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen als die Erde zu bebauen und mit einer Ernte zu rechnen', und bald darauf im 15. Stück (Fehrle S. 21): ‚Die Sorge um Haus, Herd und Feld ist den Frauen, den alten Leuten und schwächlicheren Mitgliedern der Familie überlassen; sie selber regen sich nicht.' Das ist freilich deutlich genug, und wir haben auch gar keinen Grund, an der Richtigkeit dessen, was Tacitus berichtet, zu zweifeln, zeigt sich doch immer wieder, wie zuverlässig die Quellen sind, die er für seinen völkerkundlichen Bericht benutzt hat, wie scharf und genau die Römer fremde Völker zu beobachten verstanden haben. Tacitus Worte sind vollkommen richtig. Und doch ist es

[1] Volk und Rasse, 7. Jg. 1932, S. 44—47 (Heft 1).

vollkommen *falsch*, wenn man behauptet, die Germanen hätten die Arbeit für etwas Schmähliches gehalten und sich als freie Männer nicht damit abgegeben."

Die Mitteilungen des Tacitus sind *richtig* nur aus dem Zusammenhang zu verstehen, genau so, wie das 10. Kapitel nicht vom neunten getrennt werden darf (vgl. ob. S. 70). Spehr fährt dann fort: „Liest man den hier in Frage kommenden Abschnitt, die Stücke 13—15, bei Tacitus im Zusammenhang, so sieht man, daß hier überall nur von der germanischen *Gefolgschaft* die Rede ist. Erst spricht Tacitus über die Wehrhaftmachung des Jünglings, dann über das Wesen der auf einem gegenseitigen Treueverhältnis beruhenden, von den Römern stark beachteten Gefolgschaft. Die Schilderung der Gefolgschaft im Kampfe führt zu der Frage, woraus der Sold und Unterhalt dieser Leute bestritten wird. Tacitus erklärt: ‚Die Verpflegung mit einem zwar einfachen, aber doch reichlichen Aufwand gilt als Sold. Die Mittel zu Geschenken werden durch Krieg und Raubzüge erworben.' Daran schließt sich die erste der oben ausgehobenen Stellen. Daß zwanzigjährige Jünglinge lieber in Krieg und Abenteuer ziehen, als friedlich den Acker bebauen, ist so natürlich wie möglich und wohl zu allen Zeiten bei den Germanen so gewesen. Über die Einstellung des reifen Mannes zur Arbeit ist damit nichts gesagt.

Auf die Schilderung der Gefolgschaft im Kriege folgt bei Tacitus so logisch wie möglich ihr Leben im Frieden. Da ist die einzige Beschäftigung der Gefolgsleute die Jagd; sonst tun sie nichts. ‚Gerade die Tapferšten und Kriegstüchtigsten verrichten keine Arbeit.' ‚Ein merkwürdiger Widerspruch in ihrem Wesen; da dieselben Menschen so den Müßiggang lieben und die Ruhe hassen.' Zwischen diesen beiden Sätzen steht die zweite der oben angeführten Stellen. Auch hier ist die Beziehung allein auf die Gefolgsmannen klar. In den Ausdrücken ‚Frauen, alte Leute und Schwächlinge' glauben wir noch den Hochmut zu hören, mit dem der Gefolgsmann, auf die ruhig Daheimsitzenden herabgesehen hat. Ein paar Jahre später ist auch er sicher auf den väterlichen Hof heimgekehrt.

Denn diese Verachtung der bäuerlichen Arbeit ist, wenn sie überhaupt vorhanden gewesen ist, nur eine ganz vorübergehende Einstellung der Jugend.

Islands Sagaliteratur, dieser reiche Schatz, aus dem wir wahre Kenntnis germanischen Wesens gewinnen können, zeigt viele Nordleute aus Bauerngeschlechtern, die in jungen Jahren auf Wikingfahrt ausziehen, um dann bald, wenn sie sich die Hörner abgestoßen und Beute und Ehre errungen haben, auf den heimatlichen Hof zurückzukehren und dort die Wirtschaft zu übernehmen, wobei sie sich nicht scheuen, auch selber, wo es not tut, Hand anzulegen."

Im 2. Teil seiner Untersuchung, die ich nochmals der Beachtung empfehle, weist Spehr den Versuch zurück, aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Arbeit zu schließen, daß den Germanen das Nichtstun als wünschenswertester Zustand gegolten habe. In sämtlichen germanischen Sprachen hat Arbeit die Bedeutung des Mühevollen, Beschwerlichen, Lästigen. Aber, und das ist der springende Punkt, die Umdeutung des Wortinhaltes „Mühe, Beschwerde" in „zweckmäßige Beschäftigung" ist ein Werk der christlichen Mission, die vom alttestamentlichen Begriff, der Strafe Gottes, ausging (1. Mose 3, 17—19). Das eigentliche germanische Wort für das, was wir heute unter Arbeit verstehen, ist „Werk". Dazu gehört das Zeitwort „Wirken", zu dem noch „Schaffen" tritt (zusammenhängend mit „Schöpfen"). Unseren Mundarten ist das von der Kirche geprägte „Arbeiten" meist fremd geblieben oder erst in neuerer Zeit aus der Hochsprache in sie eingedrungen. Ich füge noch die Sätze hinzu, mit denen Spehr seine Untersuchung abschließt:

„Welche Auffassung der Arbeit ist nun die dem germanischen Menschen gemäßere? Die von der Arbeit als einem Fluch, der auf dem Menschen ruht, die geboren ist auf asiatischem Boden, unter der Glut einer erschlaffenden Sonne, die Nichtstun als den Idealzustand erscheinen lassen mußte? Oder die von der Arbeit als einem werteschaffenden Wirken, die unter dem kühlen Klima eines nördlichen Himmels dem energischen, zur Tätigkeit drän-

genden nordischen Menschen eine Selbstverständlichkeit war? Ich denke, die Antwort versteht sich von selbst. Das, was die Natur uns in unser Blut gelegt hat, ist das uns Gemäße, das wir gegenüber allen fremden Einflüssen zur Geltung bringen müssen."

7. „Tatsachen sind auch die Trunksucht der alten Germanen (K. 22f.), ihre Zechgelage, die zuweilen blutigen Ausgang hatten (K. 21), ihre Leidenschaft im Würfelspiel, wobei sie sogar ihre Person und Freiheit auf das Spiel setzten und, wenn sie verspielten, als Sklaven dienten (K. 24)."

Wir wollen das Humpenschwingen nicht ableugnen. Wenn aber der Kardinal auf S. 9 der Predigt darauf hinweist, daß die „Trunksucht" in zäher Erziehungsarbeit ausgerottet und durch christliche Lebensordnung ersetzt werden mußte, und wenn er bemerkt, daß diese Erzieheraufgabe auch heute noch nicht ganz abgeschlossen sei, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß im Mittelalter es gerade die kirchlichen Erzieher selber waren, die wegen solchen Lasters weitverbreiteten Ruf hatten. Ich verzichte auf Beispiele. Ich verzichte auch auf Beispiele aus der Papstgeschichte. Wollte man zusammenstellen, was uns aus dem Leben oberster Kirchenfürsten an „auszureißendem Unkraut" überliefert ist, so würden die „Tatsachen", die der Kardinal bei den nichtchristlichen Germanen findet, wahrlich nicht schwer dagegen wiegen. — Zum Würfelspiel nur einen Satz aus den Erläuterungen Ammons (S. 147): „Die Germanen nehmen dieses Spiel als ernste Sache; ihm huldigten sie, auch ohne Reiz des Alkohols, und verspielten bisweilen Haus und Hof (doch nur persönlichen Besitz), ja Freiheit und Leben. Rechtlich war der Verlierende nicht gebunden; aber die Treue, für die der Römer bezeichnenderweise nur ein tadelndes Wort hat, verpflichtete ihn."

Kardinal Faulhaber erweckt den Anschein, als habe er ein objektives Bild gezeichnet, da er nicht verschweigt (S. 7), daß bei den Altgermanen auch drei lobenswerte, ja vorbildliche Charakterzüge zu finden sind. Mannentreue, Gastfreundschaft, hohe Auffassung von der Frau und von der Ehe. Was die Ehe angeht, so hätte er allerdings hinzufügen sollen, wie gerade namhafte Kirchenväter des Mittelalters sie herabwerteten[1].

Die Auswertung des Tacitus in sieben „Tatsachen" ist teilweise falsch, im übrigen einseitig insofern, als einerseits verschwiegen wird, daß solche „Tatsachen" bei Griechen, Römern, Babyloniern usw. sich ebenso finden, daß andererseits gerade diese Völker sonst als Kulturvölker herangezogen werden. Vollständig falsch sind die Angaben über die materielle Kultur der Germanen. Diese falschen Behauptungen zurückzuweisen, ist für jeden Vorgeschichtler ein leichtes, und es berührt merkwürdig, daß die zünftige Vorgeschichte, die seit einem Jahre oft so gerne auf ihre völkische Gesinnung hinweist, noch nicht in scharfer Verwahrung gegen die falschen Behauptungen aufgetreten ist[2].

[1] Vgl. Gustav Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen. Leipzig, B. G. Teubner.

[2] Die Zurückweisung anderer falscher Behauptungen, z. B. der ungeheuerlichen, daß der Ackerbau erst mit der Bekehrung eingeführt sei, muß aus Raummangel einem besonderen Aufsatz vorbehalten werden.

„Ein volksbewußter Staat hat nicht nur von seinen Geistlichen und Lehrern, sondern auch von seinen Beamten zu fordern, daß sie über den Hauptinhalt unserer Geschichte, über den 2000jährigen Gegensatz zwischen Armindeutschen und Flavusdeutschen, auch über die germanische Vorgeschichte Bescheid wissen; es darf nicht vorkommen, daß unsere Vorfahren als halbe Wilde dargestellt werden."

Heinrich Wolf in „Geschichte der katholischen Staatsidee".

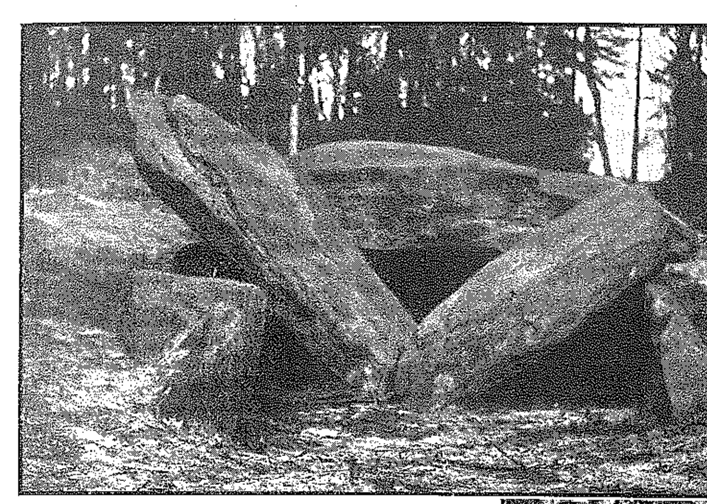


Abb. 1. Die sogenannten „Kellersteine" in der Ahlhorner Heide in der Längsrichtung gesehen. Die mächtige Deckplatte ist gebrochen und nach innen zusammengestürzt. (Aufn. W. Mundt, Bremen.)

Ahnengräber

Die 3 Aufnahmen stammen aus unserem vorjährigen Preisausschreiben. Sie zeigen Riesensteingräber aus der Jüngeren Steinzeit (etwa 3000 bis 2000 vor Zeitwende) in ihren verschiedenen Formen.

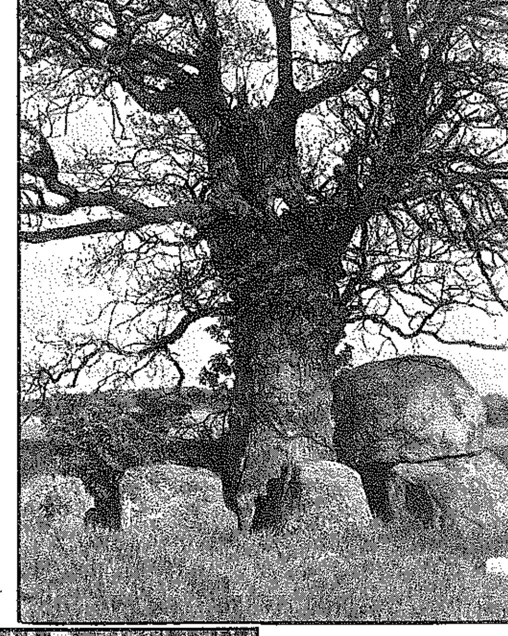


Abb. 2: Riesensteingrab bei Lauterbach auf Rügen. Die riesige Eiche steht im Innern des seit langem zerstörten Grabes. Schon in der Zeit der deutschen Romantik erregten gerade auf Rügen diese ehrwürdigen Denkmäler der Vergangenheit die Anteilnahme deutsch empfindender Menschen. Stimmungsvoll liegen die urhaften Blöcke neben dem knorrigen Stamm des einstmals heiligen Baumes. (Aufn. Dr. W. Böttcher, Putbus.)

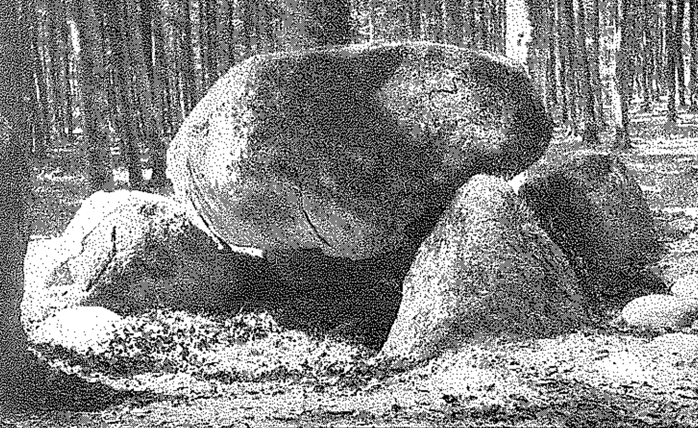


Abb. 3. Die „Heistersteine" im Seeblänkenwald (nördlich von Waren in Mecklenburg) liegen auf einem ziemlich hohen künstlichen Hügel in ganz dichtem Buchenwald, der nur bei senkrechtem Sonnenstand Sonne erhält. Ganz links im Bild ist noch ein Teil eines einzelnen, aufrecht stehenden Steines zu sehen. (Aufn. Franz Weber, Berlin-Mariendorf.)

Rufer im Streit

Karl — der Große? Dem aufmerksamen Leser der Tagespresse wird nicht entgangen sein, daß in den letzten Wochen und Monaten immer wieder Aufsätze und Abhandlungen erschienen, die auf eine Ehrenrettung des Frankenkönigs Karl herauskamen. Alle diese Veröffentlichungen nahmen in Anspruch, als wissenschaftlich gewertet zu werden und unterstellten der Gegenseite, wissenschaftlich nicht haltbare Dinge behauptet zu haben. Diese Berufung auf die Wissenschaft nötigt zur Stellungnahme. Es sei festgehalten:

1. Wie besonders von Neckel und Günther nachgewiesen wurde, sind die Karolinger keine Adelsbauern gewesen, sondern bestenfalls Gemeinfreie. Das ist schon aus dem Namen Karl ersichtlich.
2. Es ist in jedem Schulgeschichtsbuch nachzulesen, daß die Karolinger durch Gewalt, Eidbruch und Hochverrat auf den Thron kommen. Und es entbehrt nicht eines gewissen Humors, wie Papst und Karolinger sich gegenseitig die Rechtsgültigkeit der durch Gewalt erworbenen Stellungen bestätigen.
3. Die Karolinger haben durch Blut und Gewalt geherrscht. Die Einführung des Christentums war für sie eine politische Angelegenheit.
4. Karl hat die Taufe bei Todesstrafe im Falle der Weigerung befohlen, also den übelsten Gewissenszwang ausgeübt. Er hat ferner selbst nur mittelbar mit dem alten Glauben in Zusammenhang stehende Dinge bei Todesstrafe verboten, so z. B. den Genuß des Pferdefleisches.
5. Selbst sein Geschichtsschreiber Einhard vermag die große Zahl seiner Kebsen und „Nebenfrauen" nicht zu verschweigen.
6. Die eroberten Länder und Schätze dienten nur seiner persönlichen Bereicherung, was am besten aus seinem Testament hervorgeht. Er vermacht Dreiviertel seines Besitzes den Kirchen für Seelenmessen. Einen Kronschatz hinterläßt er nicht. Von den bedachten Kirchen sind bezeichnenderweise drei linksrheinisch, 11 französisch.
7. Er ist für die Deutschen Stämme und Völker keineswegs Kulturbringer, sondern Zerstörer gewesen. Wir wissen heute aus Überlieferungen, Schriften und Funden, daß vor seiner Zeit eine hohe, heute noch nicht wieder erreichte Kultur in Deutschland geherrscht hat.

Trotzdem schreibt z. B. „Der Kirchenbote der evang.-lutherischen Gemeinden Osnabrücks" in seiner Nr. 10 vom 15. 1. 1934:

„Wie aber das sächsische Heidentum z. T. aussah, . . ., zeigt ein anderes Gesetz Karls des Großen: . . . Wenn einer nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch essen läßt oder selbst ißt, der soll des Todes sterben" . . .

Vorsichtigerweise gibt der Verfasser nicht an, wo dieses Gesetz steht. Vielleicht ist ihm auch nachträglich eingefallen, daß die Germanen die als Zauberer und Hexen Angesehenen aus der Dorfgemeinschaft auswiesen, daß aber die Hexenverbrennungen erst Jahrhunderte später beginnen. Daß aber heutzutage es tatsächlich noch jemand fertigbringt, den Sachsen K a n n i b a l i s m u s nachzusagen, ist unerhört und kann auf keine Weise entschuldigt werden.

Derselbe Mann schreibt an einer anderen Stelle:

„Rasend vor Zorn ließ dann Karl 4500 der Schuldigen, die von der sächsischen Friedenspartei selbst ausgeliefert waren, als eidbrüchige Empörer in Verden a. d. Aller hinrichten".

Hier soll also zunächst einmal zum Ausdruck kommen, daß Karl n u r 4500 der ausgelieferten Sachsen hinrichten ließ; denn nach dem Text müssen es ja wesentlich mehr gewesen sein. Ob der Verfasser wirklich an die „Friedenspartei" glaubt, oder an die Tatsache, daß man 4500 Krieger ausliefert, um dann noch 30 Jahre weiter zu kämpfen, entzieht sich meiner Kenntnis.

In ähnlicher Weise äußert sich die „Bayerische Volkszeitung", Nürnberg, in der Beilage „Im Schritt der neuen Zeit" am 4. 2. 1934 unter dem Titel „Christus bei den Deutschen. Was sagt die Forschung über die Christianisierung der Germanen?":

„Man muß auch wissen, daß die 4500 Sachsen . . . gerade von den sächsischen Führern als eidbrüchige und eine Art kommunistischer Reichsverräter aufgegriffen und unaufgefordert an Karls Heerführer ausgeliefert worden sind" . . .

Auch dieser Mann gibt keine Quelle an. Er verschweigt sogar seinen Namen; denn der Aufsatz ist nicht unterzeichnet. Aber trotzdem staunt man doch unwillkürlich über diese Art „Forschung", die dreist die Tatsachen auf den Kopf stellt und mit Worten wie „Friedenspartei, Kommunisten, Reichsverräter" auf die Volksstimmung spekuliert.

Wer behaupten kann, Karl sei „ein großer König aus echt germanischem Blute" (Bayr. Volkszeitung) oder es sei fraglich, ob Karl die angedrohten Todesstrafen wirklich habe vollziehen lassen (Kirchenbote Osnabrück), der kennt keine Geschichte und darf seine Veröffentlichungen nicht als „Forschungsergebnisse" bezeichnen.

Besonders sucht man das Blutbad von Verden an der Aller zu entkräften und als einmalige Entgleisung im gerechten Zorn zu bezeichnen. Deshalb soll hier einmal auf eine andere Meintat eines anderen Karolingers hingewiesen werden, um zu zeigen, daß Karls Sachsenmord in seinem Blutserbe bedingt ist.

„Württembergische Kirchengeschichte", S. 32:

„So groß die Achtung war, die die Kirche genoß; der alte Trotz war noch nicht gebrochen. Die Kirche hatte ihre Aufgabe noch nicht gelöst. Dazu war das furchtbare Blutgericht bei Cannstatt notwendig" (!)

Stälin, „Wirtembergische Geschichte", I. Teil, 1841:

„. . . Karlmann . . . forderte die des Treubruchs bezichtigten Großen auf die Malstätte bei Cannstatt. Sie erscheinen arglos und stellen sich in Scharen gegenüber den Franken auf. Plötzlich werden sie von diesen umringt, ohne Schwertstreich zu Gefangenen gemacht und gebunden."

Sattler, „Geschichte des Herzogtums Württemberg", Seite 435:

„Hier wurde nun vieles Blut vergossen. Denn Karlmann ließ denjenigen, welche dem Theutbald zu dem Bündnis mit Herzog Odilo angeraten hatten, die Köpfe abschlagen. Die meisten Geschichtsschreiber verringern die Anzahl der Hingerichteten und melden nur von etlichen. Hingegen melden die Vermischte Aquitanische Nachrichten, daß er viele tausend Menschen um das Leben bringen lassen . . . Solches bestätigt auch der Anhang zu des Geschichtsschreibers Fredegari Nachrichten, welcher meldet, daß Karlmann . . . sehr viele Leute mit dem Schwert hat hinrichten lassen."

Als Ort des Blutgerichts ist der „Halschlag" auf dem Burgholzhof bei Cannstatt ebenso bekannt wie für die Tatsache, daß vor wenigen Jahrzehnten noch beim Graben dort nur Totenschädel gefunden wurden.

Ähnlich sind die Geschehnisse in Bayern und Thüringen.

Es bleibt noch übrig, den „Kirchenboten" dahin zu berichtigen, daß die Slawen von Karl gegen die Sachsen zu Hilfe gerufen wurden, so daß also keineswegs „die Sachsen . . . ein Opfer der . . . Wenden geworden wären, wenn sie nicht in dem Reiche Karls den nötigen Rückhalt gefunden hätten". Das heißt, die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man so etwas behauptet.

Alfred Rosenberg hat erst in diesen Tagen wieder festgestellt, daß Widukind heute gesiegt hat. Wir bekennen uns zu Widukinds Sachsen. Wer Kommunisten und Kannibalen vor 40 Geschlechtern als Vorfahren hatte, muß das selbst wissen.

Haye Hamkens.

Slachter-Korl. Die Monatsschrift „Die Sonne" (Heft 3/1934, Armanen-Verlag, Leipzig) bringt folgende Mitteilung: In einer großen Zeitung Niedersachsens ist uns dieser Tage die fettgedruckte Überschrift „Die alte Domstadt Verden" aufgefallen. Sie verrät offenbar Ahnungslosigkeit. Denn wenn von Verden an der Aller die Rede ist, dann denkt der Deutsche an etwas ganz anderes als an den Dom. Der „intellektuelle" Urheber jener Überschrift soll sich einmal von einem echten Niedersachsen belehren lassen.

Ein Leser schreibt uns:

„Als ich vor einigen dreißig Jahren mit einem älteren Bauern auf Karl „den Großen", wie ich ihn damals noch nannte, zu sprechen kam, sah er mich spöttisch lächelnd an und sagte: Se meent woll den ‚Slachter-Korl'? Und er erzählte mir auf meine Frage die Geschichte von der Enthauptung der 4500 Sachsen in Verden an der Aller an einem Tage, wie er sie von seinem Vater und Großvater gehört hatte. In der Schule hätte man ihnen nichts davon erzählt! Wahrscheinlich infolge der geistlichen Schulaufsicht."

Kardinalerzbischof Faulhaber. Die Zeitschrift „Volk und Rasse" (Heft 3/1934, S. 94) bringt folgende Bemerkung: „Sag mir, wer deine Freunde sind, . . . Schon zum drittenmal wird der Münchener Kardinal-Erzbischof Faulhaber im ‚Israelitischen Familienblatt' lobend erwähnt, und

zwar in der Nr. 4 vom 25. Januar (‚überzeitlich, übervölkisch, den Sternen gleich...‘) und in der Nr. 7 vom 15. Februar (‚Worte der Bibel im deutschen Sprachschatz‘) und in der vom 20. Februar. So haben die bekannten Adventspredigten doch irgendwo ein freudiges Echo ausgelöst.“

Herman Wirth und die Sündenfallgeschichte in Genesis 2 und 3. — Ich fand hier in Bevensen bei einem Sammler eine Jul-(Weihnachts)-Gebäckform aus dem 17. oder 18. Jhdt. In der Mitte des darauf befindlichen Bildes ragt ein starker Baum. Seine drei Äste tragen eine das Ganze überwölbende Krone mit vielen runden Früchten. Der Baum endet unten in drei Wurzeln. Rechts vom Baume steht eine Frau, den linken Arm gesenkt, den rechten erhoben, um mit der Hand eine runde Frucht des Baumes in Empfang zu nehmen, die ihr eine um den Baum sich windende Schlange darreicht. Der starke Leib der Frau deutet auf das kommende Geborenwerden neuen Lebens hin. Links vom Baum steht ein Mann mit starkem, hochgewölbtem Haar in des Hauptes Mitte.

Natürlich wird man sagen: Adam und Eva im Sündenfall. Aber das am Jul oder Weihnachtsfest als Festkuchen? Welche Verbindung ist da zu finden?

Dekan Holzinger, der Übersetzer dieses Teils der angeblichen Bücher Mose in der von Kautsch und Bertholet herausgegebenen „Heiligen Schrift des Alten Testaments“, Tübingen 1922, schreibt in seiner Einführung zu dem Sündenfall: „Nur mühsam verdeckt hier der Erzähler die Tatsache, daß die von ihm verwendete Vorlage einmal einen andern Sinn gehabt haben muß.“

Prof. Herman Wirth schreibt in seinem augenblicklich erscheinenden Werk „Heilige Urschrift der Menschheit“, S. 448: „Die Paradieslegende in der Genesis ist eine viel spätere, jüngere, jahwistisch-priesterliche Exegese, wobei die uralte Mythe der ‚Leute des Westens‘ zu bestimmten theokratischen Zwecken umgedeutet wurde.“

Welches ist diese uralte Mythe, woher stammt sie und wie kamen die Juden in ihren Besitz?

Sie stammt von dem nordischen Volke, unsern Urvorfahren, die vor vielen tausend Jahren vom Norden durch das Mittelmeer ins Land Amuri-Palaestina gewandert sind. Diese Wanderung ist noch heute durch die dort noch vorhandene Megalithgräberkultur nachweisbar. In der sogenannten Moseszeit ist diese Mythe den Juden bekanntgeworden, als sie in Palaestina hineinstießen. Das hat Prof. Wirth in seinen Werken nachgewiesen. Er schildert die alte nordische Mythe etwa so. Die Einzelheiten sind natürlich Symbole.

Der Baum ist der Offenbarungsbaum Gottes. In ihm zeigt sich den Menschen das große Weltengesetz Gottes, das „Stirb und Werde“. Die drei Wurzeln zeigen hinab ins Weltenwasser, zum Tode im Winter. Die drei Äste weisen hinauf zur Sonne in die lichtvolle Frühlingswelt, in der das neue Leben sproßt. In der Arktis, in der die Nordischen wohnten, versinkt in täglich niedriger werdenden Bögen die Sonne zur Winterszeit ganz. Es wird finster und der Tod herrscht. Die Sonne verbleibt sozusagen im Weltenwasser verschlungen. Der niedrigste Bogen des Sonnenlaufes ist die Schlinge, die Schlange, die die Sonne verschlingt bis zum Jultage, der Wintersonnenwende. Mit dem Jultage aber wird die Lage anders. Die Sonne steigt wieder auf, neues Leben, den Frühling bringend.

Aus dem „Stirb“ wird das „Werde“, aus dem Tod das neue Leben. Die Schlange gibt nun die Sonne aus ihrem Verschlungensein im Wasser wieder heraus, aus dem nun Mutterwasser der Mutter Erde in der Mutternacht des Julfestes.

Die runden Früchte des Baumes des Gotteslebens sind die Sonne, oft in Zwölfzahl dargestellt als die zwölf Monate, die die Schlange nun der weiblichen Gestalt rechts vom Baume, der Mutter Erde, darreicht, daß sie neues Leben bringen kann im jubelnden Frühling. Der Mann links vom Baum ist das Symbol der schöpferischen Kraft, oft der zum Zeichen mit einem Gehörn versehen (Stier). Und über dem allen wölbt sich der Baum des Lebens wie ein erster wieder sichtbar werdender Bogen des neuen Lichtes, des „Lichtes der Lande“. Hochzeit zwischen Himmel und Erde, hieros gamos.

Auf dieser ganz kurz dargestellten altnordischen Mythe baut sich noch Herman Wirth die Legende der Juden vom Sündenfall auf. Diese altheidnischen Glaubens- und Erfahrungswerte haben die Juden verwendet zu einem besonderen Zweck.

Wenn später die christlichen Missionare, die zu unsern alten heidnischen Vorfahren kamen, das Evangelium zu verkünden, sich die Mühe gegeben hätten, diese alte nordische Mythe zu verstehen, und nicht alles Heidnische von vornherein für Teufelswerk geachtet, verachtet und zerschlagen hätten, welch tiefe Verbindungslinie zu Christus hätten sie in dieser Mythe finden müssen. Hochzeit zwischen Himmel und Erde (Gott und Maria), aus der Christus, der Heil-,

Licht- und neues Leben-Bringer, „das Licht der Lande“, erwächst.

Gewiß haben die Holzschnitzer der Julkuchenform, die ich zu Anfang erwähnte, keine Ahnung mehr von der altnordischen Mythe gehabt. Es ist aber doch zu bewundern, wie sich solche Symbole durch die vielen Jahrhunderte hindurch retten und gerade dies Bild als Julkuchen zur Wintersonnenwende, zum Weihnachtsfest sich gehalten hat. Das ist hier sehr beachtlich.

Schultz, Pastor i. R., Bevensen.



Die Bücherwaage

M e h r i n g, G e b h a r d, **Schrift und Schrifttum.** Zur Einführung in archivalische Arbeiten auf dem Gebiete der Orts- und Landesgeschichte. 47 S. Text und 27 Schrifttafeln. Stuttgart 1931. Klein-Oktav. 2.25 RM.

M e h r i n g, G e b h a r d, **Schriftproben aus Urbaren und Lagerbüchern des 14. bis 16. Jahrhunderts in Württemberg.** Staatsarchiv. 18 Tafeln (Folio) nebst Umschrift. Stuttgart 1928. 2.70 RM.

Die Arbeit in der Heimatgeschichte und in der Sippenforschung verlangt von dem Bearbeiter häufig die Benutzung älterer Urkunden und Schriften. Sie wird ihm, falls er nicht geschult ist, erschwert oder gar unmöglich gemacht, wenn er die Schriften früherer Jahrhunderte nicht zu lesen vermag. Größere, entsprechend teure Werke sind mehrfach herausgegeben worden; der Preis der hier angezeigten Bücher kann im Verhältnis zu den zahlreichen Schriftwiedergaben als mäßig bezeichnet werden. Wenn beide Schriften auch auf württembergischen Unterlagen beruhen, vieles gilt doch allgemein, so daß sie auch anderwärts mit Nutzen gebraucht werden können.

Die erste beginnt mit einer leicht verständlichen Einführung in die Schriftentwicklung von der römischen Monumentalschrift bis zu den Formen des 17. Jahrhunderts. Der Satz „Es ist bekannt, daß die Schrift von den Phönikern zu den Griechen, von diesen zu den Römern zu uns gekommen ist“, darf natürlich nur auf die heute gebräuchliche Schreib- und Druckschrift bezogen werden, nicht auf die Entstehung der Schrift überhaupt! Prof. Dr. G. Neckel-Berlin hat erst noch im vorigen Jahre ein nordisches Uralphabet als zwingende Notwendigkeit nachgewiesen (Vergl. Germanien 1933 S. 309). Von allgemeiner Bedeutung sind die 27 Tafeln, die M. seinem Buche beigegeben hat. Sie zeigen die Entwicklung der einzelnen Buchstaben, auch einiger Buchstaben- und Zahlenverbindungen vom 12. Jahrhundert bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Die an zweiter Stelle genannte Schrift zeigt Schriftproben im Zusammenhang. Auf 18 Blättern ist je eine Seite aus Lagerbüchern von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1770 (geht also weiter als der Titel angibt) in natürlicher Größe wiedergegeben. Die „Übersetzung“ jeweils auf der gegenüberstehenden Seite, so daß man bequem vergleichen und üben kann.

Suffert.

W i l l i E c h l e, **Sage, Mythos und Geschichte im vorderen Murgtal.** Herold-Verlag, München. 1933.

Eine ansprechende Darstellung der Landschaft im Zusammenhange mit Volksbrauch, mit Kultdenkmälern und geschichtlichen Überlieferungen. Solche zusammenhängende Darstellungen eines geschlossenen Landschaftsgebietes sind wertvoll als Bausteine zur Landschaftsforschung in größeren Zusammenhängen. Die vorliegende Arbeit — Sonderdruck aus der Zeitschrift „Natur und Kultur“ (Tyrolia, Innsbruck-Wien-München) — stellt mit warmherzigem Verständnis die Zusammenhänge dar; zuweilen unter Berufung auf Wilhelm Teudt. Sie zeigt freilich auch die Gefahren, die in einer Deutung liegen, wenn diese sich nicht in den Grenzen hält, die von der Fachwissenschaft gezogen sind, und die keine beengenden Schranken, sondern zunächst doch nur „Orientierungslinien“ für die weiterforschenden Laien darstellen. Um ein Beispiel herauszugreifen: der von Echle aus Gaggenau berichtete Kinderreim ist an sich eine wertvolle Mitteilung:

Hotte, hotte, Rößle,
Z'Bade steht e Schlößle,
Sitzen drei Jungfere drin;
Die eine spinnt Weide,
Die andre sbinnt Seide,
Die dritte spinnt en rote Rock
Für unsern lieben Herrgott.

Gewiß geht dies Liedchen sehr wahrscheinlich auf die drei Disen, die drei Nornen, zurück. Aber es ist unmöglich, die Formel aufzustellen „Weide = Wyd, das Wissen", das ist sprachgeschichtliche Willkür. Viel wichtiger erscheint die von Echle selbst genannte Lesart: „Die eine spinnt Side, die ander wicklet Wide"; tatsächlich mag die Weide hier als die „Schlinge" fortleben, als welche sie in der Form der Rune odil = ᛟ im alten Runenkalender in der Wintersonnenwende steht, wo ursprünglich auch die drei Disen, die drei Nornen sitzen, die den roten Rock für den (neugeborenen?) Herrgott spinnen — das Spinnrad (wiel = Jul) ist ja ein altes Sinnbild der Wintersonnenwende, des stillstehenden Jahresrades. Was das „Muetesheer", das wilde Heer in Schwaben angeht, so kann man hier an eine, vielleicht unter dem Einfluß eines voraufgehenden Artikels (dem?) zustande gekommene Wechselform von „Wuetes heer" = Wodans Heer denken; oder auch an „Mut", das ja begrifflich mit „Wut" verwandt ist („furor"). Keinesfalls darf man es aber mit „mauzen" = klagen, weinen in Verbindung bringen; die Worte zeigen ja ganz verschiedene Lautstufen. — Das als „Orientationslinien" für weitere Forschung, die im übrigen in dieser Art sehr zu billigen ist. Nur wäre zu wünschen: mehr Tatbestand, weniger Deutung! J. O. Plaßmann.

Tacitus, Germania und die wichtigsten antiken Stellen über Deutschland. Lateinisch und deutsch. Übersetzung und Bearbeitung von Dr. Herbert Ronge. München: Ernst Heimeran 1932. 144 S. kl.-8°. Kart. 3.—; Lw. 4.50.

Das Büchlein — sehr schön gedruckt — enthält eine vollständige Ausgabe der Germania, den Bericht des Florus über die Kimbern und Teutonen, Cäsars ersten Rheinübergang, die Schlacht im Teutoburger Walde in der Darstellung des Dio Cassius und Suetons, Cäsars Bericht über Leben und Sitten der Germanen aus dem 4. und 6. Buche des Gallischen Krieges, aus der Historia naturalis des Plinius die Ausführungen über Deutschlands Wälder und den Bernstein und des Pomponius Mela Beschreibung des Rheines. — Die Besonderheit der Ausgabe besteht darin, daß linksseitig der lateinische (bzw. griechische) Text, auf der gegenüberstehenden Seite die Übersetzung gebracht wird. Auf philologische Anmerkungen und Erläuterungen wird verzichtet, eine Einführung bringt die wichtigsten Angaben über die vertretenen Schriftsteller. Die Übersetzung vermeidet das Kleben an der Vorlage, sie liest sich angenehm flüssig, bemüht sich aber durchaus, den Sinn genau wiederzugeben. Allerdings möchten wir Kap. 23 der Germania das Wort „Gebräu" vermieden sehen (potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus), da der Ausdruck eine abschätzige Bedeutung hat. Leider findet sich das gleiche Wort in verschiedenen anderen Übersetzungen auch (in einer fand ich ‚schauerlicher Saft, der durch Gärung einigermaßen dem Wein ähnlich geworden ist'). Es handelt sich um das, was wir heute unter Dünnbier verstehen. Die Begründung muß ich einem besonderem Beitrage vorbehalten. Suffert.



Kultur und Brauchtum

Egil Lindsten, **Der Fund von Alva myr.** Fornvännen. Stockholm 1933, Heft 6. Im Sommer 1929 wurde im Alva-Moor auf Gotland eine Eichenkiste aus der Bronzezeit gefunden. Bekanntlich galt das Moor als Aufenthalt böser Mächte, womit offenbar auch das Versenken von Missetätern im Moor in Beziehung steht, wobei an die Nachrichten des Tacitus sowie an die Moorleichenfunde erinnert sei. Bei dem vorliegenden Funde handelt es sich möglicherweise um ein sekundäres Begräbnis, um den Toten am weiteren „Umgehen" zu verhindern. / Anathon Björn, **Ein Tierkopf aus Bronze von Gotland,** ebenda. Im 24. Bande des „Mannus" beschrieb Arne den bronzenen Elchkopf von Alvena, Kirchspiel Vallstena auf Gotland, und schrieb ihn der skythischen Kunst bezw. ihren Einflüssen zu. Björn weist nunmehr an Hand weiterer Funde, so dem vom Faardaler Moor im Jütland oder dem Vestbyer Fund von Hadeland in Norwegen, nach, daß diese Tierköpfe und Rundfiguren echt nordischer Herkunft sind. Insbesondere der reichhaltige Faardaler Fund zeigt eine Tierwelt, die mancherlei Beziehungen zu den nordischen Felsbildern aufweist. Die

Anregung dazu dürfte allerdings nach Ansicht des Verfassers von der Hallstattkultur ausgegangen sein, der diese Funde auch zeitlich angehören, wenngleich sie im Norden in echt germanischer Prägung erscheinen. / P. Reinecke, **Neue vorgeschichtliche Felsbilder in Oberitalien.** Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. 18. Jahrgang, Heft 1, 1934. In dem vom Oglio durchflossenen Val Camonica im oberitalienischen Alpenlande waren seit langem Felszeichnungen bekannt, die als modern angesehen und nicht weiter beachtet wurden. Eine nähere Untersuchung hat jetzt ergeben, daß es sich hier um bronzezeitliche — datiert durch die bekannten triangulären Dolche — Felsbilder von ganz ähnlichem Formenschatz wie in den Ligurischen Alpen handelt. Außerdem sind in dem gleichen Tale eine große Zahl weiterer Bilder zutage getreten. Reinecke führt aus eigener Kenntnis noch eine ganze Anzahl von Vorkommen solcher Felsbilder in den Südalpen und in angrenzenden Gebieten an, die großenteils noch der Untersuchung harren. Hier können noch interessante Aufschlüsse erwartet werden, die in Anbetracht der Vergleichsmöglichkeiten auch für die Frage der nordischen Felsbilder nicht ohne Bedeutung sind. / Ernst Sprockhoff, **Ein germanischer Grabfund der Völkerwanderungszeit** aus Schwerin (Mecklenb.), ebenda. Bei Erdarbeiten in der Stadt Schwerin kamen Funde zutage, die offenbar als die Beigaben eines nicht erkannten Skelettgrabes anzusehen sind. Es handelt sich um ein Langschwert, ein Kurzschwert, zwei Lanzenspitzen, eine Franziska und ein Tüllenbeil. Das Grab gehört der Zeit um 500 n. Chr. oder dem Anfang des 6. Jahrhunderts an. Auffällig ist das Vorkommen der Franziska, von der wir auf norddeutschem Boden, abgesehen von Westfalen, nur noch den Fund von Lehnitz bei Oranienburg kennen. Auch der Holzrest des einen Lanzenschaftes deutet auf Einfuhr: Es handelt sich um das Holz der Weiß- und Edeltanne, die so weit nördlich nicht mehr vorkommt. Auf nordgermanische Beziehungen dagegen deutet das Vorkommen des Tüllenbeiles, eines Arbeitsbeiles aus weit geringerem Material, als zweite Beigabe, ein Brauch, der für fränkische Gräber unbekannt ist.

Aus nordischer Urzeit

Kurt Gumpert, **Die Jurakultur.** Germania. 18. Jahrg., Heft 1, 1934. Im fränkischen Jura hat sich eine sehr altertümliche Freilandkultur gefunden, für die bereits zahlreiche Fundstellen vorliegen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sich diese Fundstellen durchweg an heute feuchten und kühlen Nordhängen befinden, während die Südhänge offenbar planmäßig gemieden wurden, was auf ein gänzlich anderes Klima als gegenwärtig schließen läßt. Es handelt sich um eine großgerätige Kultur von reichem Formenschatz, gut und zweckmäßig ausgeführt, aber offensichtlich ohne Sinn für Schönheit der Form. Zweimal konnten Steinschlägerwerkstätten mit Sitz und Amboß festgestellt werden. Der Lagerung nach handelt es sich um eine Diluvialschicht, über die Näheres erst noch festgestellt werden muß. Seine erste Meinung, daß es sich hier um eine langlebige, späte Altsteinzeitkultur handle, gibt Verfasser ausdrücklich auf angesichts der Feststellung, daß das ausgedehnte Material vorherrschend Moustériencharakter zeige und nur in geringerem Maße Aurignacieneinschläge aufweise. / Axel Bagge, **Ein neolithischer Einschlag in der Varbergkultur?** Fornvännen. Heft 6, 1933. In der Fundstelle von Varberg, die aus geologischen Gründen der Zeit von 9000—10 000 v. Chr. zugeschrieben wird, ist neuerdings das Bruchstück eines geschliffenen Feuersteinbeiles von vermutlich dicknackigem Typus gefunden worden. Das würde bedeuten, daß entweder diese altertümliche Fundstelle jungsteinzeitlich ist, oder daß dieser Beiltyp, der der Ganggräberzeit zugehört, späteiszeitlich anzusetzen sei. Angesichts dieses vereinzelten Fundes darf jedoch eine sekundäre Lagerung dieses Stückes angenommen werden.

E. Peters, **Die Falkensteinhöhle an der oberen Donau.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 9. Jahrgang, Heft 9, 1933. Dieser Vorbericht zeigt bereits die Bedeutung dieser Grabungen, die nicht nur Kulturschichten vom Mittelalter bis zur Jungsteinzeit, sondern auch besonders aufschlußreiche mittelsteinzeitliche Kulturreste gezeitigt haben. Hier in der Falkensteinhöhle hat sich eine vollständige Kulturgruppe der Mittelsteinzeit ergeben mit menschlichen Resten, Herdstelle, Nahrungsresten und Kulturhinterlassenschaft — bei den Feuersteingeräten handelt es sich um kleingerätige, nicht geometrische Formen, die sich anscheinend zur Tardenoisien- und Azilienkultur selbständig verhalten, — von der wir wichtige Erweiterungen unserer Kenntnis der süddeutschen Mittelsteinzeit erwarten dürfen, und die überdies noch durch gleichartige Funde an benachbarten Stellen, so im Probstfels bei Beuron, Bernaufels bei Tiergarten und Teufelsloch bei Gutenstern erfreulich ergänzt worden ist. / C. G. Childe, **Die Be-**

deutung der altsumerischen Metalltypen für die Chronologie der europäischen Bronzezeit. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 63. Band, Heft 3/4, 1933. Unter den altsumerischen Bronzefunden finden sich Stücke, die sicher älter als 2500 v. Chr. sein sollen, also der vorsargonischen Zeit angehören, der Woolley einer Dauer von Tausend, Christian allerdings nur von zweihundert Jahren zuschreibt. Da Verfasser eine einmalige Entstehung der Bronzetechnik annimmt und um die Mitte des 3. Jahrtausends bereits Sonderentwicklungen in Ägypten, Mesopotamien und Indien vorliegen, kommt er folgerichtig dazu, die Entdeckung der Bronze sehr weit ins 4. Jahrtausend zurückzuverlegen. — Eine Reihe der fraglichen Typen, Nadeln, Ohrgehänge u. ä. findet sich auch in Europa, so in der mitteleuropäischen Aunjetitzer Kultur, wobei Troja 2 das Bindeglied bildet. Verfasser folgert daraus eine Abhängigkeit der europäischen Bronzetechnik von der angeblich älteren vorderasiatischen, wobei ihm allerdings ein erheblicher Trugschluß unterläuft, denn an Hand dieser Übereinstimmungen ist ja die absolute Chronologie für Europa errechnet worden. Sollten also die datierbaren vorderasiatischen Funde tatsächlich in ein höheres Alter hinaufrücken, so würden ihnen die europäischen zwangsläufig folgen.

Zur geistigen Kultur der Germanen

Erich Moltke und Gustav Neckel, **Ein alamannischer Sax mit Runen.** Germania. 18. Jahrg., Heft 1, 1934. Das bekannte Gräberfeld von Hailfingen, OA. Rottenburg, das schon so viel reiche Aufschlüsse geliefert hat, hat auch gezeigt, daß der Sax die Hauptwaffe der damaligen Alamanen gewesen ist. Die gewöhnliche Länge dieser Waffe beträgt 55 bis 60 Zentimeter, doch schwankt die Länge der gefundenen Stücke zwischen 40 und 70 Zentimeter. Darunter befindet sich ein reich verziertes Stück, das seiner Ornamentik und den Beifunden nach dem 7. Jahrh. angehört und eine teilweise stark beschädigte runenartige Inschrift trägt. — Da auf den ersten Blick die Mehrzahl der Zeichen keiner der bekannten Runenreihen angehört, erörtert Erich Moltke die Frage, ob wir es hier überhaupt mit einer Inschrift zu tun haben. Nach eingehendem Vergleich mit den anderen Runenfunden und vorsichtiger Ergänzung der beschädigten Zeichen kommt er zu der Feststellung, daß keines derselben den bekannten Runen bzw. einer Variation derselben widerspricht, und daß wir diese Zeichen sehr wohl als Runen ansehen dürfen. Daß wir es hier vorwiegend mit Variationen zu tun haben, wird seine Erklärung darin finden, daß es sich hier um eine für unsere bisherigen Kenntnisse auf diesem Gebiet doch recht frühe Zeit handelt. Eine andere Frage ist der Sinn dieser Runen. Hier verweist Verfasser auf die Runenbrakteaten, von denen auch nur ein Teil deutbar ist, während auf den anderen die Runen einfach als heilbringende Zeichen ohne Wortsinn angebracht worden sind. — Neckel möchte als gewiß ansehen, daß wir es hier mit einer Runeninschrift zu tun haben. Junges und altes Runenalphabet stellen eben nicht etwas Allgemeingültiges dar, sondern je eine Auslese von seit langem im Gebrauch befindlichen Lautzeichen, wobei noch zu beachten ist, daß die süddeutschen Funde ja um Jahrhunderte älter sind als die nordischen, die nordischen also nicht den Anspruch der Ursprünglichkeit machen können. Anschließend behandelt Neckel das ᛣ Zeichen der Speerspitze von Wurmlingen, das er nicht als „k", sondern als „w" deutet, so daß die Inschrift „Widorich" lauten würde. Das Zeichen ᛣ kommt mehrfach in dem jungsteinzeitlichen Grabe von Züchen bei Kassel vor und wird von Jörg Lechler als Rennwagen gedeutet. Da alle Runennamen mit dem Laut beginnen, den die Rune ausdrückt, dürfte die w-Rune zur Steinzeit vielleicht „Wagen" geheißen haben, wobei Bildbedeutung und Lautcharakter sehr wohl nebeneinander bestanden haben können. Im Anschluß hieran lehnt Neckel die Entlehnungstheorie ganz entschieden ab; vielmehr handelt es sich einfach um eine Urverwandtschaft der entsprechenden Schriftsysteme.

Hertha Schemmel.

Die Sonne. Monatsschrift für Rasse, Glaube und Volkstum. Armanenverlag Leipzig. Vierteljährl. 2,40 RM. Heft 1/34.

Im ersten Aufsatz des neuen, 11. Jahrgangs fordert Bernhard Kummer „Neuordnung der Religionswissenschaft" und für die germanische, „heidnische" Gottverbundenheit das Recht, nach ihren eigenen Gesetzen beurteilt zu werden; das weitverbreitete Zerrbild vom germanischen „Heidentum" ist wesentlich dadurch mit geschaffen worden, daß die angeblich „objektive" vergleichende Religionsgeschichte als den Maßstab für die sittliche Höhe einer Religion grundsätzlich die religiösen Empfindungen und Schöpfungen orientalischer Rassen einsetzte.

E. W. Oppel wendet in einer gut durchgearbeiteten Studie „Gibt es zwischen Sudetendeutschtum und Tschechen Rassenunterschiede?" die Erkenntnisse und Hilfsmittel neuzeitlicher Erbforschung auf einen greifbaren Fall an. In

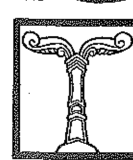
drei böhmischen Nachbardörfern, einem deutschstämmigen, einem tschechischen und einem Mischlingsdorf, bestimmt er die Rassemerkmale, die sich ungeachtet der gemeinsamen politischen Verhältnisse deutlich in den Dorfbewohnerschaften ausprägen. Das Verfahren, einige deutlicher erkennbare Erbmerkmale und ihre möglichen Verknüpfungen so durch Buchstabenkennzeichen darzustellen und ihre Verteilung danach unmittelbar in Schautafeln auszuwerten, ist geschickt und ausbaufähig; auch der Versuch, die westische Rasse und die sogenannte „dinarische Rasse" weiter aufzuteilen, verdient Beachtung. — Das Verfahren konnte hier an Verhältnissen erprobt werden, die seine Richtigkeit durch Vergleich mit den verschiedenen Muttersprachen nachprüfen ließen. Es sollte nunmehr recht eifrig in geschlossenem deutschen Sprachgebiet weitergeführt werden, zumal wo besondere politische oder konfessionelle Eigenarten ihrer rassischen Erklärung harren.

Friedrich Stählin bespricht in dem Aufsatz „Erloschener Adel" den erbbiologisch verhängnisvollen Einfluß der christlich-klösterlichen Lebensform des Mittelalters auf das Aussterben des germanischen Adels.

Aus einem Aufsatz von Heinz Amberger seien einige Sätze angeführt, die heute Allgemeingültigkeit haben und sich dem Sinne nach decken dürften mit der Forderung, die Reichsminister Dr. Goebbels zu Beginn seiner Rede vom 20. März erhob:

„Keine zuckersüßen blonden Engel waren sie (d. h. die Germanen), sondern feste nordische Bauern; und wir verbitten uns, daß man unsere Vorfahren zu etwas ‚verkitscht', was sie nie gewesen sind. — Ernsthafte Forschung über nordische und germanische Vorzeit, gemeinfaßliche Darstellungen wirklichen nordischen Geistes- und Kulturguts tun der Zeit mehr not, als eine urteilslose Idealisierung alles Nordischen und Germanischen." G.

Vereinsnachrichten



Hamburg. Am 12. Februar 1934 nahmen die Hamburger Mitglieder der Vereinigung an einem vom Verein für Hamburgische Geschichte veranstalteten Vortrage über „Die germanische Kultur im Niederelbegebiet zur Eiszeit" teil. Der Vortragende, Herr Willi Wegewitz, Leiter des Helms-Museum in Harburg, machte an Hand zahlreicher ausgezeichneter Lichtbilder interessante und aufschlußreiche Ausführungen über die germanische Frühkultur um Christi Geburt, namentlich auf Grund der Funde auf den Gräberfeldern von Harsefeld und Mahndorf, die ein sehr reiches Material für die germanische Geschichte hergegeben haben. Im Anschluß fand noch ein geselliges Zusammensein statt, das Gelegenheit zu vielseitigem Gedankenaustausch bot. Es wurde beschlossen, Zusammenkünfte im Anschluß an Vorträge etwa alle zwei bis drei Monate zwanglos auch fernerhin abzuhalten.

(Etwaige Mitteilungen an Herrn Direktor Sturm, Hamburg 39, Scheffelstraße 24a.)

Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen. Das Winterhalbjahr wurde in der Hauptsache durch monatliche Sitzungen ausgefüllt, die durchschnittlich von 20—30 Mitgliedern und Freunden besucht waren. Im Scheiding sprach Prof. Dr. Uebel über Bücher, besonders Neuerscheinungen, zur deutschen Vorgeschichte, im Gilbhart über die Haingeraidegemeinden in der Pfalz, altgermanische Waldbesitzgenossenschaften, die sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten haben, und in deren Gebiet sich noch eine große Anzahl germanischer Heiligtümer nachweisen lassen. Am Sitzungsabend im Nebelung legte Dipl.-Ing. Fr. Ranke das Ergebnis seiner Untersuchung zwecks Feststellung von Ortungslinien im Odenwald, in der Haardt und dem dazwischenliegenden Teil der Rheinebene dar. Im Julmond wurde unter Führung von Prof. Dr. Gropengießer vom Altertumsverein die Ausgrabungen an der Stelle des im Dreißigjährigen Krieg eingegangenen Dorfes Herxheim aus der Karolingerzeit besichtigt. Am 21. feierten wir, zusammen mit Freunden der A. D. G. im Friedrichspark in Mannheim das Julfest: die Entzündung des winterlichen Sonnenwendfeuers und der Feuerspruch waren allen Beteiligten, unter denen sich besonders auch Jugend befand, ein tiefes Erlebnis. Im Hartung sprach Frau L. Döpfner über Entstehung und Verbreitung des Haken-

kreuzes. Im Hornung wurde vor einem größeren Kreis über die Ura Linda-Chronik gesprochen. Ferner nahmen wir an den vom Altertumsverein veranstalteten Vorträgen von Dr. Siegfried Kadner über „Das Kulturbewußtsein der Gegenwart und die deutsche Vorzeit“ und von Dr. Fr. König über „Die Heiligtümer der Osningmark“ teil. Um weitere Kreise zur Beschäftigung mit der deutschen Vorgeschichte anzuregen, den Mitgliedern zugleich die Möglichkeit einer größeren Vertiefung in die Vorgeschichtsfragen zu bieten, veranstaltete der Leiter der Ortsgruppe im Rahmen der Deutschen Schule für Volksbildung einen Arbeitskreis über deutsche Vorgeschichte, der gut besucht wurde. Unsere Bücherei, die allerdings erst 20 Bände und Bändchen umfaßt, ist ebenfalls in den Räumen der Deutschen Schule, wo auch „Germanien“ aufliegt, untergebracht, um so noch Außenstehende leichter mit den Aufgaben und Zielen der Vereinigung bekannt zu machen.

Fliegeraufnahmen zur Feststellung früherer Anlagen. Bereits einige Jahre vor dem Kriege hatten deutsche Flieger bemerkt, daß man aus der Luft auf der Erde Figuren erkennen kann, die man auf der Erde selbst nicht wahrnimmt. Eingeebnete Wälle, Gräben, Erdwerke aller Art zeichnen sich noch ab, wenn auch schon seit langer Zeit der Pflug darüber hingegangen ist. Einmal darauf aufmerksam geworden, stellte man Beobachtungen an, die ergaben, daß sich solche Spuren sehr lange erhalten, daß sie für Jahrtausende unvergänglich sind, wenn die Gegend unberührt geblieben oder nur wenig gestört ist. Bei der scharfen Beobachtung aus der Luft während des Krieges, wo jede feine Linie, die in dem Kampfgelände entstand, genau verfolgt werden mußte, ergab sich von selbst, daß man sich daran gewöhnte, solche Spuren auf der Erde zu bemerken und zu verfolgen. Nach dem Kriege kam man bald darauf, diese Spuren für die Erforschung der früheren Beschaffenheit einer Gegend auszunutzen, und heute kann der Vorgeschichtsforscher, der umfangreiche Ausgrabungen machen will, ohne die Fliegeraufnahmen, die ihm viel unnötige Arbeit ersparen, gar nicht mehr auskommen; sie zeigen ihm mühelos, wo er seinen Spaten anzusetzen hat, wenn er größere Anlagen freilegen will. Bekannt sind die Veröffentlichungen, die zunächst aus England überraschende Erfolge zeigten, dann aber auch besonders aus Südamerika, wo man den Flieger für die Erforschung bisher unzugänglicher Gegenden in weitestem Maße ausnutzte.

Wenn wir uns auch darüber klar sein müssen, daß der Flieger nicht alles festzustellen vermag und ein negatives Ergebnis nicht immer auf ein Nichtvorhandensein schließen läßt, so wird es sich doch empfehlen, auch bei uns dieser Art der Erforschung des heimatlichen Bodens mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von unserer Seite sind seit Jahren Versuche gemacht, zu Beobachtungen dieser Art anzuregen, da es auch für die Sportflieger wesentlich ist, ihr Auge durch solche Beobachtungen zu üben. Sehr erfreut waren wir deshalb, als sich vor einigen Wochen ergab, daß von dem Flugdienst Richard J. Kern in Berlin-Wilmersdorf, Kreuznacher Straße 46 gerade diesem Punkte bereits seit langer Zeit erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, da der Chef des Flugdienstes, der im Feldzuge als Marineflieger tätig war, seitdem der Geländebeobachtung und Erforschung ganz besondere Beachtung gewidmet hat, infolgedessen große Übung darin besitzt, und bereits zahlreiche Objekte beobachtet und aufgezeichnet hat, die ihm auffallend waren. Unseren Freunden, welche Aufklärung in dieser Richtung wünschen, können wir nur empfehlen, sich mit dem Flugdienst Kern in Verbindung zu setzen, der dann gern bereit ist, gelegentlich seiner vielen Flüge Beobachtungen anzustellen und auf Bestellung auch Aufnahmen zu machen. Notwendig sind natürlich ganz genaue Angaben mit Einzeichnung in das betr. Meßtischblatt. Es würde uns freuen, wenn durch diese Anregung der Erforschung der Vorgeschichte unseres eigenen Volkes ein Gebiet erschlossen würde, das bisher viel zu wenig beachtet worden ist. Pl.

Inhaltsverzeichnis für die 4. Folge von „Germanien“. Das Inhaltsverzeichnis für die 4. Folge, 1932, ist jetzt gedruckt und steht unseren Mitgliedern auf Anfordern kostenlos zur Verfügung. Anfragen an die Geschäftsstelle der Vereinigung, Detmold, Bandelstraße 7 erbeten.

Tagung in Bad Harzburg. Wie bereits mitgeteilt wurde, findet die 7. öffentliche Tagung der „Vereinigung der Freunde Germanischer Vorgeschichte e. V.“ vom 22. bis 24. Mai in Bad Harzburg statt. Die Tagesordnung wurde bereits in Heft 3 von „Germanien“ veröffentlicht, worauf nochmals ausdrücklich hingewiesen sei.

Unsere Mitarbeiter werden wiederholt gebeten, in ihren Beiträgen Fremdwörter möglichst zu vermeiden. Daß dies sehr gut möglich ist, haben wir in entsprechenden Ausführungen des letzten Jahrgangs hinreichend begründet.

9. 4. 1934.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Mai / Wonnemond Heft 5

Errichtung einer Externsteine-Stiftung

Die Regierung des Landes Lippe hat folgende Verordnung erlassen:

§ 1. In der Absicht, die Externsteine bei Horn und deren Umgebung als Natur- und Kulturdenkmal zu erhalten, in einer der Überlieferung entsprechenden und der Landschaft angepaßten Form zu gestalten und dem deutschen Volke zugänglich zu machen, wird hiermit als Stiftung öffentlichen Rechts mit eigener Rechtspersönlichkeit die Externsteine-Stiftung errichtet.

§ 2. Zur Erfüllung ihrer Aufgaben werden der Stiftung aus dem Dominalvermögen des Landes Lippe folgende Parzellen zu Eigentum übertragen:

Aus der Gemarkung Kohlstädt-Horn Kartenblatt 5 die Parzellen 23/2, 21/3, 20/4 und 24/6;

aus der Gemarkung Holzhausen Kartenblatt 3 die Parzellen 223/101, 138/100, 139/100, 215/102, 103, 104, 105, 106, 218/109, 164/122, 217/122, 222/122, 216/120 und 121;

aus der Gemarkung Holzhausen Kartenblatt 4 die Parzelle 171/42.

Mit der Übertragung der Wegeparzellen 216/120, 121 und 24/6 ist ein Übergang der Unterhaltungspflicht nicht verbunden.

Das Land Lippe verpflichtet sich, der Stiftung für jedes Haushaltjahr achttausend Reichsmark als laufende Rente zu überweisen, auch sonst die Zwecke der Stiftung weitgehendst zu fördern und durch Zuwendungen, Verpflichtungsübernahmen und Bürgschaften wie kostenfreie Betreuung in Bau- und Forstangelegenheiten zu unterstützen.

Der Stiftung wird an dem im Gebiete der Externsteine gelegenen Grundeigentum das Enteignungsrecht verliehen werden.

§ 3. Die Stiftung ist eine gemeinnützige milde Stiftung im Sinne reichs- und landesgesetzlicher Bestimmungen über Erhebung von Steuern, Gebühren und Kosten. Sie ist dementsprechend von der Entrichtung derartiger Abgaben befreit.

§ 4. Die Stiftung hat ihren Sitz in der Stadt Detmold.

Sie wird durch ihren Vorstand verwaltet. Der Vorstand führt ein Dienstsiegel mit dem lippischen Landeswappen.

§ 5. Der Stiftungsvorstand besteht aus

1. zwei auf Lebenszeiten berufenen Mitgliedern,
2. dem jeweiligen Reichsführer der Schutzstaffeln der NSDAP.,
3. dem jeweiligen Bürgermeister der Stadt Horn,
4. dem jeweiligen Landrate des Kreises, in dessen Bezirk die Externsteine liegen.

Die lebenslänglich berufenen Mitglieder sind ermächtigt, ihre Nachfolger zu bestimmen; für diese gilt das gleiche. Unterbleibt die Berufung eines Nachfolgers oder wird sie unmöglich, so bestimmt der Gauleiter des Gaues der NSDAP., zu dem die Stadt Detmold gehört, den Nachfolger.

§ 6. Zur Unterstützung des Vorstandes wird ein Beirat gebildet, der in Fragen der landschaftlichen und künstlerischen Ausgestaltung des Stiftungsgebietes zu hören ist. Der Vorstand bestimmt über eine etwaige Erweiterung des Beirats.

Auf Lebenszeiten werden berufen:

a) der Reichsstatthalter und Gauleiter Dr. Meyer in Münster i. W. als Vorstandsmitglied und für seine Person als Ehrenvorsitzender des Vorstandes,
b) der Oberregierungsrat Dr. Oppermann in Detmold als Vorsitzender des Vorstandes,
c) der Professor Dr. Schultze-Naumburg in Weimar,
d) Der Direktor Teudt in Detmold,
e) der Landeskonservator Vollpracht in Detmold,

sämtlich als Mitglieder des Beirates, und mit der Befugnis, ihre Nachfolger zu bestimmen; § 5, Abs. 2 gilt entsprechend.

§ 7. Das Amt eines Vorstands- und Beiratsmitgliedes ist ein öffentliches Ehrenamt. Eine Vergütung wird den Mitgliedern nicht gewährt, bare Auslagen werden ihnen aus Mitteln der Stiftung erstattet.

Die auf Lebenszeit berufenen Mitglieder gehen der Befugnis, ihren Nachfolger zu bestimmen verlustig, wenn ihnen durch Strafgerichtsurteil die Fähigkeit, öffentliche Ämter zu bekleiden, rechtskräftig aberkannt ist; ihre Nachfolger werden für diesen Fall nach § 5 berufen.

§ 8. Der Vorsitzende hat die Beschlüsse des Vorstandes auszuführen; im übrigen führt er unter eigener Verantwortung die Geschäfte selbständig. Er bestimmt aus der Reihe der Vorstandsmitglieder seinen Vertreter.

Der Vorsitzende vertritt die Stiftung gerichtlich und außergerichtlich.

Erklärungen, durch die eine Verpflichtung gegenüber der Stiftung begründet werden soll, bedürfen der Unterschrift des Vorsitzenden oder seines Stellvertreters und der Beidrückung des Dienstsiegels.

Der Vorstand kann eine Geschäftsordnung erlassen.

§ 9. Der Vorstand ist beschlußfähig, wenn der Vorsitzende, oder im Falle seiner Verhinderung sein Stellvertreter und zwei weitere Mitglieder des Vorstandes anwesend sind.

Der Vorstand faßt seine Beschlüsse mit Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Zur Veräußerung von Grundstücken der Stiftung ist die Zustimmung aller Mitglieder des Vorstandes erforderlich.

§ 10. Der Vorstand kann die Satzung der Stiftung ändern und über die Auflösung der Stiftung wie die weitere Verwendung des Stiftungsvermögens beschließen.

Solche Beschlüsse können nur bei Anwesenheit aller Mitglieder des Vorstandes und nur mit Zustimmung des Vorsitzenden gefaßt werden; sie bedürfen der Genehmigung der Aufsichtsbehörde.

§ 11. Die Lippische Landesregierung führt die Aufsicht über die Stiftung, die sich jedoch nur darauf erstreckt, daß die Satzung so beachtet wird, wie es der Zweck der Stiftung erfordert.

§ 12. Diese Verordnung tritt mit dem 1. April 1934 in Kraft.

Detmold, den 31. März 1934.

Lippische Landesregierung.
Riecke.

Die Irminsäulen bei Altenbeken und Dorf Irmenseul bei Hildesheim Richtweiser der Römerkämpfe

Von Amtsgerichtsrat Dr. Wilhelm Müller, Weimar

Vorbemerkung der Schriftleitung: Von den verschiedenen Irminsulen, die im alten Sachsenland gestanden haben, nennt Dr. Müller, außer der bei Burgscheidungen, noch zwei: Auf der Egge beim Bullerborn bei Altenbeken und bei dem Dorfe Irmenseul bei Hildesheim. Die sachkundig und gewissenhaft begründeten Darlegungen, die sich mit der Teutoburgfrage und mit dem Germanikusfeldzug und dem dreißigjährigen Sachsenkriege Karls des Franken beschäftigen, sind gerade jetzt recht bemerkenswert; lief doch kürzlich durch die Presse eine phantastische, auch gleich mit stimmungsvollem Bilde geschmückte Nachricht, die in sachlich unhaltbarer Darstellung, mit falschen Jahreszahlen und falschen Ortsnamen die Hermannsschlacht, „die" Irminsul und „den" Kampf Widukinds gegen Karl den Franken auf einen Berg in der Nähe von Vlotho bannen wollte.

Meine 1933 im Fritz Fink-Verlag, Weimar, erschienene Schrift „Von Höxter bis Horn, Ein strategischer Lösungsversuch zur Teutoburgfrage", hat von zwei Autoritäten warme Anerkennung gefunden. Geheimrat Schuchhardt hat sie in seinem Vortrag über den Varuszug auf der holländischen Universität Groningen als eine „erhebliche Förderung" der Teutoburg-Forschung bezeichnet (vgl. Historische Zeitschrift, Bd. 149, S. 1 ff.), während der Germanist Prof. Dr. Gustav Neckel sie in Heft 9 von „Germanien" 1933 einer eingehenden, sehr anerkennenden Besprechung unterzog, ja in seiner Abhandlung über „Feldherrntum und Kriegskunst der Germanen" ihr in militärischer Hinsicht restlos folgte.

Es ist der Zweck meiner Schrift, die Blicke unserer Forscher, insbesondere unserer Archäologen, auf diejenige Landschaft zu lenken, auf die sie sich von Anfang an hätten richten sollen, von der sie sich aber in schier unbegreiflichem Abschweifungsbedürfnis ständig abwandten: den geradesten und kürzesten Weg von Xanten (Castra Vetera) zur Weser, d. h. die Lippestraße und ihre Hellwegfortsetzung nach Paderborn und über den Driburger Paß nach Höxter und auf den sich über diese uralte Heerstraße zur Weser riegelartig zwischenschiebenden, nach Osten jäh abfallenden Gebirgskamm der Egge, der wie kein

zweiter Teil des langgestreckten Osning den topographischen Erfordernissen gerecht wird, die uns Dio und Tacitus für den Varuszug überliefern. Carl Schuchhardt hat es in seinem Vortrag in Groningen eindringlichst betont, daß Paderborn und immer wieder Paderborn, jener hochbedeutsame Knotenpunkt einer ganzen Reihe wichtiger frühgeschichtlicher Straßen, unbedingt den Ausgangspunkt für die Ortsbestimmung der Teutoburger Schlacht bilden muß, daß hier das äußerste Ende des Bruktererlandes lag, wo Germanicus im Jahre 15 stand, bevor er den nahen Schauplatz der Varuskatastrophe betrat, und daß wir bei der Suche nach dem berühmten Standlager der Römer an der Weser, auf dessen genaue Fixierung die Mehrzahl unserer Forscher viel zu wenig Sorgfalt legte, nur mehr zwischen Hameln oder Höxter als Übergangspunkten der beiden ältesten Hauptstraßen ins Cheruskerland zu wählen haben. Denn die Bedenken, die sich in letzter Zeit gegen Minden (Hans Delbrück) richten, haben sich derart verstärkt, daß dieser Punkt endgültig aus der Diskussion ausscheidet, nachdem Carl Schuchhardt zu den verschiedenen Bedenken, die der Verfasser in seiner Schrift gegen Minden vorbrachte, in seinem erwähnten Vortrag noch ein gewichtiges Stammeskundliche fügte: daß nämlich kein einziger der römischen und griechischen Schriftsteller, die uns über die Varuskatastrophe berichten, den Stamm der Angrivarier als beteiligt nennt, in deren Südgrenze Minden fällt, was aber unbedingt der Fall sein müßte, wenn jenes Standlager bei Minden lag.

Im Gegensatz zu Dr. Küthmann, der sich für Hameln aussprach, tritt der Verfasser mit Entschiedenheit für Höxter ein. Nicht allein, weil Lippestraße und Hellwegfortsetzung, welch letztere nach Dr. Krügers Feststellungen unmittelbar auf Höxter—Corvey zielte und dort einwandfrei aus einer Reihe mittelalterlicher Urkunden nachweisbar ist[1], für Varus und seinen schwerfälligen Troß auf dem Hinmarsche die geradeste und kürzeste Verbindung darstellte, sondern weil der scharfe Gebirgskamm der Egge, wenn er bei Driburg einmal passiert war, bei dem mauerartigen Absturz seiner Ostseite im Ernstfalle für ein Heer ein schier unüberwindbares Hindernis bildete. Höxter bzw. das Gelände nördlich von Corvey als Ort des Standlagers, Driburg als der des ersten, noch unversehrten Marschlagers, auf das bekanntlich Germanicus zuerst stieß, und der Osthang der Egge zwischen den Gebirgspässen von Driburg und Horn als eigentliche Kampfstrecke sind diejenigen Stellen, die die Aufmerksamkeit unserer Forschung verdienen. Es ist das Kernland der sogenannten „Weser-Festung", das Zentrum des Weserberglandes, für welches der Paß von Driburg das „Sprungbrett" bildet, aus dem heraus aber ein Heer — vollends auf schlechtem Urwaldwege angegriffen — gegen eine unübersteigbare Wand anrennen müßte.

Was uns die Ansetzung der *Varuskatastrophe* in dieser Gegend aber noch besonders nahelegt, ist der *Standort und die Bedeutung der Irminsäule*, die seit Ferdinand von Fürstenberg auf Grund des Berichtes Einhards über ihre Zerstörung durch Karl den Franken (772) und des plötzlichen Auftauchens eines Springquells inmitten einer sonst wasserarmen Waldgegend, an dem sich das dürstende Heer erlabte, mit Recht auf dem trockenen Kreidekamm der Egge in der Nähe des bekannten *Bullerborns bei Altenbeken* gesucht wird, der bis 1634 in der Tat ein intermittierender Springquell war — eine Ansicht, der auch von Ledebur und Pertz folgte und der sich auch Carl Schuchhardt nähert, der sowohl die irrige Meinung, daß jene Irminsäule bei Marsberg an der ständig wasserführenden Diemel gestanden habe, als auch die von Giefers verfochtene Ansicht, daß ihr Standort auf der Iburg bei Driburg anzunehmen sei, endgültig abtut.

Einen Hinweis über ihre Bedeutung bietet uns, wie auch Gustav Neckel in seiner aus-

[1] Westfälische Zeitschrift für Geschichte u. Altertumskunde 1929 u. 1931, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine, 1932, Nr. 4, „Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen".

führlichen Abhandlung „Irmin und seine Brüder" in Heft 1 und 2 der „Nordischen Welt" 1933 hervorhebt, jene von Widukind von Corvey bezeugte Siegessäule der heidnischen Sachsen nach dem großen Siege bei Burgscheidungen an der Unstrut (531). Es war eine *Säule zu Ehren Zius*, des Kriegs-, ursprünglich aber obersten germanischen Himmelsgottes (= Zeus = Deus). Und sie stand, wie ich unter erfreulicher Zustimmung Gustav Neckels dargelegt habe, dicht bei jenem Bullerborn, nämlich auf der stattlichen, mit ihren 436 m nur wenig der höchsten Erhebung des ganzen Osning, dem Völmerstot (468 m) nachstehenden Bergkuppe des *Dübels Nacken* (*Teufels Nacken*) *zwischen Driburg und Altenbeken* auf der Ostseite der Egge, die einen weiten Einblick auf den im Talgrund sich ziehenden Seitenlängsweg bietet, der meiner Überzeugung nach der Unglücksweg des Varianischen Heeres war.

Wir haben indessen außer jenen beiden Irminsäulen ohne Zweifel noch eine dritte besessen, deren Standort uns das Dörfchen *Irmenseul*, 2,5 *Meilen südlich von Hildesheim* (1298 in 3 Urkunden „Ermensulle" genannt), am Osthang des stattlichen Waldmassivs der Sieben Berge und des Sackwaldes bei Alfeld und die nahe Waldhöhe „*Teufelskirche*" verrät. Steht es fest, daß jene Irminsäule bei Burgscheidungen ihre Entstehung einem bedeutenden kriegerischen Ereignis verdankt und daß wir ein gleiches in noch erhöhtem Maße für jene in einsamster Waldgegend ragende, noch weit berühmtere bei Driburg—Altenbeken bejahen dürfen, so werden wir schwerlich fehl gehen, dasselbe auch für die bei Hildesheim anzunehmen. Eine alte Überlieferung[1] erklärt den Namen des Dorfes Irmenseul so, daß hier die von Karl dem Großen zerstörte, von den Sachsen heimlich wiedergeraubte, später von Ludwig dem Frommen in Corvey neu aufgefundene columná Arminii (!) beim Transport von Corvey nach Hildesheim durch *plötzlichen Überfall* der Sachsen *im Sackwalde* in große Gefahr geraten, aber schließlich nach heftigem Abwehrkampf glücklich nach Hildesheim geschafft worden sei. Es ist auf den ersten Blick erkennbar, daß hier größtenteils Legende vorliegt. Denn die im Dom zu Hildesheim aufgestellte sogenannte Irminsäule, die übrigens aus Kalksinter besteht, wie er sich in den römischen Wasserleitungen bei Köln findet, ist eine übliche Kirchensäule und Arbeit des 12. Jahrhunderts, die mit jener 772 zerstörten nicht das geringste zu tun hat. Letztere wurde nach Einhards zuverlässigem Bericht in dreitägiger mühseliger Arbeit samt dem heiligen Haine und wohl umgebender Baulichkeiten von Karl von Grund auf zerstört und keinesfalls später nach vorübergehender sächsischer Besitzerlangung von den Franken zwecklos im Lande herumtransportiert. Schwerlich hätte auch die Kirche, die ja möglichst alle heidnischen Erinnerungen vernichtete und heilige Stätten in teuflische umwandelte, ein Interesse daran gehabt, derartige Erinnerungen von sich aus künstlich wiederzubeleben, ja sogar eine bestimmte Örtlichkeit auf einen heidnischen Namen neu zu „taufen". Nein, *der Name Irmenseul für diesen Ort muß uralt sein*, und ihren Standort offenbart uns zweifellos die unfern des Dörfchens in stiller Waldeinsamkeit gelegene Waldhöhe „*Teufelskirche*".

Versuchen wir das Geheimnis dieser Irminsäule und der sich an diesen Ort heftenden Legende zu lösen.

Das Jahr 16 war der Höhepunkt des heroischen frühgeschichtlichen Freiheitskampfes unseres Volkes, die Feuerprobe seines genialen Führers. Von diesem Jahre gelten so recht die Sätze aus dem herrlichen Schlußwort des Tacitus: „Er, ohne Zweifel der Befreier Germaniens, in Schlachten nicht immer gleich glücklich, im Kriege unbesiegt!"

Die große Weserschlacht bei Idistavisus war ohne Zweifel eine empfindliche germanische Niederlage. Armins genialer Plan, die Römer in der Flußniederung durch den Kampf mit seinen Bundesgenossen zu fesseln und sie dann durch einen gewaltigen

[1] Vgl. Calvör, Das alte heydnische und christliche Niedersachsen (Goslar 1714), der den Historiker Meibom und ältere Quellen zitiert.

Flankenstoß seiner in den Waldbergen verborgenen Cherusker in die Weser zu werfen, war durch das vorzeitige Ungestüm der letzteren vereitelt und ins Gegenteil verkehrt worden. Der Schauplatz dieser Weserschlacht muß trotz des Versuches, ihn nach Minden zu verlegen und mit dem Nammerlager in Verbindung zu bringen, m. E. als festgestellt gelten. Die ganze Ortsbeschreibung des Tacitus spricht in stärkstem Maße für die Gegend von Rinteln — Eisbergen. Nicht die Annahme, daß in dem Namen Eisbergen sich ein „Idista" verstecke, ist für mich maßgebend. Wohl aber der Gesichtspunkt, daß es nicht die Römer waren (wie Langewiesche meint), die das Gesetz des Handelns und die Örtlichkeit der Zusammenstöße vorschrieben, sondern, wie wir bei allen wichtigen kriegerischen Ereignissen der Jahre 9—16 deutlich erkennen, ihr genialer Gegner. Arminius, nicht Germanicus war es, der, wie Tacitus ausdrücklich hervorhebt, den Schauplatz auch dieser Schlacht bestimmte. Und wenn der Knokeschen Ansicht entgegengehalten wird, daß ein Zug der Römer am Ostufer der Weser von Minden in Richtung Hameln höchst leichtsinnig gewesen wäre, so darf man dem die Auffassung Hans Delbrücks entgegensetzen, daß ein Heer von 8 Legionen mit starker Bundesgenossenschaft einen Kampf auch in schwierigem Gelände nicht zu scheuen brauchte, ja daß beide große Schlachten des Jahres 16 gegen ein derartig gewaltiges Machtaufgebot sich nur aus dem von Armin genial gewählten Gelände erklären. Ich vermag daher auch die Bedenken Geheimrat Schuchhardts gegen Eisbergen wegen der schwierigen Klippenbildungen am Höhengrat der dortigen Weserberge nicht zu teilen. Denn dort oben sollte ja nach dem germanischen Schlachtplan gar nicht gekämpft werden und ist, wenn überhaupt, wohl nur mit Versprengten gekämpft worden. Einen trefflicheren Aussichtspunkt auf die zu den Füßen liegende Wasserniederung ist jedenfalls für einen Feldherrn kaum denkbar als jener Papenbrink bei Rinteln, an den sich übrigens eine uralte Sage von einem heftigen Kampf zwischen dem Papen und dem Dübel knüpft, der offenbar auf altheidnische Erinnerungen zurückgeht. Ein weiteres wichtiges Argument für Eisbergen, das Knoke aber nicht richtig erkannte, ist der von Tacitus (Annalen II, 12) erwähnte „Hain des Herkules", das große Donar-Heiligtum, das unbedingt zur Idistavisusschlacht als Sammelpunkt des germanischen Heerbanns und zwar nach Tacitus der Bundesgenossen der Cherusker (in erster Linie wohl der Brukterer und Chatten) in Beziehung gestanden hat. Denn bis hierher drangen nachts die römischen Kundschafter vor und hörten „das Schnauben der Rosse und das dumpfe Getöse eines zahllosen, ungeordneten Heerhaufens". Es ist zu verwundern, daß keiner unserer Forscher für jenes Donarheiligtum denjenigen Punkt ins Auge faßte, der in der Nähe der Weser wie kein zweiter dafür in Betracht kommt: den sagenumwobenen Hohenstein im Süntel, der nach uralter Überlieferung eine Hauptstätte germanischen Götterkultus war, der noch heutigen Tages für den Wanderer, der von Hessisch-Oldendorf naht, wie ein altgermanisches Gipfelheiligtum wirkt und in dessen Nachbarschaft — ich nenne nur die Namen Blutbach, Totental, Dachtelfeld und Amelungsburg — die heidnischen Sachsen unter Widukind das verhaßte christliche Frankenheer vernichteten! Daß gerade hier bei Hessisch-Oldendorf — abgesehen von dem heiligen Charakter des benachbarten Haines — ein Sammelpunkt der verbündeten germanischen Stämme war, leuchtet wiederum sehr ein. Lief doch über das nahe Hameln von Paderborn her jene wichtige uralte Heerstraße aus dem Westen (mit Anschluß aus Südwesten), auf die Carl Schuchhardt in seinem Vortrag in Groningen und der Verfasser in seiner Teutoburgschrift hinwies und die jene Stämme benutzen mußten, um sich mit dem cheruskischen Heerbann zu vereinigen. Dieselbe Heerstraße aber muß, da Germanicus von Nordwesten vordrang, eine Rolle bei dem germanischen Rückzug und der römischen Verfolgung gespielt haben, die zweifellos zu einem Vorstoß in das eigentliche Kernland der Cherusker geführt hat. Denn nur so können wir die Worte des Tacitus (Annalen II, 19)

verstehen, daß dieser Stamm schon Anstalten traf, seine Wohnsitze zu verlassen und über die Elbe zu entweichen. Der Weg für diesen Vorstoß ist aber klar vorgezeichnet: eben jene alte Hameler Heerstraße, die ostwärts über Elze zur Leine und weiter über Hildesheim nach Magdeburg führte.

Da aber geschah das Unerwartete, das Armins und seines Volkes Heldensinn zum höchsten Ruhme gereicht:

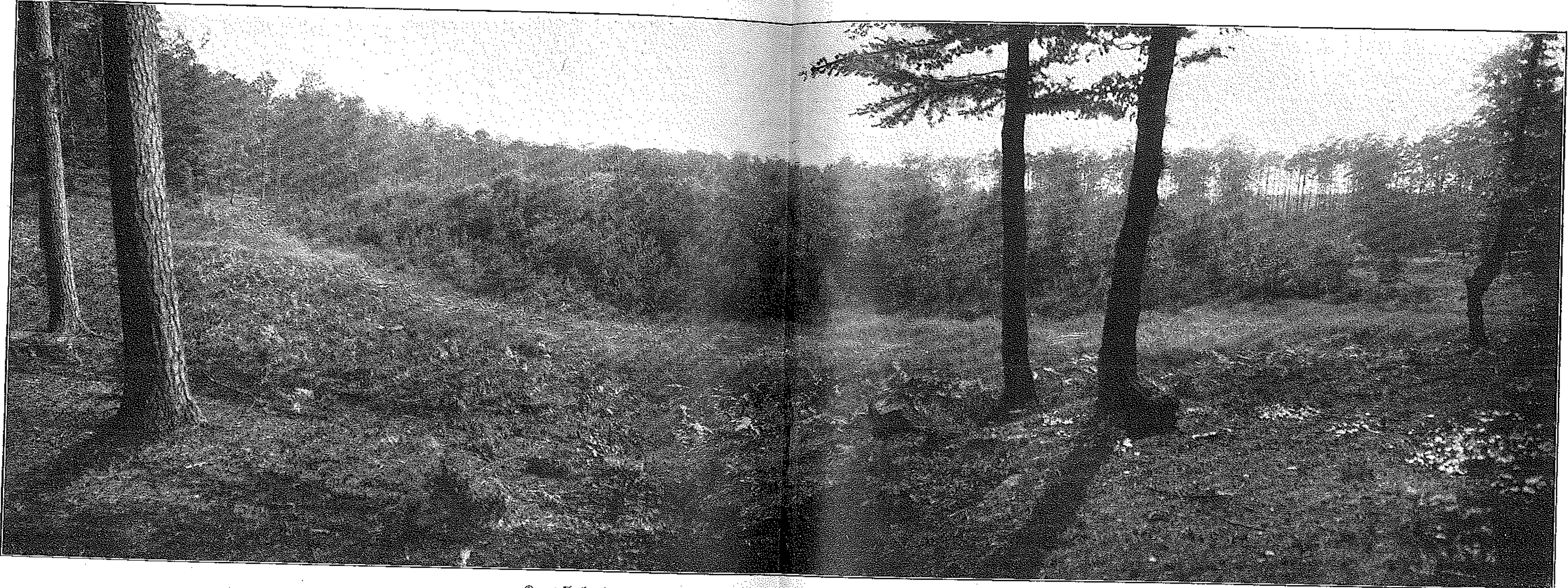
„Nicht Wunden, Trauerklagen und Verheerungen erfüllten so wie dieser Anblick (nämlich der römischen Siegestrophäe bei Idistavisus) die Germanen mit Schmerz und mit Erbitterung. Sie, die schon Anstalten machten, hinwegzuziehen aus ihren Wohnsitzen und über die Elbe zu entweichen, wollen jetzt eine Schlacht, greifen zu den Waffen. Volk, Adel, Jung und Alt fallen plötzlich den römischen Heereszug an, bringen ihn in Verwirrung. Endlich erwählen sie sich . . ." (folgt die Beschreibung des Schauplatzes und Verlaufs der letzten Schlacht).

Kurz nach einer empfindlichen Niederlage steht also der germanische Landsturm in ungebrochenem Kampfesmute da. Er überfällt den römischen Heereszug, verwirrt ihn und bringt den Vormarsch zum Stehen. Ein bewundernswürdiger militärischer und moralischer Erfolg, der einem Sieg gleichkam! Nach dem Obengesagten ahnen wir, wo die Örtlichkeit jenes Zusammenstoßes zu suchen ist. Es war die Gegend des Leinetals bei Alfeld, der Sieben Berge und des Sackwaldes mit der altgermanischen Winzenburg am Südhang, zu deren Füßen sich halbkreisförmig eine lange Talschlucht zieht, die der Römergrund heißt und die dann nordwärts auf Irmenseul umbiegt. Hier haben wir den Wendepunkt des römischen Vormarsches zu suchen: Armin hatte ein strategisches Meisterstück vollführt, indem er bei Elze die östliche Hauptstraße auf Magdeburg verließ, sich in die südlichen Leineberge warf und durch diese gefährliche Flankenstellung die Römer ablenkte und auf sich zog, sie dann in schwierigem Berggelände plötzlich auf dem Marsche überfiel und ihnen nicht nur eine empfindliche Schlappe beibrachte, sondern — sie im Sackwalde im Kreise herumführend — sich durch geniale Wendung auf ihre Rückzugslinie legte, um sie dann über Hildesheim in die nördlichen Moore zu locken. Es war ein ähnliches Manöver, wie es 1812 die Russen nach ihrer Niederlage vor Moskau durch die Flankenstellung bei Kaluga ausführten, um, wie Clausewitz berichtet, mit dem Feinde „Haschen zu spielen" und ihn geschickt aus dem Lande herauszumanövrieren.

So gehen wir schwerlich fehl, auch jene Irminsäule bei Hildesheim als das Malzeichen eines bedeutsamen kriegerischen Erfolges anzusehen: des siegreichen Treffens Armins zwischen den beiden großen Schlachten des Jahres 16, das dem römischen Vormarsch in Germanien — für immer — ein Ziel setzte!

„Vorsichtig suchen wir die ältesten Grundlagen des deutschen Lebens zu verstehen. Damit dies aber leicht werde, mögen wir erst das leidige Bild aus der Phantasie entfernen, welches die Cherusker Armins und die Sueven Marc Aurels als ungeschlachte Barbaren darstellt, die ihren Leib in rohe Tierfelle hüllten, nur des Raubkrieges und der Beute gedachten und die gerade im Übergange vom wandernden Hirtenleben zur Ackerwirtschaft waren, als sie durch Klänge aus dem Süden von dem deutschen Boden weggelockt wurden, an dem sie nur lose hafteten. Solche Vorstellung vermag gegenüber zahlreichen Tatsachen in keinem Punkte zu bestehen."

Gustav Freytag (1866).



Kampfbahn im Langelau (Überblick von der nördlichen Schmalseite aus).

Langelau, Königslau und Eckelau

Ihre Bodenbeschaffenheit und die damit zusammenhängenden Fragen

Von Dr. E. Ostendorff, Danzig-Langfuhr

Ungefähr 1 km nordwestlich des Sternenhofes zu Oesterholz, wo ein altes germanisches Gestirnsheiligtum angenommen wird[1], in der Senne am Südwestabhang des Teutoburger Waldes, liegt das Langelau[2], einige hundert Meter weiter nordöstlich davon das Königslau und fast ebenso weit nordwestlich das Eckelau. Die beiden letzteren grenzen unmittelbar an die Sennetrift, einen schmalen Streifen, der von Lopshorn (dem altgermanischen Gestüt, wo heilige Pferde in freiem Gehege gezüchtet wurden) sich ständig verschmälernd in südöstlicher Richtung nach dem Sternenhof (Österholz) führt und da

[1] W. Teudt, Germanische Heiligtümer. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Aufl. Jena 1934.

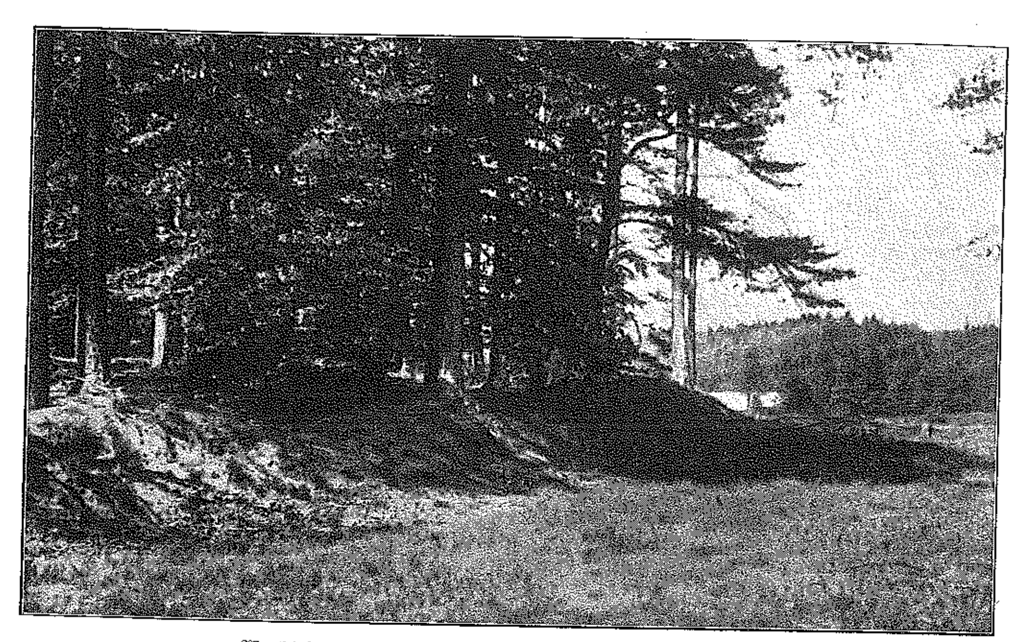
[2] Langelau, Königslau und Eckelau — drei Waldstücke, deren Name und Bedeutung viel umstritten sind. Namentlich das Langelau, in dem W. Teudt mit guten Gründen eine germanische Kampfspielbahn vermutet. Wir können hier nicht ausführlich darlegen, welche Fragen sich an die drei wallumhegten Wälder knüpfen —, wer sich näher unterrichten will, muß schon zu genanntem Teudtschen Buche greifen —, aber wir wollen doch darauf hinweisen, wie sehr anders diese Dinge angesehen werden müssen, seitdem die Ähnlichkeit der Anlage in Alt-Upsala mit dem Dreihügelheiligtum und seiner Umgebung, und dazu gehören auch die drei Laue, festgestellt worden ist. Insbesondere, seitdem bekannt ist, daß auch in Alt-Upsala eine Rennbahn bestanden hat (s. a. Neckel, Über das kultische Reiten in Germanien. Germanien, 1933, Heft 1, S. 7—9). Eine neue Stütze erhält nun Teudt durch die hier dargestellte Untersuchung, die von geologisch-fachmännischer Seite vorgenommen worden ist.
Schriftleitung.

endigt. An dieser Trift führt in fast nördlicher schnurgerader Richtung von Schlangen bis zum Gudenslau (Wodanshain) die 35 m breite, mit 4 Reihen sehr alter Eichen bestandene, 3 km lange germanische Feststraße vorbei. Auf einer Düne die von Langelau in Richtung auf das Königslau sich hinzieht, reihen sich in bestimmten Abständen 3 künstliche, oben abgeplattete, in der Mitte mit einer Vertiefung versehene Hügel (Dreihügelheiligtum).

Die Laue sind in ihrer ganzen Ausdehnung von Wällen umgeben und haben alle verschiedene sehr merkwürdige, teils mehr regelmäßige, teils mehr unregelmäßige Gestalt. Das heutige Besitzrecht an diesen so eigenartigen, dicht beieinanderliegenden Grundstücken, wie auch an der Sennetrift, gehört dem Staat.

Das Langelau, eine alte germanische Renn- und Kampfspielbahn, weist eine fast ovale, flache Arena auf, innerhalb deren (nahe dem nordwestlichen Rande) ein kleiner, flacher Hügel vorhanden ist. In etwa zwei Dritteln des Umfanges wird die Bahn im Osten, Norden und Süden von einem nach außen flach ansteigenden, ziemlich regelmäßigen und einheitlichen Dünenzug umgeben, einer natürlichen Tribüne. Im Osten hinter der Düne buchtet sich das Langelau derart auffällig aus, daß eine dort entspringende Quelle mit umfaßt wird, die der Rennbahn wahrscheinlich als Tränk- und Sattelplatz diente.

Genutzt wird das Langelau heute durch Forsten. Kiefern, Buchen, Fichten, Lärchen usw. wechseln je nach Bodenverhältnissen ab. Merkwürdig ist, daß die Nutzung in solche, die frühere Rennbahn sehr schön kennzeichnende Teile zerfällt. Zufällig ist jetzt die „Tribüne“ und der ganze Raum außer „Arena“ ohne Rücksicht auf die verschiedenen



Wall des Langelau an der nordöstlichen Ecke.

Böden (siehe Bodenkarte, S. 140) mit Hochwald (hauptsächlich Kiefern, einzelne Buchen) bestanden, die Arena selbst ist mit jungem dichten Buchenbestand aufgeforstet, während die ovale Bahn (das Geläuf) von mehr als 20 m Breite (siehe Karte) abgetrieben ist und mit jungem Mischholz sich allmählich wieder ansamt. Die merkwürdige und wohl zufällige Erscheinung ist vielleicht in einigen Jahren schon wesentlich verwachsen.

Geologisch gehört das ganze Gebiet dem Randteil der flachen, hier und da zu Binnendünen aufgetürmten, diluvialen Sandformation der Senne an, unter der die älteren Formationen des Teutoburger Waldes mit geringem, nach der Mitte zu einfallendem, Winkel hinstreichen und hier und da in Aufwölbungen oder Einsenkungen des Sandes in kleinerem Umfang noch zutage treten.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß die 3 Laue (Lindelau wurde nicht mit untersucht) in diesem Sandgebiet gerade die Stellen umfassen, wo die älteren Formationen entweder zutage treten, wie in der Arena und dem östlichen Randteil des Langelaus und dem großen Westteil des Eckelaus, oder unmittelbar im Untergrund anstehen, wie unter dem Königslau und fast dem ganzen übrigen Langelau, wo das flachlagernde ältere Gestein im Osten und Norden nur von einer Düne und deren Ausläufern überschüttet ist.

Es handelt sich um einen grauen, tonigen Kalksteinmergel der Oberen, nicht weiter zergliederten Kreide.

Unter dem Einfluß der Bodenbildung ist dieser Mergel zu einem braunen Waldboden verwittert. Unter dem Einfluß von Vegetation und der großen Bodenfeuchtigkeit entkalkte der Mergel in seinem oberen Teil von wenigen bis vielen dzm und zerfiel zu einem tonig-lehmigen Gestein, das unter dem Einfluß der eindringenden Luft oxydierte.

Brauner milder Humus und Eisenhydroxyd in kolloidaler Form erfüllten und überzogen die Spalten und Klüfte des Rohbodens, die den Pflanzenwurzeln guten Raum gewährten. Bei weiterer Entwicklung wurde auch der Ton der oberen Schichten in tiefere fortgeführt und Bleichsand blieb zurück, so daß an weiter fortgeschrittenen Stellen der Boden versandet ist. Je nach örtlichen Bedingungen ist der braune Waldboden mehr oder weniger stark gebleicht und gleichzeitig oberflächig versandet. Beim schwach gebleichten in der oberen Rennbahn herrscht folgendes Profil vor:

Schwach gebleichter brauner Waldboden, flache Lage in der nördlichen „Arena"; dichter Buchenjungwald.

A_0 1 cm Laubmulldecke.

A_1 3—4 cm grauschwarzer, gut humoser, krümelnder, lehmiger Sand, stark durchwurzelt, mit vielen Bleichkörnern durchsetzt.

AB 8 cm gelbgraubrauner, sandiger Lehm, schwach humos, matte Rostanflüge polyedrisch, krümelig.

B brauner, mürbe polyedrischer, schwerer Lehm mit vielen Poren und dicken schokoladenbraunen bis gelbbraunen Überzügen von Rost und Humus auf den Polyedern, durchsetzt von Bleichflecken.

C grauer, toniger, steiniger Mergel.

Die größten Flächen des anstehenden Mergels, d. h. die mittlere Rennbahn und das westliche Eckelau, werden von mittel stark gebleichtem braunen Waldboden eingenommen. Der Südteil der Rennbahn bis zur Düne und die Fortsetzung der Mergelfläche südlich der Düne ist stark gebleicht, fast schon ein Übergang zu rostfarbenem Waldboden (Podsol = Bleicherdewaldboden). Die Krume ist vollständig in Bleichsand überführt, der Rohboden besteht noch aus lehmigem Sand, der seine Polyederstruktur weitgehend verloren hat, der dichter und somit ungünstiger für Pflanzenwurzeln geworden ist; von den kolloidalen Humus-Rost-Überzügen ist in der Hauptsache nur noch Rost in ungünstigerer Form zurückgeblieben, wie es folgendes Profil zeigt:

Stark gebleichter brauner Waldboden, flache Lage im Südteil der Rennbahn, Lichtung bedeckt mit Moos und Gräsern.

A_1 3—4 cm grauschwarzer, humoser Sand mit vielen Bleichkörnern,

A_2 7 cm grauvioletter Bleichsand,

B_1 14 cm fleckig gebleichter schüttiger bis polyedrischer lehmiger Sand mit braunen Humus- und Rostflecken, grauen Bleichstellen und mattem Rost,

B_2 brauner, polyedrischer Lehm,

C grauer, toniger Mergel.

Auf dem Sennesand sind überall rostfarbene Waldböden vorhanden. Doch ist die verschieden starke Bleichung ganz außerordentlich merkwürdig verteilt.

Der östliche Teil des Eckelaus ist schwach gebleicht, die Krume enthält nur wenig Bleichkörner und der Rohboden hat nur schwache Anflüge und Schlieren von Rost. Der Sand des Langelaus und des Königslaus sowie ein Teil südlich außerhalb des Langelaus ist mittel stark gebleicht, wie folgendes Profil zeigt:

Mittel stark gebleichter rostfarbener Waldboden, flache Dünenkuppe unter lichtem Kiefernhochwald mit Beersträuchern und Drahtschmiele.

A_0 3 cm Rohhumus,

A_1 1 cm humoser, schwarzgrauer Sand, viel Bleichkörner,

A_2 16 cm homogen dichter, violettgrauweißer Sand,

B 45 cm gelbrotbrauner dichter Sand, homogen, mäßig mit Rost durchsetzt,

C gelbweißer Sand.

Der ganze übrige Teil zwischen den Lauen ist stark gebleicht mit mächtiger Ortssteinbildung.

Stark gebleichter rostfarbener Waldboden, 10 m westlich der Nordwestecke des Langelaus auf einer Dünenkuppe, Krüppelkiefern und Heide.

A_1 8 cm fast schwarzer, humoser Sand in Einzelkornstruktur, sehr viel Bleichkörner,

A_2 23 cm grauvioletter Bleichsand, dicht,

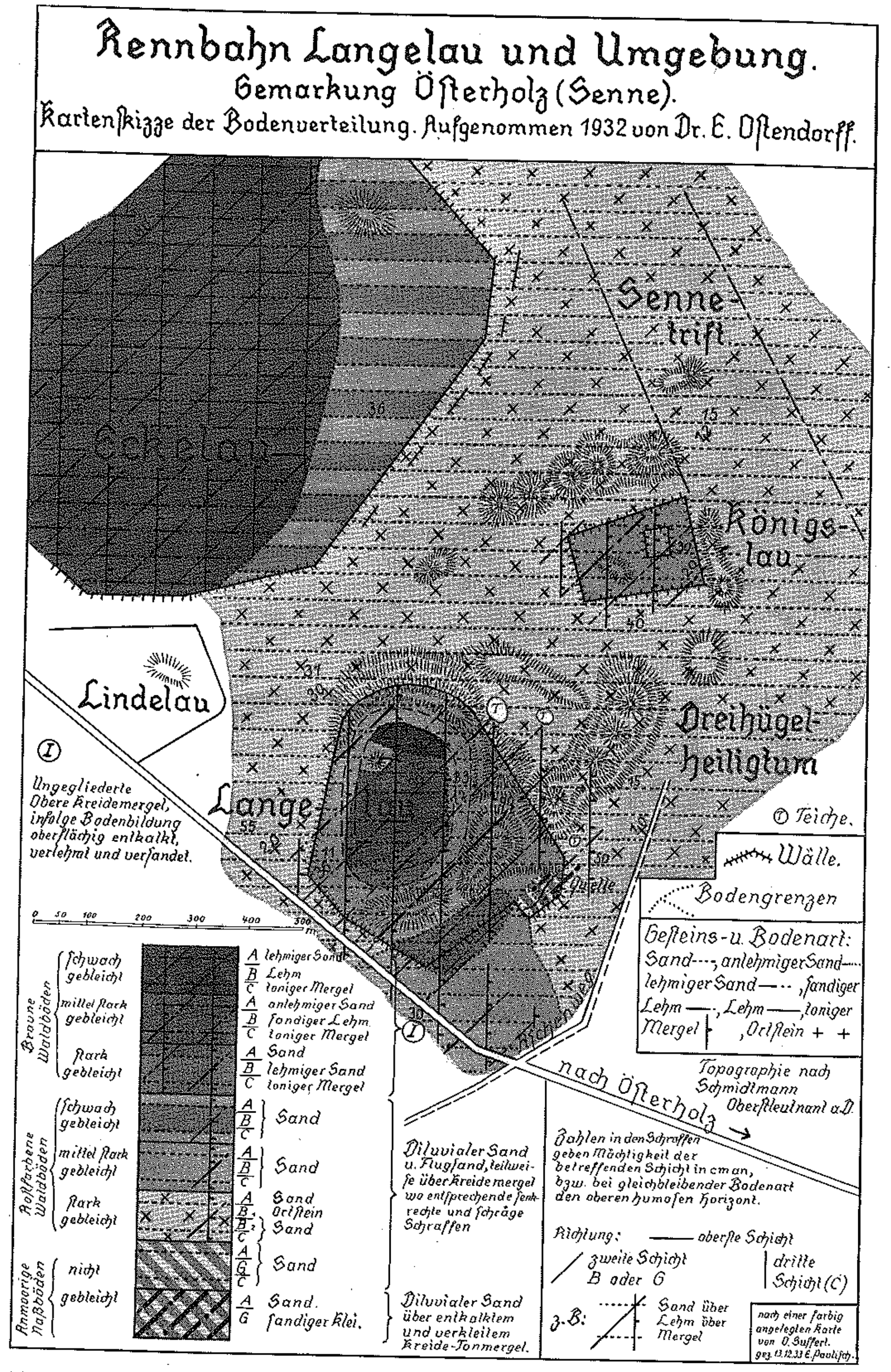
B_1 30 cm fast schwarzer, schwarzbrauner harter, dichter Ortstein mit welliger Begrenzung nach oben und orgelartigen Fortsätzen nach unten, nach unten mehr rotbraun und mürber werdend,

B_2 40 cm dichter eisenschüssiger Sand mit waagerechten schwarzen, wellenförmigen Bändern,

C fast weißer Sand, trocken.

Der Unterschied zwischen dem mittel stark und dem stark gebleichten Waldboden ist ganz außergewöhnlich stark, ersterer ohne jegliche Andeutung von Ortstein und letzterer mit einer außergewöhnlich mächtigen, festen Ortsteinschicht und mit einer mächtigen, darüberliegenden Bleichsandschicht, die stellenweise über 40 cm mächtig wird.

Das allermerkwürdigste aber ist, daß die natürlichen Bodengrenzen haarscharf mit den Wällen der Laue laufen. Betrachten wir z. B. den Nordrand des Langelaus: Der Wall läuft hier auf einem Dünenkamm. An beiden Seiten findet sich genau dasselbe Gestein (= Sennesand) vor; auf beiden Seiten ähnliche Vegetation, innerhalb des Walles Kiefernhochwald mit Beersträuchern (Heidegewächse), außerhalb des Walles Heide- und Krüppelkiefern. Doch warum so verschiedene Böden? d. h. 2 m nördlich des Walles stark gebleicht mit Ortstein, 2 m südlich mittelstark gebleicht ohne Ortstein? Dies ist eine ganz außerordentlich wichtige Tatsache. Der Grund für diese verschiedene Boden-



bildung auf demselben Gestein in derselben Lage und unter jetzt ähnlicher Vegetation muß in der früher verschiedenen Benutzung zu suchen sein. Eine Renn- und Kampfspielbahn muß waldlos gewesen sein. Rasen wird an seiner Stelle gewesen sein, zumal die besten Vorbedingungen dafür in dem frischen tonigen Mergel der „Arena" gegeben sind. Auch der Zuschauerplatz muß waldlos gewesen sein, höchstens können ein paar lichtstehende Bäume, wohl Laubbäume mit Grasunterwuchs in Art einer Parklandschaft vorhanden gewesen sein. Auch dafür sind die Vorbedingungen gegeben, da fast unter dem ganzen Sand auch unter dem Sandhügel in der Rennbahn der Mergel verfolgt werden kann (siehe Karte). Die Grasvegetation, sowie in ähnlicher Weise auch die Park-Grasvegetation arbeitet der Ausbleichung und der damit letzten Endes verbundenen Ortsteinbildung des Bodens energisch entgegen[1], die mittelstarke Bleichung dürfte wohl unter der jetzigen, wohl schon lange so vorhandenen Vegetation entstanden sein.

Im Königslau werden ganz ähnliche Verhältnisse geherrscht haben, d. h. lichter, parkartiger Laubwald mit Gras- und Krautunterwuchs. Genügende Lebensbedingungen fand er trotz des oberflächigen Sennesandes, unter dem in oft schon 30—50 cm Tiefe Mergel, bzw. dessen oberste, lehmige, Verwitterungsschicht ansteht. Der heutige Nadelwald ist wohl nur zufällig bzw. infolge des nicht bekannten Untergrundes an dieser Stelle.

Das Eckelau, nach W. Teudt das Fohlengehege des alten Lopshorner Gestüts, muß zum größten Teil wohl offenes Grasland gewesen sein, um die Tiere zu ernähren. Demnach ist der kleinere, sandige, auch nur sehr schwach gebleichte Oststreifen heute von Nadelwald bestanden. Die Annahme W. Teudts, daß das Eckelau das Fohlengehege war, wird auch dadurch bestätigt, daß dasselbe in seiner größten Ausdehnung von frischem Mergel eingenommen wird, einem besonders grasgünstigen Gestein mit besonders günstigen Eigenschaften für Fohlen. Die besten Gestüte der Welt liegen auch heute noch in Gebieten mit Mergelweiden.

Nach den Befunden ist nur eine langanhaltende Vegetationsveränderung in der Lage gewesen, diese unterschiedlichen und nach den Lauen scharf abgegrenzten Bodenverhältnisse hervorzurufen. Während die Laue also gewissermaßen gepflegt bzw. künstlich in ihnen eine bestimmte Vegetation bevorzugt wurde, lagen anscheinend die Teile zwischen den Lauen so wie sie auch noch heute liegen —, unter lichtem Kiefernwald mit dichter, hoher Heidedecke. Unter dieser, sauren Rohhumus produzierenden Vegetation mußte es zu der starken Ausbleichung kommen. Dabei ist wieder auffällig, daß in dem Gebiet der Sennetrift und weiter südlich um das Dreihügelheiligtum herum der Ortstein außerordentlich hoch liegt, doppelt und mehr so hoch als in dem weiter westlich gelegenen Teil (siehe Zahlen in der Karte). Das ist ein Zeichen dafür, daß in der Sennetrift und um das Hügelheiligtum Heide allein vorgeherrscht hat, während im westlichen Gebiet anscheinend Wald mit Heide die bedeutendere Rolle gespielt hat.[2]

Daß der nahe Mergeluntergrund in den Lauen nicht für die verschiedene Bleichung verantwortlich gemacht werden kann, geht schon daraus hervor, daß westlich und östlich des Langelaus an einigen Stellen der Mergeluntergrund bis außerhalb des Walles geht, und über dem Mergel hier der Sand ebenso stark gebleicht und mit ebensolcher Ortsteinbank versehen ist wie der daneben liegende Sand ohne Mergeluntergrund. Andererseits ist der Sand innerhalb des Eckelaus ohne Mergeluntergrund nur schwach gebleicht. Wohl kann der Mergeluntergrund günstigen Einfluß auf die Pflanzen des Bodens haben, aber er hat keinen erkennbaren Einfluß auf die ihn überlagernde Bodenschicht selbst.

Die Quelle in der Ostecke des Langelaus bewirkt durch die Durchfeuchtung des Sandes

[1] H. Stremme, Die Bleicherdewaldböden, Sonderdruck a. d. Handbuch der Bodenlehre, Berlin 1930.

[2] Heide allein zieht das Profil stark zusammen.

bis zur Oberfläche daselbst die anmoorige Bodenbildung. Die Quelle selbst kommt dadurch zustande, daß der verkleite Mergel nahe unter dem Sand eine Schwelle bildet und das sich auf ihm entlangziehende Wasser staut. Nach kurzem, oberirdischem Fließen[1] versinkt das Wasser noch innerhalb des Langelaus an der Stelle, wo der Klei unterirdisch sich in größere Tiefe senkt. Das Wasser versinkt in dem lockeren Sand bis auf den Mergel und fließt als unterirdisches Wasser in Richtung des Rothenbachs weiter. Die Teiche nordöstlich des Laues sind ebenfalls Stauwässer auf dem Mergelgrund.

Um kurz zu wiederholen, sind zwei Besonderheiten hervorzuheben, die Lage der Laue und die Bodenbildung in ihnen. Die Laue sind außerordentlich zweckmäßig gelegt, die Plätze sind anscheinend nach bodenkundlichen Gesichtspunkten sorgfältig ausgesucht. Unsere Vorfahren müssen eine weitgehende praktische Bodenkunde betrieben haben, weitgehender als sie heutigentags vielfach verbreitet ist[2], wie z. B. am Königslau mit seiner jetzigen unzweckmäßigen Nutzung zu sehen ist. Beim Aussuchen der Plätze wurde s. Zt. die größte Mergelfläche als Fohlengehege bestimmt. Eine fast ovale, kleinere Mergelfläche wurde für den Rasen der Renn- und Kampfspielbahn ausgesucht. Der umgebende Teil, soweit er vom Mergel unterlagert wurde und für einen Parkwald geeignet ist, wurde fast ganz in dies Lau einbezogen. Das Königslau, das ebenfalls einen Laubwald tragen sollte, wurde an eine ähnliche Stelle gesetzt. Hinzu werden natürlich auch noch andere Gesichtspunkte treten. Jedoch ändert dies nichts an dieser auffallenden Erscheinung.

Zum zweiten sind dann innerhalb dieser Laue als Folge der ganz anderen Nutzung ganz andere Böden, selbst auf gleichem Gestein entstanden, deren Grenzen meist genau mit den Laugrenzen zusammenfallen.

Das Wunder des Questenbaumes

Von Karl Theodor Weigel, Hannover

Man muß es einmal miterlebt haben, jenes Wunder, das sich in jedem Jahre in dem unbekannten Dorfe im Südharz vollzieht, im Dörflein Questenberg. Da zieht mitten in der Nacht, vor Morgengrauen, eine ganze Gemeinde mit vielen Festgästen hinauf auf einen Berg, der steil über dem Dorfe aufragt. Der Berg ist umgeben mit einem uralten Walle, und auf seiner höchsten Kuppe ragt ein Eichenstamm, der einen riesigen Kranz trägt, an dessen Seiten Quasten hängen, wie auch eine Quaste an der Spitze des Baumes befestigt ist. Eine ganze Gemeinde zieht in der Nacht zu diesem Eichbaum, der den Namen „Queste" führt.

Vor Morgengrauen nehmen die jungen Burschen des Ortes, die Questenmannschaft, den alten Kranz und die Quasten herunter. Sie werden verbrannt, und in dem Kranze wird ein Nachtmahl eingenommen, das aus Brot und Käse besteht. Brot und Käse bringen unter alten Bräuchen „Die Männer von Rothe" herbei, eine uralte Abgabe ist darin zu erkennen, die vielleicht mit dem alten Roland, dem Sinnbild der alten Gerichtsstätte am Fuße des Berges in Verbindung zu bringen ist. Ein hochkultisches Nachtmahl wird hier gehalten — freilich nicht mehr verstanden, wie das ganze Fest nur noch leere Form ist, die auf uns gekommen ist. Fröstelnd und übernächtigt wartet man, bis der Morgen heraufkommt, und mit dem ersten Strahle der Sonne tritt die Gemeinde an den Steilhang des Berges gen Osten und feierlich klingt über das stille Tal ein

[1] Ursprung des „Sinkbaches" erwähnt in: W. Teudt, „Um Hethi" in „Germanien", Bielefeld 1931, 2. Folge, Heft 5.
[2] Vergleiche auch: R. Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft, Heidelberg 1912, S. 17.

Abb. 1. Die Queste über dem Dorfe Questenberg im Südharz.

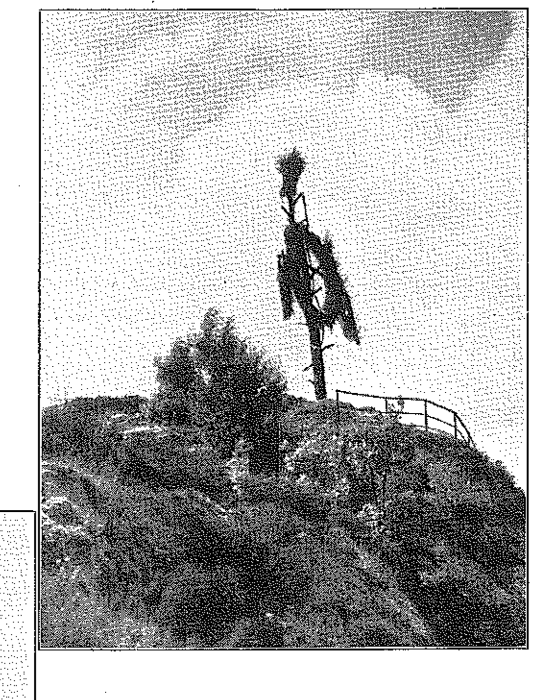


Abb. 2 (links). Beim Questenfest wird jährlich am dritten Pfingsttag der Kranz erneuert.



Abb. 3. Tanz um den Johannisbaum im Oberharz. Girlanden aus Eierschalen (Ei als Fruchtträger) schmücken den Baum.

Aufnahmen: K. Th. Weigel.

Choral, der ein älteres Lied abgelöst hat, das alte Leute noch kennen. „Seh ich dich wieder, Morgenlicht" lautet der Anfang.

Wenige Stunden Schlaf gibt es, dann ziehen die Burschen auf. Sie holen die alten Questenfahnen ab und ziehen in die Kirche, in der am dritten Pfingsttage jeden Jahres der Pfarrer noch über den Sieg des Lichtes spricht. Eine Fahnenparade und Segnen der Fahnen schließt sich an. Am Nachmittage ist großer Trubel oben auf dem alten Volksberge. Die alten Männer und die Verheirateten haben eine wichtige Arbeit zu leisten. Sie binden unter regem Umtrunk den neuen Kranz, den sie dann feierlich dem Burschenvereine übergeben. Und die Burschen ziehen den neuen Kranz auf, wenn die Sonne ihre Schatten wieder zu werfen beginnt. Nach altem Brauche, mit langen Stangen, wird der schwere Kranz, der drei Meter im Durchmesser mißt, aufgehißt und nach altüberliefertem Brauche befestigt. Es darf nur mit Ruten gebunden werden. Ein fröhliches Treiben, Tanz im Saal und in Zelten schließt das Fest, das unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung und unzähliger Menschen von nah und fern begangen wird. Der neue Kranz hängt wieder ein Jahr. Wieder ist der Baum dort oben auf der einsamen Bergeshöhe neu begrünt. Ein seltsames Fest voller dunkeler Erinnerungen an graue Urzeit ist an den Besuchern vorbeigeglitten mit Lärm und Scherz, ein echtes Volksfest, in dem die Erinnerungen von Jahrhunderten, ja, vielleicht Jahrtausenden ruhen.

Viel herumgedeutet worden ist an diesem Feste, und vor allen Dingen an dem seltsamen Questenbaume. Und vielleicht liegt die Wahrheit viel zu nahe, um so leicht gefunden zu werden. Der Sinn des Festes ist als Rest eines Mittsommerfestes erklärt worden, und doch scheint etwas an den Erklärungen zu fehlen.

Wir haben so viele Feste, die Menschen zu alten Wallburgen führen, die als Wall- und Wehrburg eigentlich gar keinen Sinn haben können. So wissen wir, daß z. B. bei Sangerhausen auf der Bäumelburg bis Mitte vorigen Jahrhunderts Kirmsen abgehalten wurden. Auf der Grasburg auf dem alten Stolberg im Südharz, auf dem — sichtlich zum Grunde der Christianisierung — eine Kapelle in früher Zeit errichtet wurde, fanden bis ins Mittelalter hinein Kirmsen statt, die aber ihrer unchristlichen Form wegen verboten werden mußten, und von der Numburg am Kyffhäuser ist bekannt, daß hier im 13. Jahrhundert Kirmsen verboten werden mußten, weil es zu unzüchtig dabei zuging. Alle drei Stätten tragen vorzeitliche Wälle wie der Berg über dem Dorfe Questenberg. Und in allen vier Wällen wurden Volksfeste begangen. Und zwar der Überlieferung nach zur gleichen Zeit. Bedeutende Volksfeste zur gleichen Zeit sind aus allen möglichen Teilen der Heimat überliefert. In der Schwalm findet zu dieser Zeit die berühmte „Salatkirmes" statt, die auch über der Kirmes, dem Erntefeste steht. Und in der Rhön, in Kaltennordheim begeht man zur gleichen Frist ein Volksfest, zu dem von weit und breit die Menschen herbeikommen. Dieses Fest heißt „Der Heiratsmarkt".

Es liegt die Vermutung nahe, daß die Menschen aus ganz bestimmten Gründen zu diesen uralten Wallburgen gekommen sind. Daß diese Wallburgen eigentlich mehr „Wahl"-burgen gewesen sein könnten, in denen vielleicht unter Wettspielen eine Wahl der Ehegatten stattgefunden hat. Auch der „Walpurgistag" könnte in anderem Lichte erscheinen, wenn man diesen Maßstab an ihn legt. Die Heilige Walpurga hat ihren Namen vielleicht dazu hergegeben, um etwas absolut Unchristliches verdecken zu müssen. Daß ein sittlich so hochstehendes Volk wie die Germanen eine Zuchtwahl in gewissem Sinne betrieben haben, steht eigentlich außer Zweifel nach dem, was wir von ihnen wissen. Und der Volksbrauch, der in manchen Gegenden heute noch lebt, der eine „Maibraut" und einen „Maigrafen" zu wählen pflegt, weist geradezu darauf hin. Und daß außerdem ein ausgesprochener Heiratstermin in alten Zeiten festlag, ist bei einem reinen Bauernvolke einfach eine praktische Notwendigkeit. Die Arbeitskraft der jungen Frau konnte so zur Ernte noch nutzbar sein, und ehe die Feldbestellung des Frühjahres einsetzte, war die

Frau schon wieder in der Lage, mit werken zu können. Wir haben heute noch in Skandinavien diese festliegende Hochzeitszeit in weiten Gegenden, in denen kein Mensch zu anderer Zeit als im Hochsommer freien würde.

Außer der Bezeichnung „Heiratsmarkt" hat nun freilich bislang noch nichts an einen Hochzeitstermin oder an Heiratsbräuche erinnert, aber doch geben die verschiedensten Begleiterscheinungen der Feste und auch des Questenfestes der geäußerten Meinung recht. Beim Questenfeste wird der „Kranz" aufgewunden, daneben die „Quaste". Beim Johannisfeste des Oberharzes, bei dem heute freilich nur noch die Kinder mitwirken, tragen die Mädel Kränze im Haar, die Jungens Sträuße im Knopfloch. Beim Brunnenfest in Poppenrode bei Mühlhausen in Thüringen ziehen die Kinder nach der uralten Quelle. Die Mädel werfen ihre Kränze in das Wasser, und die Jungen trachten danach, ihren Strauß, der an einem beschwerten Stab gebunden ist, in diese Kränze zu werfen, so daß beide zusammen zum Boden der Quelle sinken — Reste eines uralten Opfers. Und bei jeder Hochzeit trägt die Braut noch heute den Kranz im Haar und der Hochzeiter den Strauß.

Und da wissen wir auch schließlich, warum Braut und Bräutigam derart geziert sein müssen. Das ist uralte Symbolsprache des Volkes. Das Kränzelein der Jungfrau, das muß vereint werden mit dem Strauße, der „Quaste", des Burschen. Und daß noch heute wie vor vielen Hunderten von Jahren auf dem alten Berge über dem Dorfe Questenberg Kranz und Quaste am Eichbaum aufgezogen werden zur jährlichen Erneuerung, das bedeutet schließlich nicht mehr und nicht weniger, als daß jährlich der Lebensbaum neu begrünt werden muß, daß jährlich aufs neue sich neue Menschen zusammentuen müssen, um das Rad des Lebens weiterzudrehen. So steht über dem Dorfe, das abseits der großen Straße träumt, heute noch seit wer weiß wie langer Zeit der Weltenbaum, der Lebensbaum, und wird in jedem Jahre neu. Und darum müssen auch die Alten, die verheirateten Männer den neuen Kranz binden und den jungen Burschen übergeben. Und darum steht auch unter dem Johannisbaum im Oberharz der „Alte", verhöhnt von der Jugend. Der Lebensbaum gehört der Jugend. Das ist das Recht der Jugend, vor dem das Alter zurücktreten muß. Der Questenbaum ist das Sinnbild des ewig sich erneuenden Lebens, getragen von der Überlieferungstreue des Volkes, dessen Urahnen einst mit tiefem Ernst jenen nächtlichen Gang nach dem heiligen Berge angetreten haben mögen.

Mögen noch so viele Lesarten für das Questenfest und die Queste laut werden. Der Kranz am Baume dort oben ist freilich auch das Jahresrad — so wie sich das Jahr vollendet, vollendet sich ja auch das menschliche Leben. Die tiefe Sinnbildhaftigkeit dieses Baumes wird nicht berührt und nicht gestört durch das Treiben, das sich heute zu seinen Füßen abspielt. Der alte heilige Brauch ist freilich zu Jahrmarktstreiben und einfacher Volksbelustigung herabgesunken. Er lebt aber noch fort im Herzen deutscher Menschen, und es wird alles getan werden, um ihn nicht versinken zu lassen in völlige Sinnlosigkeit oder gar Vergessenheit. Die alten Volksfeste sind uns heute wieder Kulturgüter, die zu bewahren zu unseren vornehmsten Aufgaben gehören muß.

„Ein Volk, das verstand, die Wohnungen der Toten aus riesigen schweren Steinen für die Ewigkeit zu bauen, war sicher bestrebt, für seine Gottheit schönere und größere Häuser zu errichten. Ein Volk, das die Technik beherrschte, feingearbeitete Steinwerkzeuge und Äxte von hohen, kultivierten Formen herstellte, hat sicher auch andere technische Leistungen vollbracht, die uns leider durch die Vergänglichkeit des Materials unbekannt geblieben sind!"

Hermann Wille in „Germanische Gotteshäuser."

Kultbeziehungen vom germanischen Norden zum arischen Asien

Von William Anderson, Lund (Schweden)

Die frühere nordische Forschung legte Wert darauf zu zeigen, daß die altskandinavische Kunst bis zur Völkerwanderung nur ein Nachzügler der römischen war. Salin wollte bekanntlich die altgermanische Tierornamentik aus der spätrömischen Kunstindustrie herleiten, und die schon alten Anschauungen Strzygowskis und Rostovtzeffs, daß die Germanen durch das Gotenreich am Pontus im 3. und 4. Jahrhundert in Verbindung mit der skythisch-sarmatischen Kultur getreten sind und später in der Völkerwanderung die skythische Tierornamentik nach Westeuropa mitbrachten, haben im Norden mit wenigen Ausnahmen keinen Beifall gefunden. Aber die Forschung geht weiter; wir sehen jetzt, wie recht Strzygowski hatte, da er Wert darauf legte, das gewaltige Gebiet von Irland über Skandinavien und Iran nach China als eine Einheit zu betrachten, und daß wir einst engere Beziehungen mit Tuko-Tataren und Mongolen hatten, als mit den Völkern am Mittelmeer. Selbstverständlich glaube ich nicht länger an das Gotentum als Vermittler hellenistischer Einflüsse, sondern die östlichen Beziehungen müssen bis in die spätere Steinzeit zurückgehen und scheinen niemals unterbrochen gewesen zu sein, wir glauben nicht länger an zufällige Beeinflussungen und Strömungen, sondern an eine ähnliche Lebensauffassung in Religion, Sitten und Kunst bei den Völkern des Nordens und Zentral-Asiens.

Ein schönes Beispiel dieser gemeinsamen, altarischen Lebensauffassung sind die Kultberge. Gerade so wie heute die Skandinavier leidenschaftliche Naturverehrer sind, so hatten die Alten ein Verlangen, mit der Natur eins zu werden. Die Religion war eine ausgesprochene Naturreligion. Überall wo es hohe Berge und Hügel gab, die die Erde mit dem Himmel verbanden, hat man den Sitz der Gottheit gesehen. So wie die Berge im tiefsten religiösen Zusammenhang mit den Menschen standen, so können wir die altgermanische Kunst erst verstehen, wenn wir uns bewußt werden, daß die Grundzüge dieser Kunst religiös gestimmt sind und aus dem Wesen der Natur und Landschaft erwachsen. Die Nordmenschen hatten also, gerade wie die Japaner ihren Fusijama, die Indier ihren Kailasa, die Iranier ihren Harabrzati, laut Überlieferungen in der Volkstradition, nach den Edda-Liedern und den erhaltenen Gebirgsnamen einen heiligen Berg, welchen sie als Wohnung für die Götter dachten.

Von dem ungeheuren Reichtum an alten Kulturgütern, die über die südschwedische und dänische Landschaft verstreut liegen, sind besonders bemerkenswert die großen Grabhügel aus der Bronzezeit, wo die Häuptlinge und Götter seit mehr als 3000 Jahren in ihren Grabkammern — ähnlich wie im Leben — als der geistige Mittelpunkt ihres Volkes ruhen.

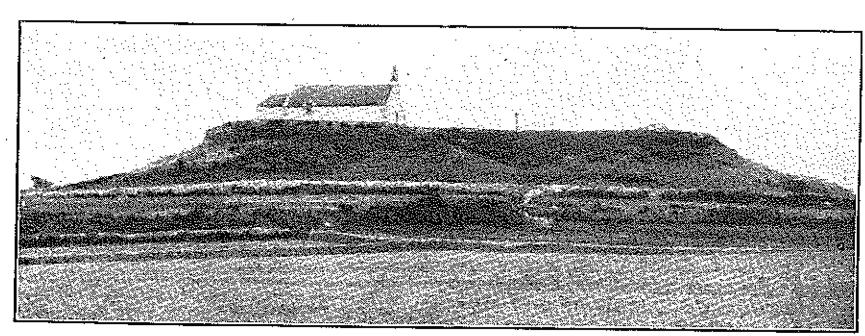


Abb. 1. St. Michel bei Carnac, Morbihan. Terrassengrabhügel. (Aus: C. Schuchhardt, Alteuropa.)

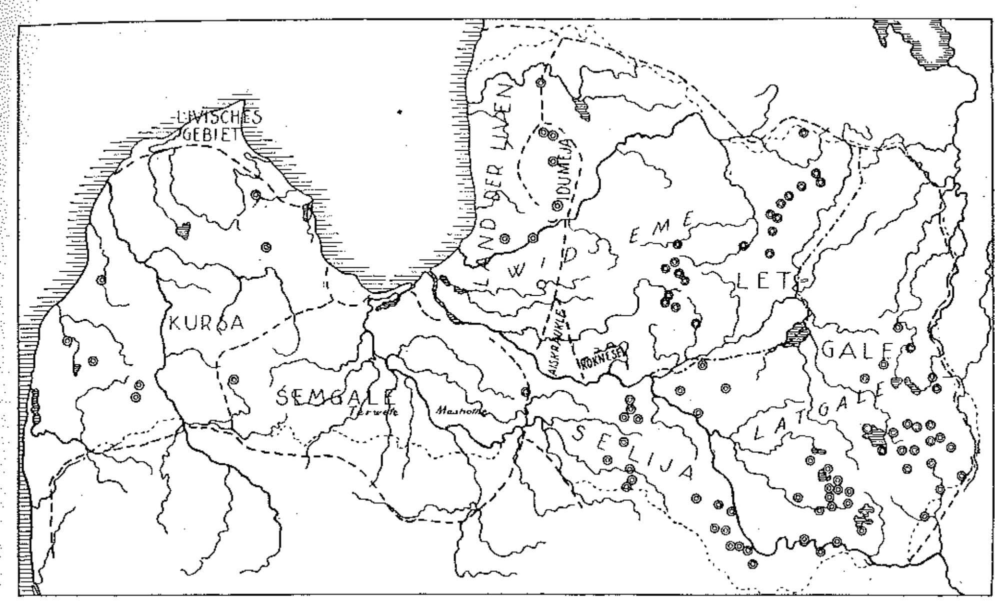


Abb. 2. Verbreitung der Burgberge Lettlands. (Nach Balodis.) In den Gegenden, in denen die lettischen Stämme ihren Wohnsitz hatten, sind die Terrassenhügel (Stufenburgen ◎) überwiegend. Sie werden der Bronzezeit zugeschrieben.

Die Bauwerke sind kreisförmige künstliche Hügelaufschüttungen über einem Grab (Abb. 1, 2, 3), wobei der Hügel in mehrere breite Terrassen oder von einem Weg, der seitlich am Hang in die Höhe führt, aufgeteilt ist. Gerade wie bei heiligen Himmelsbergen müssen wir voraussetzen, daß auch die Grabhügel von einer Holzpallisade, einer Kette oder einem roten Band umgeben waren, und vielleicht von einer Weltsäule von Holz gekrönt wurden. Hier war also das Paradies mit dem Lebensbaum, Quelle und Vogel, und hier hatten die Nornen (die Hexen) ihren Dienst. Das Wort Hexe bedeutet „Zaunreiterin" und deutet offenbar auf ihren Dienst drinnen, in dem von einem Zaun umgebenen Paradies. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Zaun vier Eingänge besaß und daß diese gegen die vier Himmelsrichtungen geortet waren. Derselbe Gedanke war der Leitstern für die Völker des Nordens und Nordasiens. Vergleichen wir unsere großen Grabhügel mit den Kurganen der nordasiatischen Völker sowie den chinesischen Grabhügeln, so können wir eine nahe Verbindung mit dem zentralasiatischen Stupa oder Reliquienbehälter feststellen, der auch einen Zaun mit Pforte gegen die vier Himmelsrichtungen hatte. Und der Stupa in Santschi (Abbildung 4) geht offenbar auf Kailasa, den heiligen Berge der Indier, zurück.

So sehen wir, daß hier im Norden schon in der Bronzezeit das Paradies so ausgestattet war, wie es später in den altchristlichen und romanischen Kirchen (Vorhof oder Atrium, auch Paradies genannt) geschah.

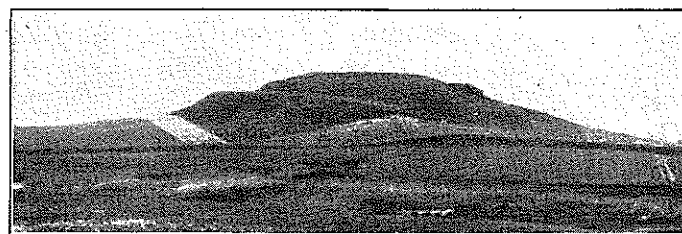


Abb. 3. Sejerö, Dänemark; Terrassenhügel Borrebjerg. 1. Jhdt. n. Chr. (Nach Kjaer.)

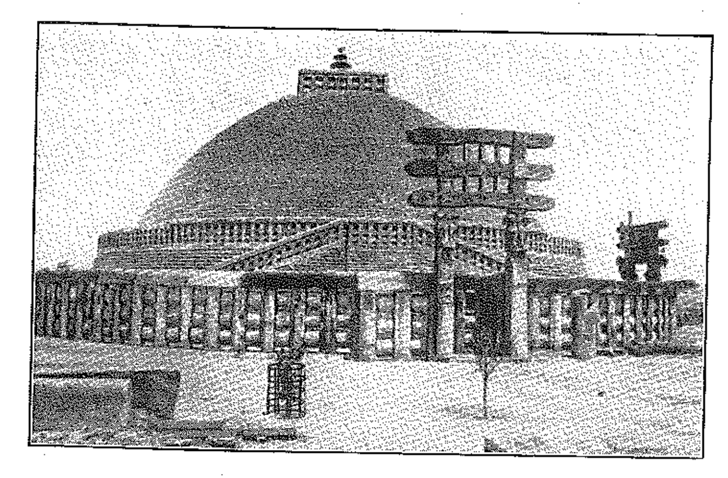
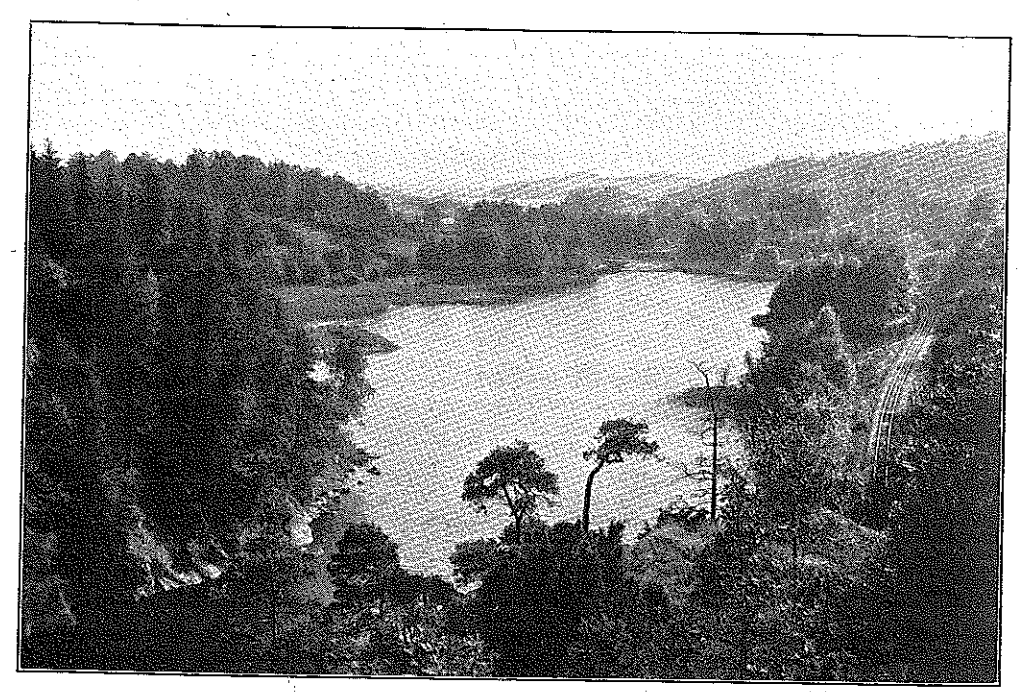
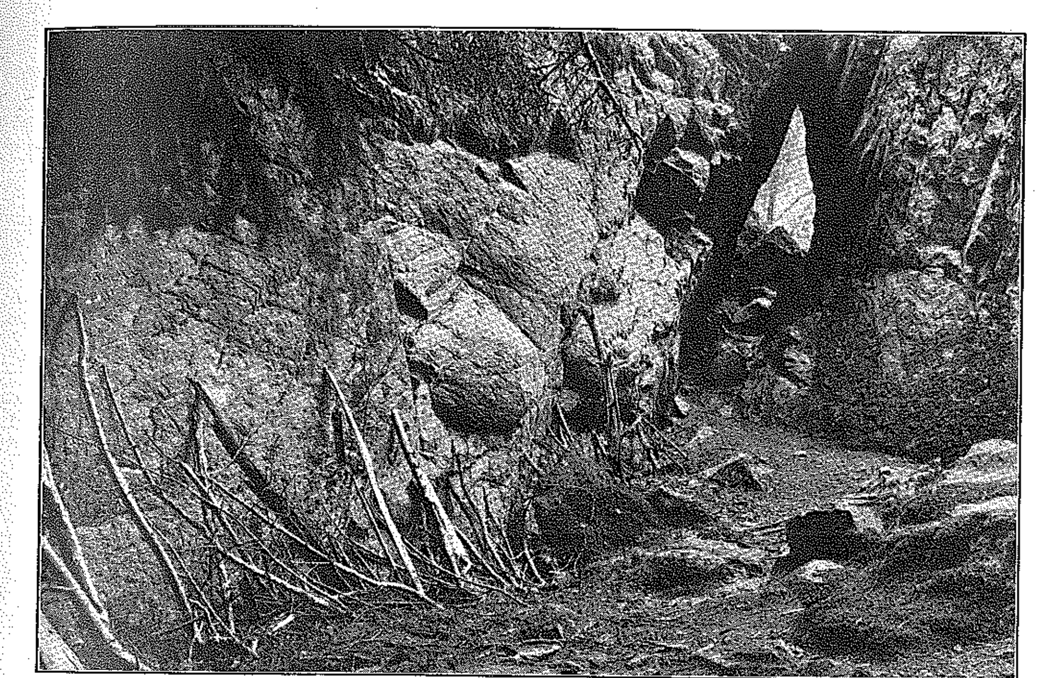


Abb. 4.
Stupa von Santschi.

In die Bronzezeit fällt auch die Zeit für die großen religiösen Umwälzungen, und diese fremden Einflüsse haben nicht nur die Leichenverbrennung mit deren Dualismus von Diesseits und Jenseits, sondern wohl auch den Dualismus auf den Kultplätzen mit deren deutlicher Trennung von den beiden Weltgewalten: Licht und Dunkel, Gut und Böse, herbeigeführt. Seit dieser Zeit hat wohl der Kultus bei dem Totensprung oder Walhalla seinen Anfang gehabt. Im Norden haben wir eine Reihe von Beispielen, für Deutschland beschränke ich mich darauf, den Blocksberg im Harz, Heidelberg, Porta Westfalica, Arkona auf der Insel Rügen und den Jungfernsprung bei Dahn zu nennen. Viele von diesen Plätzen zeigen eine hohe durchgeistigte Laubwaldlandschaft (Abb. 5). Wie gewöhnlich, zeigt auch der Kultplatz bei Brobacken in der Provinz Västergötland (Schweden) eine „Brautwiese“ und hier liegt auch eine Grotte, da bis zum heutigen Tag Zweige von Wanderern hingelegt wurden (Abb. 6).



(Phot. M. Sjöbeck 1932.)
Abb. 5. Landschaft bei Brobacken mit „Brautwiese“; Prov. Västergötland, Schweden.



(Phot. M. Sjöbeck 1932.)
Abb. 6. Brobacken. Die Höhle der Brautwiese mit hingestellten Zweigen.

Die Mysterien, die auf diesen Kultplätzen gefeiert wurden, sind noch ungeklärt. In der Nähe von schwedischen und dänischen Kultplätzen hat man große Luren aus der Bronzezeit gefunden (Abb. 7, 8). Wir finden gleichläufige Erscheinungen bei einem Volk mit Bronzekultur, im Tibet, wo in dem Kloster Choni in der chinesischen Provinz Kansu dem Langhornblasen die großen rituellen Tänze vorangehen (Abb. 9).

Auf dem Terrassenhügel Borrebjerg bei Boeslunde in Dänemark hat man sechs Goldschalen aus der jüngeren Bronzezeit gefunden. Auf zwei von diesen sieht man Tierköpfe (Abb. 10). Verwandt hiermit ist ein Fund aus Faardal bei Viborg auf der Halbinsel Jütland. Wir sehen eine kleine Frauenfigur, bekleidet mit einer Schürze mit langen Fransen, zwei Tiere mit gebogenen Hörnern und ein Bronzestück mit zwei Hirschen, einen Vogel flankierend (Abb. 11, 12, 13). Dieses letzte erinnert an die Baldachinstangen, mit Vögeln versehen, wie man sie heute noch auf den Gräbern der Schamanen Nordasiens beobachten kann, und ähnliche findet man auch in skythischen Gräbern aus einer weit älteren Zeit. Im allgemeinen scheinen es heilige Feldzeichen zu sein, das Tier wurde wohl als Symbol der Ahnen des Volkes vor dem Heerbanner getragen[1]. Kjaer[2] datiert diesen Fund zur jüngeren Hallstattzeit oder Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. und sieht, daß sie zur Hallstattkultur angeschlossen sind, sucht aber die Vorbilder im nördlichen und mittleren Italien. Wir wissen aber jetzt, daß schon im 7. bis 6. Jahrhundert v. Chr. der altskythische Tierstil in Südrußland bekannt war, und schon um diese Zeit zeigten sich in der Hallstattkultur mehrere skytische Motive[3]. Diese feinen Formen aber erinnern nicht nur an die früheren Funde in den Bergen des Kaukasus[4], etwa aus der Zeit um 600 v. Chr., die in ihren bildlichen Darstellungen auf den alten Orient und Nordasien weisen, und wo das Tier hervortritt, sondern wir

[1] Andreas Alföldi: Die geistigen Grundlagen des hochasiatischen Tierstiles. Forschungen und Fortschritte 10. 7. 31.

[2] Hans Kjaer: To Votivfund fra yngre Bronzealder, fra Fyen og Jylland. Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1927, S. 235—276.

[3] N. Makarenko: La civilisation des Scythes et Hallstatt. Eurasia V. 1930, S. 22 ff.

[4] A. M. Tallgren: Caucasian monuments. Eurasia V. S. 109 ff.



Abb. 7. Zwei Lurenbläser. (Nach Hammerich, Aarböger for Nord. Old-Kynd, 1893, S. 143.) — Die Luren, wie sie heute in den Museen zur Schau gestellt sind, haben braune oder grüne Patina. Als sie noch in Gebrauch waren, blinkte und blitzte die Bronze golden in der Sonne.

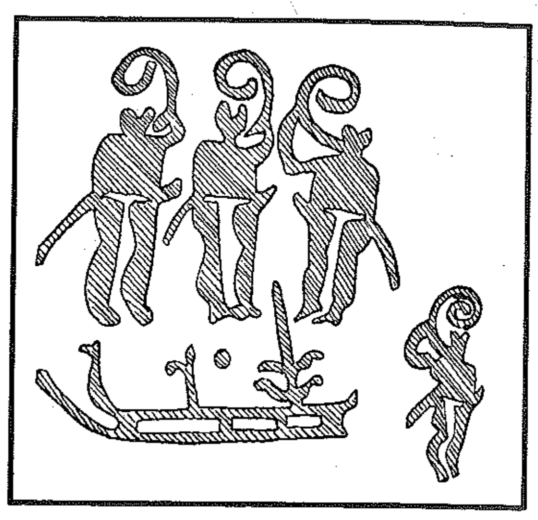


Abb. 8.
Ausschnitt aus einem bronzezeitlichen Felsbild von Tanum (Südwestküste Schwedens), vier Lurenbläser (mit Schwert und Helm) und ein Schiff darstellend.

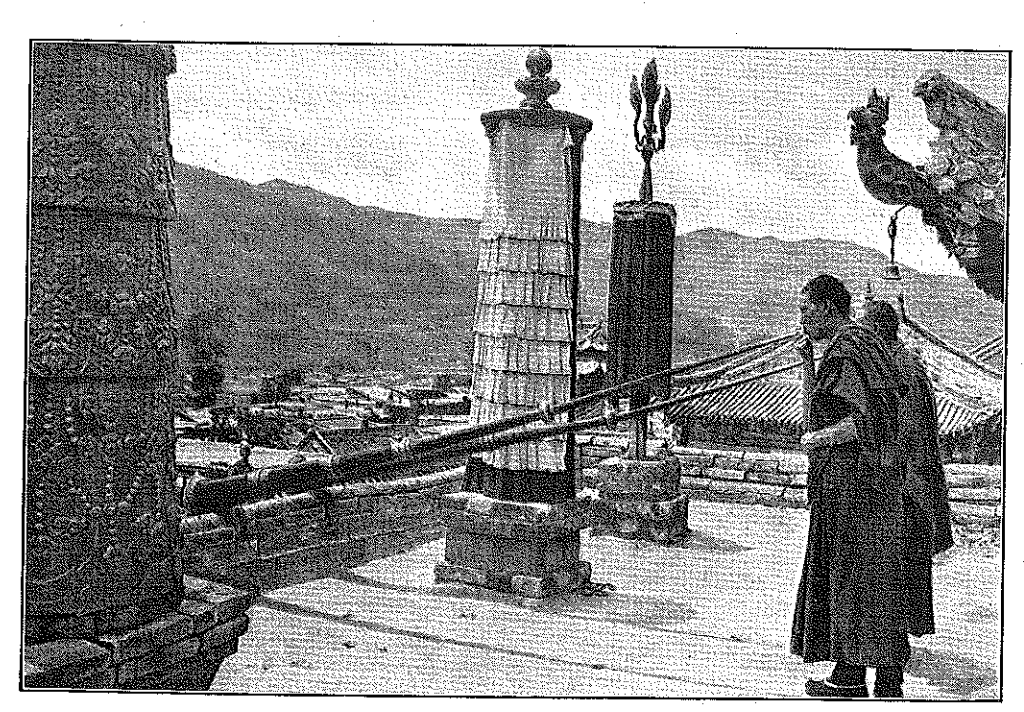


Abb. 9. Kloster Choni, Prov. Kansu, Tibet. Langhornblasen vor Beginn des Mysterienspiels. (Aus: Illustrated London News 25. 4. 31.)

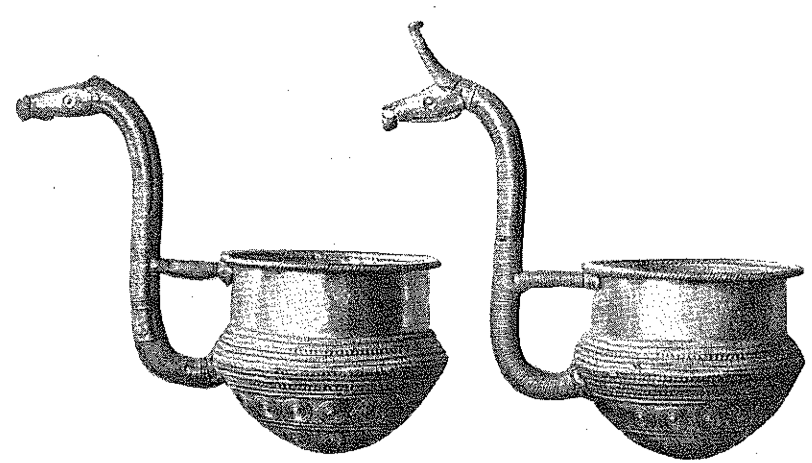


Abb. 10. Boeslunde, Insel Seeland (Dänemark); Goldschale, im Terrassenhügel Borrebjerg gefunden. (Nach Kjaer.) Rechts: fehlende Stücke ergänzt.

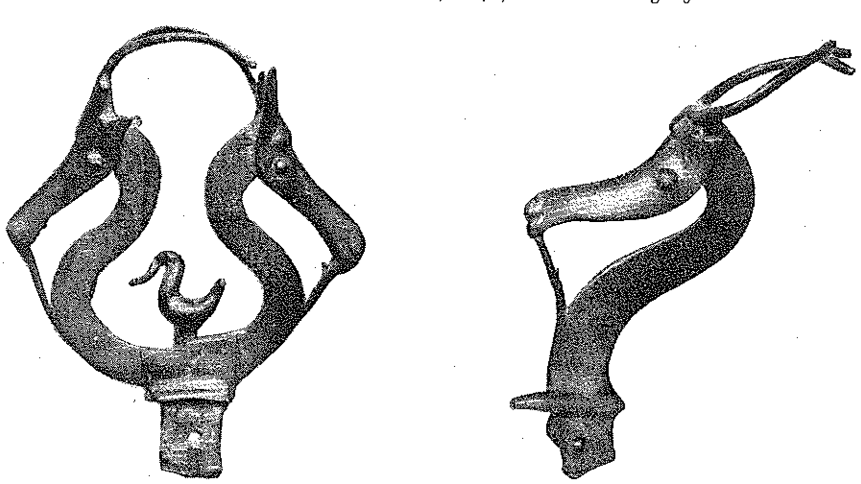


Abb. 11 u. 12. Faardal bei Viborg, Jütland. Stangenbekrönung von Bronze. (Nach Kjaer.)

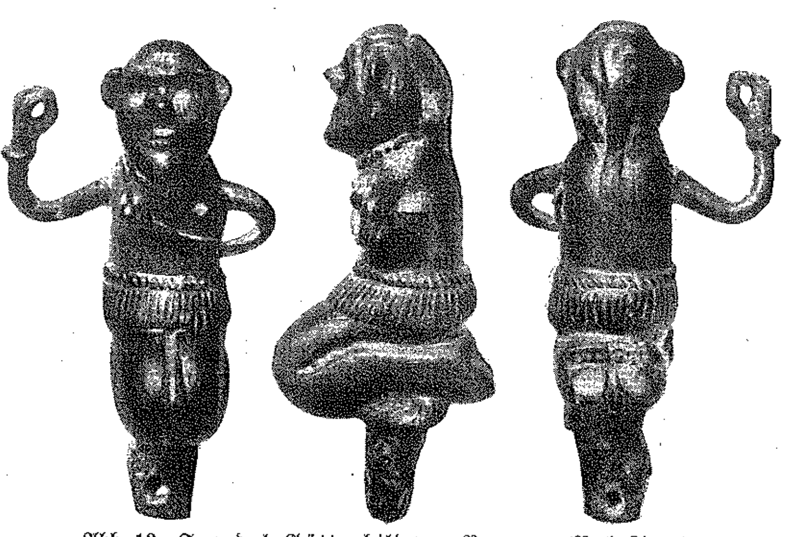
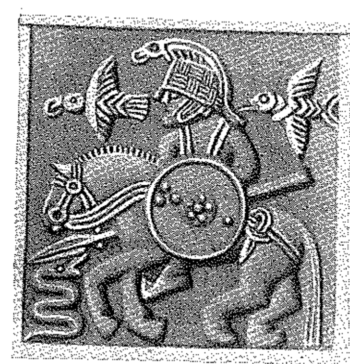


Abb. 13. Faardal. Götterbild von Bronze. (Nach Kjaer.)

finden auch eine Reihe von Parallelen bei den von Rostovtzeff[1] abgebildeten Beispielen der skythisch-sibirischen Tierornamentik und in den Bronzefunden aus dem Bergland Luristan im westlichen Persien. Die Luristanfunde hat Koch[2], nach meiner Meinung mit Recht, in Verbindung mit dem Osebergfunde gebracht und vorläufig auf das 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. datiert.

So sehen wir in diesen dänischen Funden, die ausreichend zeigen, daß ihre Schöpfer Meister der Tierdarstellung waren, eine nahe Verbindung mit den Wanderhirten von Altai-Iran und zwar nicht nur den Ausdruck für den skytho-sibirischen Tierstil, sondern auch den Ausdruck einer Weltauffassung, die in der hohen Kultur, in Religion, Volksglauben und dem feinen Kunstgefühl des Nordens am stärksten ausgeprägt ist.

Die östlichen Verbindungen zwischen Norden und Osten leben noch in der Völkerwanderung, und es scheint, daß sie niemals in der vorgeschichtlichen Zeit unterbrochen waren. Ein Helm von Grab I in Vendel, Provinz Uppland, vom 6. Jahrhundert n. Chr., zeigt eine der vergoldeten Bronzeplatten (Abb. 14), einen Reiter mit der Lanze gegen einen Drachen stürmend und von zwei Vögeln begleitet. Die Darstellung ist allgemein als Odin gedeutet.



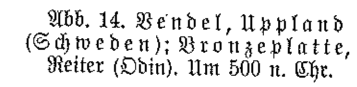


Abb. 14. Vendel, Uppland (Schweden); Bronzeplatte, Reiter (Odin). Um 500 n. Chr.



Abb. 15. Vendel, Uppland (Schweden); Bronzeplatte. Um 500 n. Chr.



Abb. 16. Torslunda, Insel Öland; Bronzeplatte. Um 500 n. Chr.

Die andere Platte stellt einen Mann dar (Abb. 15), der mit einer Axt einen furchtbaren Drachen (?) bedroht. Die letzte Szene kehrt auf einer Platte von Torslunda auf der Insel Öland wieder (Abb. 16). Schück[3] sieht darin die Hauptszene in der Lodbrokssage. Nach Lindqvist[4] sind die Vendelplatten unter Einfluß der in Süddeutschland wohnenden Germanen entstanden, und er datiert sie aus dem Ende des 5. Jahrhunderts oder etwa 500. Bezeichnend für die Platten ist, daß auf ihnen alle Motive fehlen, wodurch die Handlung nicht vorwärts geführt wird. Gerade wie in den Sagen, wo selten mehr als zwei Personen auf der Bühne auftreten, sind die Szenen schematisiert, ohne ausführliche Beschreibung. Eine ausgeprägte Kontrastwirkung ist beabsichtigt. Das sind mazdaistische Gedanken, und der Ursprung ist offenbar: er muß auf Iran zurückgehen, das klassische Land des Dualismus, wo der Lichtgott Ahuramazda streitend und zu Pferde mit dem besiegten Gott des Dunkels, Ahriman, zu seinen Füßen, dargestellt wurde. Mag der Reiter Mithra, Perseus, Horus, Braham-Gur, Siegfried, Didrik von Bern, Arthur oder Odin genannt werden, alle gehen doch auf dieselbe uralte Vorstellung des männlichen Himmelreiters zurück (die Sonne, Spenderin allen Lebens), der die weibliche Erdgöttin von einem furchtbaren Drachen

[1] M. Rostovtzeff: The Animal Style in South Russia and China. Princeton 1929.
[2] Bert Koch: Oseberg und Luristan. Belvedere 1931, S. 17 ff.
[3] Henrik Schück: Till Lodbrokssagan. Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift XI., S. 31.
[4] Sune Lindqvist: Vendelhjälmarnas ursprung. Fornvännen 1925, S. 205.

(dem Wasser) rettet. Also ein mystisches Bild von dem Sonnenlauf und dem Ursprung zur allbekannten uralten Vorstellung im Volksglauben, der wilden Jagd, die man niemals so oft abgebildet sieht wie in Schweden und Iran. Das ist auch der Ursprung der St. Georg-Legende, und noch im Mittelalter sieht man in den Tympana englischer Kirchen, z. B. in Brinsop, Herefordshire, St. Georg von zwei Vögeln begleitet dargestellt, gerade wie auf unserer Vendelplatte. Dieser uralte Mythos gab später Anlaß zu den Jahreslaufspielen und lebte — allerdings vereinfacht und zum Teil christianisiert — bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in dem schwedischen Staffans (Stefanus) ritt und heute noch in den Georgi- und Leonhardiritten in Bayern weiter.

Auch in der anderen Vendelplatte (Abb. 15) und Torslundaplatte (Abb. 16) ist offenbar eine indogermanische Szene dargestellt. Der Stil der Figuren ist so einfach, daß wir daraus nichts schließen können, aber in der Tracht fällt es auf, daß die Figuren die für Mithra und die Arier bezeichnende Tracht, d. h. lange Hosen, tragen, wie es auch im Norden in der Wikingerzeit üblich war, und ähnlich wie bei den Skythen und Sarmaten haben sie auf dem Kopf die kegelgeformte Tiara oder den Fez der Ostiranier. Der Inhalt der Szene deutet nach derselben Richtung hin. In der mittelalterlichen Kunst ist das gefesselte Untier oder der Teufel, der sich beim Weltuntergang losreißt, ein volkstümliches Motiv. Es lebt noch heute in dem bekannten Spruch: „Der Teufel ist los!", oder: „Ich glaube, der Teufel ist los!" fort. Der Ausgangspunkt ist der Mazdaismus. In der Awesta wird erzählt, wie die Schlange Dahaka an den Berg Demavend (Hara-Berezaiti der Iranier, den mächtigen über 5000 m hohen Elburs) gebunden ist. Bei dem Weltuntergang macht sie sich los und will alles verderben, aber da erwacht der alte Volksheld Keresaspa aus seinem Schlaf und tötet das Untier. Dieses Motiv mit dem „Alten", der in dem Berg schläft, um einmal bei großen Gefahren aufzustehen und sein Volk aus der Not zu befreien, ist ein allgemein verbreitetes Motiv und kehrt bei mehreren Kultbergen wieder. Das ist auch der „Alte Jakob" im Jakobsberge bei Porta Westfalica, der König im Fichtelgebirge, Holger Danske in Dänemark, Ossian, Artus und seine Helden am runden Tisch, Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, Rota bei den Lappen und schließlich Odin, der sich „Karl vom Berge" nennt. Gerade in der Edda kehren der „Alte" und seine Ritter wieder, als Odin und seine Einherjer in Walhalla. Die Schilderung in der Edda der Walhalla deutet auf nichts anderes als auf die Kultberge oder Terrassenhügel, deren Fläche ein zaunumgebenes Paradies mit Lebensbaum und Lebensbrunn trug. Die Götterwohnung in der Edda, der Lidskjalv, war ein offener Saal, ein offener Tempel, und wie die ersten nordischen Tempel in Wirklichkeit aussahen, mögen die Weltpfeiler andeuten (Abb. 17). Gerade wie die Lappen und deren verwandte Bewohner des nördlichen Asiens, haben auch die alten Nordgermanen ihren heiligen Pfahl oder ihre Weltsäule gehabt. Durch solche spärlichen Reste und Funde haben wir heute noch eine Möglichkeit, uns ein Bild von der religiösen Geisteskultur der alten Nordgermanen zu machen[1].

[1] Vgl.: William Anderson, Das altnordische Paradies. Mannus 1932; Åsgård. Blekingeboken 1931 und Sydsvenska kultplatser. Blekingeboken 1933.

Abb. 17. Weltpfeiler bei den Dolganen. (Nach Pipping). Der mittlere Pfeiler trägt ein Schutzdach, den Himmel; die vier kürzeren und kleineren Pfeiler stützen je eine Ecke des Schutzdaches. „Ich glaube," schreibt Hugo Pipping, „daß die Skandinavier die gleiche Vorstellung hatten wie die Dolganen, und daß (in der Schöpfungsgeschichte der Edda) der Mythos von den vier Zwergen seinen Ursprung in irgendeinem Rätsel hat, in dem die vier Eckstützen mit Zwergen verglichen werden, während der in der Mitte stehende Weltpfeiler länger und größer war."



Zum steinernen Becken von Kießlingwalde. (Vgl. „Germanien“ 1933, Heft 7, S. 204.) Daß dieser interessante Stein, über dessen Auffindung und Zeichenfolge sich Professor Herman Wirth sicher freuen wird, als Taufbecken gedient hat, ist nicht unmöglich; nach meinem Dafürhalten ist er ursprünglich ein Säulenkopf (Kapitäl) einer freitragenden Säule gewesen in einer Kirche oder Kapelle, dafür spricht seine Größe (Durchm. etwa 50 Zentimeter, Höhe 43 Zentimeter) sowie seine (frühromanische) Form. Als Taufstein aus dem 9. oder 10. Jahrhundert ist er zu klein. Jedoch kann später der Stein als Trog ausgemeißelt sein (Sandstein bearbeitet sich leicht). Die gute Erhaltung dieses weichen Steines spricht dafür, daß er Jahrhunderte lang unter Dach gestanden hat.

Zu den an den „Becken“ in Flachrelief herausgemeißelten acht Zeichen, (nicht sechs, wie Rektor Plüschke schreibt) bemerke ich, daß mir nur die vier Photos zur Verfügung standen (ich also den Stein selbst nicht gesehen habe). — Diese acht Zeichen sind nicht Hausmarken, Bauhüttenzeichen, Handzeichen, sondern germanische Runen, Sonnen- und Jahreslauf-Sinnbilder, welche den Jahreslauf der Sonne in 8 Bildern und den Säulenkopf symbolisieren.

Zeichen 1 = die Jahrteilungsrune (die rechte Hälfte auf dem Photo, trotz Verwitterung noch deutlich zu erkennen).

Zeichen 2 = die Schlinge (Oth-rune) unter ihr der kleinste Sonnenlaufbogen im Mittwinter (die Sonne in der Schlinge, Schlange, wird neu geboren).

Zeichen 3 = das Sonnenrad (Speichen schräg gestellt) wird von 2 Schwänen — oder Schwanenboot neu gebracht!

Zeichen 4 = das vierspeichische Sonnenrad über der, nach oben weisenden, geöffneten U-rune.

Zeichen 5 = die hohe Sonne im Mitsommer, darunter Tiu-rune.

Zeichen 6 = vielleicht der einarmige Tiu? (Beziehung auf die noch eine Jahreshälfte?) über dieses Zeichen wird Herman Wirth sicher die rechte Auskunft geben.

Zeichen 7 = das Sonnenrad mit Tiu-rune, nach unten weisenden Armen, der sich Senkende.

Zeichen 8 = die Schlange (das Wasser), welche wieder zur Schlinge (2) wird und die sinkende Sonne zur Neugeburt aufnimmt. (Folgt nun im Bildumlauf an dem Becken folgerichtig wieder die Jahrteilungsrune [1]).

Mit diesen Ausführungen glaube ich im großen und ganzen eine richtige „Fährte“ zur Erklärung dieses „Beckens“ und seiner 8 Zeichen entdeckt zu haben.

Otto Pech.

Truncus ligni. Um 850 berichtete Rudolf von Fulda: „Die Sachsen erwiesen Bäumen und Quellen Verehrung. Auch verehrten sie einen Holzstamm (truncum ligni) von beträchtlicher Größe, der unter freiem Himmel errichtet war und den sie in ihrer Sprache Irminsul nannten, was auf lateinisch universalis columna (Allsäule) heißt, gleich als ob sie alles trüge.“

Das steinerne „Becken“ aus Kießlingswalde (Kreis Görlitz)

Der Ausdruck truncus ligni ist nun gewöhnlich mit „Baumstamm“ übersetzt worden. Aber ist denn diese Übersetzung die einzig mögliche? Bei Vitruv bezeichnet truncus auch einen Säulenschaft und den Würfel des Fußgestells. Ich vertrete die Ansicht, daß Rudolf an eine Säule gedacht hat und nicht an einen Baumstamm, der seiner Krone beraubt ist. Sonst hätte er gewiß nicht die nähere Bestimmung ligni = „aus Holz“ hinzugesetzt, da truncus für „Baumstamm“ schon allein ausgereicht hätte. In dieser meiner Meinung bin ich bestärkt worden durch althochdeutsche Worterklärungen (Glossen), in denen das Wort irmansuli mit altissima columna (sehr hohe Säule) wiedergegeben worden ist. Weiter kommt irmansuli zweimal in der Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts vor als „hohe Säule“. Endlich sei auf die Stelle im Poeta Saxo verwiesen, auf die schon Ludwig Wilser mit folgender Übersetzung sich gestützt hat: „Irminsul benannte das Volk und verehrte als heilig Ein in Säulengestalt gen Himmel ragendes Bildwerk Trefflicher Arbeit fürwahr und auch gar herrlich gezieret.“ Diese Schilderung eines Mannes, der etwa 100 Jahre nach dem Kaiser Karl gedichtet hat, paßt doch ausgezeichnet auf das Gebilde auf der Kreuzesabnahme an den Externsteinen und hat mich von Anfang an zu der Überzeugung gebracht, daß es sich dabei um eine Irminsäule handeln müsse.[1] Mir scheint es daher dringend geboten, immer für Irminsul „Holzsäule“ zu sagen und zu schreiben. Denn die Übersetzung „Baumstamm“ hat unsere Zeichner dahingebracht, als Heiligtum der Sachsen einen geköpften Baum abzubilden. Heinrich Boehmer bemerkte denn auch im Jahre 1913 geringschätzig: „Ihr berühmtes Idol [war] die Irminsul, ein truncus ligni, ein Holzklotz oder eine Holzsäule.“ Wenn der Humanist Schedius kurz nach Luther von den „alten Alemanniera“ schrieb, sie seien in den Wald gegangen, einen heiligen Baum auszusuchen, den sie zur Irminsul herrichteten, so mögen zwar unzureichend in den Quellen unterrichtete Künstler und Theologen darin eine Stütze für ihre „Baumklötze“ erblicken; aber gegenüber den oben erwähnten Zeugnissen, die dem Sturz der Irmensäulen zeitlich viel näherstanden, ist der Nachricht des Schedius doch keine Beweiskraft beizumessen. Wer für die Rettung der Kulturehre des germanischen Altertums eintritt, muß bei jeder Übersetzung die Wortwahl sorgfältig auf ihre Auswirkung auf ununterrichtete oder gar voreingenommene Geister hin überdenken, um ein Mißverständnis oder einem Mißbrauch vorzubeugen. Edmund Weber.

[1] In Germanien, Folge 1, H. 3, in dem wir die große Aufnahme der Irminsul veröffentlichten, haben wir schon die Zeilen des Poeta Saxo veröffentlicht. (Schriftltg.)

Der rauchende Berg. An einem schönen Wintermorgen, um die Zeit der Sonnenwende, stand ich an der Queste, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Es mochten mindestens 10 Grad Kälte sein.

Da sehe ich nahe vor mir in der vollkommenen Windstille eine hauchdünne, etwa mannshohe Rauchsäule aus dem Boden aufsteigen; kerzengerade steht sie über einer kleinen Öffnung des Gipsfelsens. Die Innenwand dieser Öffnung zeigt hellgrünen saftfrischen Graswuchs; die prüfende Hand fühlt eine dem Berge entströmende Wärme.

Beim Umschauen zähle ich 48 solcher Rauchsäulen, die alle nahe der Ostkante der Berghöhe, zum Teil auch unterhalb der Kante liegen. Die oberste Öffnung liegt im Gipfel des Questenberges; in diese ist der Questenstamm samt seinen eichenen Stützkeilen eingesetzt. Diese Öffnung ist aber nicht verschlossen, sondern läßt neben dem Stamme noch etwas Rauch hervorquellen.

Es ist klar: Wir haben es mit den Mündungen von Klüften des Gipsgebirges zu tun, welche bis in die Questenhöhle reichen, und die vom Höhlensee mit Wasserdampf gesättigte Höhlenluft (ständige Wärme $+8^{0}$) schlotartig nach oben steigen lassen. In der kalten Außenluft tritt der Wasserdampf als Nebel in Erscheinung.

Die „Questenpriesterin“, Frau Tolle im Gasthofe, berichtet, daß diese Naturerscheinung an windstillen Frosttagen oft beobachtet wird.

Ist hier wohl der Grund für die Heiligkeit des Questenberges seit alter Zeit zu erkennen? Suchen wir, dem Gedankengange unserer ältesten Ahnen zu folgen!

Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Also birgt der Berg sicher in seinem Schoße die heilige Glut, die irdisch gewordene Sonnenkraft, die dem Erdgeborenen, seitdem er sie zu beherrschen gelernt hat, die Sonne ersetzen kann; sie spendet ihm Licht und Wärme.

Somit ist dieser Berg von Natur zur Sonnenanbetung bestimmt, besonders auch deshalb, weil die Rauchsäulen gegen Sonnenaufgang stehen.

Dr. Lang-Heinrich, Gerbstedt.



Zeitschriftenschau

Kultur und Technik

Lars Ivar Ringbom, **Entstehung und Entwicklung der Spiralornamentik.** Acta Archaeologica. Verlag Levin & Munksgaard, Kopenhagen 1933, Vol. 4, Fasc. 2/3. In verschiedenen Kulturen und Zeitabschnitten der Vorgeschichte tritt ziemlich unvermittelt die Spiralornamentik auf, um nach einer reichen Entwicklung alsdann sofort endgültig wieder zu verschwinden. So im jungsteinzeitlichen Donau-Balkangebiet, in der kretisch-mykenischen Kultur, im Ägypten der 12. bis 20. Dynastie, in der nordischen und der ungarischen Bronzezeit (hier ist die Zeitansetzung völlig veraltet und verfehlt), in Irland und Schottland von der Latènezeit bis in frühchristliche Zeit, sowie im Kaukasusgebiet während der Bronze- und frühen Eisenzeit. Von den altorientalischen und altamerikanischen Kulturen wird hier abgesehen, doch sei erwähnt, daß die Spiralkunst der Maoris auf Neuseeland eine ganz überraschende Übereinstimmung mit dem nordischen, mykenischen und keltischen Spiralsystem zeigt. — Für die Entstehung der Spiralornamentik sind die vielfältigsten Theorien aufgestellt worden. Strzygowski hat die Erfindung des Zirkels als entscheidend bezeichnet; Verfasser weist jedoch darauf hin, daß beim Spiel mit dem Zirkel wohl Kreisformen, Bogen, Sterne, also die bekannten „gotischen" Zierformen entstehen, aber keine Spiralen. Die entstehen vielmehr ganz von selbst bei Benutzung eines viel primitiveren Reißzeuges: des Schnurzirkels, der noch keine Winkelbeine hat, sondern aus zwei mit einer Schnur verbundenen Stäbchen hergestellt ist. In der Tat geht auch die echte Spirale dem Kreis und seinen abgeleiteten Zierformen in der Ornamentik zeitlich voraus. Die Erfindung des Winkel-Zirkels hat alsdann den alten Schnurzirkel und damit die Spirale so in Vergessenheit gebracht, daß später die schwierigsten Methoden ausgeklügelt wurden, um eine Spirale konstruieren zu können. — Eine sehr eingehende Untersuchung ist der Herstellung der vorgeschichtlichen Spiralmuster gewidmet, insbesondere auch ihrer Hilfsmittel wie Mittelpunkte und Zapfen, die selbst teilweise als Bestandteile im Ornament aufgegangen sind. Als Werkzeuge dürften einige Pfriementypen angesprochen werden, insbesondere aber jene bronzezeitlichen „Werkzeuge unbekannten Zweckes" (Sophus Müller), Bronzegeräte mit Schnuröse von etwa 20 cm Länge, die als Mittelpunktstäbe bei Arbeiten in Holz gedient haben mögen, und bedeutend kleiner auch ohne Schnuröse vorkommen. An Zirkeln ist bisher nur ein eisernes Stück aus einem latènezeitlichen Grabhügel aus Südfrankreich bekannt. — Es bedarf also nicht mehr der Ableitung aus anderen Kulturen, — für die germanische Bronzezeit ist ein solcher Anhaltspunkt auch nirgends vorhanden, — vielmehr erweist sich hier die Erfindung als Stilschöpfer, und „den Taten der Erfinder folgen die Erlebnisse der Künstler". Der mechanischen Stufe folgt die organische (Scheltema): die schaffende Phantasie bemächtigt sich der geistigen Entdeckung und gestaltet sie zum Lebendigen, Rhythmischen. Der zufälligen Erfindung folgt das organische Wachstum. / Gudmund Hatt, **Bruno Schier: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.** Ebenda. Verfasser setzt sich auseinander mit dem Buch von Bruno Schier, der im Hausbau einen ostgermanisch-slawischen Kulturkreis mit Stallgebäude, Ofen und Badestube unterscheidet, dem ein westgermanischer, „romanisch" (?) beeinflußter mit Einhaus und offenem Herdfeuer gegenübersteht. Hier wurde jedoch das dann allgemein verbreitete Sparrendach erfunden. Das Blockhaus soll angeblich ursprünglich einheitlich von Skandinavien bis zu den Alpen vorgekommen sein. Demgegenüber verweist Verfasser u. a. mit Recht auf die alte skandinavische Hausform mit Erd- oder Steinerdwand und zwei Pfostenreihen als Dachträger. / Holger Arbmann, **Einige Goldschmiedmatrizen aus der Wikingerzeit und dem frühen Mittelalter.** Fornvännen, Stockholm 1933, Heft 6. Selten und deshalb besonders wichtig sind die Handwerksgeräte von Goldschmieden aus vorgeschichtlicher Zeit, besonders, wenn sie geschlossen vorkommen. Einer der wichtigsten Funde ist der von Smiß im Kirchsp. Eke auf Gotland, der dem 10. Jahrhundert angehört und u. a. Zange, Waage und Gußformen enthält. Bisher übersehen wurden die einzeln gefundenen Bronzematrizen, über denen die bekannten Silberfibeln gehämmert wurden. Drei sind aus Schweden, eine aus Dänemark bekannt. Sie sind teils vorzüglich ausgeführt, teils flach und verschwommen, was an der

Spange selbst durch reich aufgelegtes Filigranwerk ausgeglichen wurde. Interessant ist eine Silberspange aus Hardanger in Norwegen, bei der die Silberschale selbst die Matrize für das aufgelegte Goldblech bildet. / Joachim Werner und Werner Jorns, **Die Grabungen in dem alemannischen Gräberfeld von Mengen (Oberbaden) 1933.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig, 9. Jahrgang, Heft 10, 1933. Von dem sehr umfangreichen Gräberfeld von Mengen, das planmäßig abgegraben wird, konnten bisher 246 Gräber untersucht werden. Die Grenze des Friedhofes ist bisher erst nach Osten erreicht worden. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, gehören die Funde vorwiegend ins 6. Jahrhundert. Die Ausbeute an Kulturhinterlassenschaft ist wieder sehr reich. In der Regel sind die Toten in Holzsärgen beigesetzt gewesen, vereinzelte Fälle lassen vermuten, daß diese Toten in Tücher gewickelt auf einem Holzbalken oder Sparren ins Grab gesenkt worden sind. Eine reihenmäßige Anlage ließ sich bis jetzt ebenso wenig feststellen wie eine gesellschaftliche Gliederung der Grabstätten. Die zahlreichen armen Gräber lagen ohne Beziehung und keineswegs in irgendeiner Anordnung zu den reichen Gräbern.

Hertha Schemmel.

Die Bücherwaage

70.—75. Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera, 1927—1932. Im Selbstverlag der Gesellschaft, Gera 1933. 100 S. — Auf Anlaß des 75jährigen Bestehens der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera hat man einen Festbericht erscheinen lassen, der zugleich den 70. bis 75. Jahresbericht dieser Gesellschaft darstellt. Da innerhalb dieser Gesellschaft Vorgeschichte immer in hervorragender Weise gepflegt worden ist, berührt es selbstverständlich, wenn man in diesem Festbericht bemerkenswerte Beiträge findet, die sich mit neuesten Forschungen der Ostthüringer Vorgeschichte befassen.

Der Geraer Prähistoriker Bruno Brause beschreibt seine Ausgrabungen vom Pfortner Berg bei Gera, eine Dorfanlage der „Michelsberger Kultur". Es ist ein unregelmäßig erbautes Haufendorf gewesen. Die Wohngruben zeigten ein Rechteck mit abgerundeten Ecken. Die Querschnitte sind verschieden. Zwei davon zeigten an den Schmalseiten einen rampenartigen Eingang. Es wurden wenige Spuren von Pfosten- und Stakenlöchern und Wandbewurfsstücke gefunden. Man kann annehmen, daß die Vorrats- und Kellergruben zu den Wohngruben in irgendwelchen Beziehungen standen. Die gefundenen Scherben sprechen für Michelsdorfer Kultur. Die vorhandenen Feuersteingeräte sind wesentlich von denen des Ostthüringer Neolithikums unterschieden. Rind, Schwein und Hund sind als Haustiere aufgefunden worden. Brause ist nach dem Befund der Meinung, daß die Siedlung freiwillig und nicht nach Kämpfen aufgegeben worden ist. Ein großer Mahlstein ist beim Abzug aus abergläubischen Gründen „auf das Gesicht gelegt" worden. Der Siedlungsplatz ergab für die Siedlung einen natürlichen Schutz, weil er von Natur aus bevorzugt worden war. Es steht nicht sicher fest, ob in unserer Gegend die „Michelsberger" oder die „Bandkeramiker" die ersten Siedler waren.

Der Geraer Museumsdirektor Alfred Auerbach gibt eine „Geschichte der Vorgeschichtsforschung in Ostthüringen", eine sehr fleißige, umfassende Arbeit.

Bruno Brause beschreibt als Beweis für die Echtheit der Schmirchauer Paläolithe die von dem Maler Wolfgang in der Fundschicht entdeckten Holzkohlebröckchen einer Konifere und eines künstlich zugerichteten Stäbchens aus Mammutelfenbein.

Es wurden in der Geraer Gegend auch schnurkeramische Siedlungen nachgewiesen. Es sind nach den Forschungen von Bruno Brause „rein oberirdische einfache Hütten, vielleicht gar Zelte" gewesen. Er hat auch gefunden, daß sich die schnurkeramischen Siedlungen „unmittelbar an die gleichaltrigen Gräbergruppen anschließen" (Collisberg bei Collis, Lehde bei Roschütz, Eichberg und Wüster Hain bei Dorna, Sachsenberg bei Rossendorf). Es handelt

sich in den meisten Fällen um Höhensiedlungen.

Als kleine Beiträge zur Vorgeschichte des Kreises Gera steuert Museumsdirektor Alfred Auerbach eine Beschreibung eines Glockenbecherfundes von Regis und eines spitznackigen Langbeiles von Gera-Zwötzen bei, das für Ostthürigen eine bisher unbekannte Geräteform aus einem früheren Abschnitt des Neolithikums darstellt. Hdt.



Bericht über die Veranstaltung der Ortsgrupbe **Essen** am 15. Hornung 1934. Die Abende der Ortsgruppe finden immer größeres Interesse, so daß die Zahl der Teilnehmer ständig wächst. Auch dieser Abend, an dem Lehrer Wilms darüber sprach: „Was unsere Landschaft von der Vorgeschichte erzählt", war wieder gut besucht.

Einige wichtige Bekanntmachungen leiteten den Abend ein. Die neue Gaueinteilung ist vom Arbeitsausschuß vorgenommen und die Satzungen festgelegt. Besonders wurde den Mitgliedern nahegelegt, auch korporative Mitglieder zu werben. Auf die Germanisch-deutsche Kulturwoche des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht in Verbindung mit dem N.S.L.B. wurde hingewiesen und einige Mitglieder bestimmt, über jeden Vortrag eine kurze Mitteilung dem Vorsitzenden zukommen zu lassen. Auf vielfache Anfragen wurde erneut darauf hingewiesen, daß jede Aussprache über religiöse Fragen abgelehnt wird. „Unsere Arbeit gilt nur der Erforschung der Vorgeschichte und der Erkenntnis des Lebens unserer Ahnen." Begrüßt wurde die Mitteilung von Rocholl, daß die Buchhandlung Schaffnit Nachf. bereit sei, die Bücherei in ihrem Laden aufzustellen, damit alle Mitglieder die Möglichkeit haben, jederzeit die gewünschten Bücher zu entleihen.

Der Vortrag von Lehrer Wilms (für den erkrankten Herrn Eversmeyer) fesselte dann die Hörer. Neue Ortungslinien sind gefunden bei Xanten, Kattenturm b. Kettwig, Stalleiken, Essen-Hallo. „So sehr wir ja wünschen, auch für Essen Ortungslinien ziehen können", fuhr dann Redner fort, „so liegt uns doch nichts daran, x-beliebige Linien einzuzeichnen, sondern wir wollen einige festliegende Linien beachten und dafür eintreten. Wir wollen hinausgehen und draußen uns selbst von der Richtigkeit der Ortungslinien überzeugen. Nur so können wir die Angriffe abwehren, nur so können wir weiter forschen und neue Linien auffinden und festlegen. Es kommt nicht darauf an, in kurzer Zeit möglichst viel Linien vorweisen zu können. Unsere Arbeit hängt nicht von der Zeit, sondern von dem sicheren Erfolg und der wissenschaftlichen Unterbauung ab."

Bericht über die Veranstaltung der Ortsgruppe **Essen** am 15. Lenzing 1934. Auch dieser Abend wurde wieder zahlreich besucht. Als Gast und Redner wurde Architekt Kutzke-Bochum begrüßt.

Zunächst wurde auf die Tagung in Harzburg hingewiesen und auf die Möglichkeit einer gemeinsamen Fahrt mittels Autobus. Es fanden sich eine Reihe Mitglieder, die sich für eine gemeinsame Fahrt entschieden. Die Einladungen gehen noch hinaus. Zum Streit über die Ural Linda-Chronik wurde ein Bericht von Dr. Krause-Königsberg verlesen. Eine Stellungnahme oder Aussprache fand nicht statt.

Architekt Kutzke-Bochunm ließ dann vor den Zuhörern die Entstehung des germanischen Hauses und die altgermanischen Grundformen am deutschen Hause vorüberziehen. Gute Lichtbilder unterstützten wirkungsvoll die Worte. Obwohl keine altgermanischen Häuser uns sichere Quellen geben, denn die Bauweise aus Holz ist zu sehr der Vernichtung preisgegeben, so haben wir doch andere unwiderlegliche Beweise. Fränkische Bischöfe berichten begeistert, lange vor Kaiser Karl, von den Holzhäusern Germaniens. Fehlen Denkmäler oder literarische Quellen, so gibt der Boden sichere Auskunft. Aus allen Teilen Deutschlands und Nordgermaniens sind Grundrisse bäuerlicher Siedlungen, auch von Versammlungshäusern schon aus dem 3. vorchr. Jahrtausend nachgewiesen. Die Grundrisse sind durch Holzpfostenreste, auch durch Putz und Putzbemalung längst vervollständigt. Für die Holzkonstruktionen

der Dächer liegen praktische Belege in mitteldeutschen Grabhügeln, Leubingen und Helmsdorf, 2. Jahrtausend v. Chr., vor. Der Redner ging dann noch ausführlich auf die Anbringung der Ornamente an den Giebeln usw. ein, warnte aber davor, in jedes Balkenkreuz am Hause und in jede Balkengabel „Runen" hineinzugeheimnissen, und schloß: „Es besteht also eine unerschütterte echte Beharrlichkeit germanischer Bau- und Formengesinnung, und diese hat den ihr eingeborenen Formwillen trotz aller darüber hin strömender Modeeinflüsse der Jahrhunderte bewahrt. Dieser Formwille ist im wesentlichen eine sittliche Angelegenheit, nämlich ein Festhalten am Sachlichen und an der eigenen Art, und so gründet sich der Glaube an das bessere Deutschland mit dem Reich Adolf Hitlers nicht nur auf die formale Überlieferung aus grauer Vorzeit her, sondern auf die rasseeigene Verbundenheit mit den Wurzeln unseres Werdens." Reicher Beifall lohnte den Redner für seinen Vortrag. G. Rll.

Hagen. Die Ortsgruppe hielt am 3. Lenzing die übliche Monatsversammlung ab. Zu dem Vortrag des Herrn Dr. Sprenger, Iserlohn, über „Rechtsleben unserer germanischen Vorfahren in Verbindung mit Kriegs- und Religionsleben", hatten sich sehr zahlreiche Freunde zusammengefunden. Es ist erfreulich, daß besonders in der Jugend ein reges Interesse für unser Wollen vorhanden ist.

Der breitangelegte Vortrag, der durch eine Skizze über das achtteilige Jahr mit den für das Recht bedeutsamen Zahlen und Zeichen erläutert wurde, gab nach einem kurzen Überblick über den Ausdruck „Recht" einige Leitgedanken über das deutsche Rechtsbewußtsein, wie: „Sich wehren, bringt Klarheit und Recht!" „Das Recht verlangt, daß wir Volk und Staat über uns anerkennen", „Der Kampf um Recht ist ein Streit mit Worten".

Das Gericht wurde auf „roter Erde" abgehalten, sei es, daß diese vom Opferblut rot war oder daß es sich um rohes, unbebautes, nie vom Pfluge berührtes Land handelte („Rolande"). Die Stätten des alten Gerichts waren gleichzeitig Kultstätten, und an der Malstatt war das Malkreuz das Rechtszeichen. Da stand der Gerichtsbaum, eine Linde, Eiche oder Buche, die z. T. heute noch als heilige oder gruselige Bäume im Volke bekannt sind. Die Bräuche und Sitten sind uns heute noch in zahlreichen Redensarten und Sprichwörtern erhalten. An den alten Malstätten fanden auch später noch die Dinge und die Versammlungen der mittelalterlichen Feme statt.

Der Vortragende wies darauf hin, daß durch die Franken der alte Brauch des Zweikampfs als Gottesurteil beseitigt wurde. Der Staat trat als unpersönlicher Ankläger auf; daraus wurde der Staatsanwalt. Es folgte die Durchdringung mit dem römischen Recht, deren letzte Krönung wir 1900 im BGB. vor uns haben. Aber das alte deutsche Rechtsbewußtsein war nicht tot; das bezeugen uns die Aufzeichnungen der Brüder Grimm und die Kleistschen Dramen.

Zahlreiche alte Bilder, auf denen der umhegte Rechtsberg mit dem „Staffelstein" dargestellt war, machten den Vortrag anschaulich. Stets war auf den Bildern der Richter von der freien Erde weg auf den „breiten Stein" des unpersönlichen Rechtsprechers getreten.

Die Aussprache über die Ausführungen wurde durch einen guten Vortrag des Kapitels „Auf der Dingstätte" aus Webers „Dreizehnlinden geschlossen.

Im kommenden Sommer sollen wieder Wanderungen zu vorgeschichtlich bemerkenswerten Orten unternommen werden. Ferner ist eine Fahrt zum Seseke-Korne-Winkel vorgesehen, wenn die Ausgrabungen dort fortgesetzt werden.

Osnabrück. Die zweite Winterveranstaltung der Arbeitsgemeinschaft erfreute sich eines ausgezeichneten Besuchs und bewies, mit welch gesegnetem Erfolg die Vereinigung hier in Osnabrück Freude und Verständnis für unsere Vorgeschichte hat ins Volk tragen können. Unter den Gästen konnte R. A. Finkenstädt auch Herrn Museumsdirektor Prof. Dr. Rademacher und Herrn Prof. Andree von der Universität Münster begrüßen.

Herr Prof. Neckel, Berlin, sprach über „Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen". Von der Betrachtung der letzten Jahrhunderte unserer Geschichte, die vom Gleichmachewahn bestimmt sind, führte er zur Betrachtung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse besonders bei den Germanen Skandinaviens. Zumal in den isländischen Sagas haben wir gute Quellen für die germanische Rechtsgeschichte. Bei uns selbst hat ja die blinde Wut der Bekehrer mehr Quellen und Kulturerzeugnisse vernichten dürfen als im Norden. In den Sagastellen, die der Redner verlas, spiegelte sich die hohe Volksgesittung im Rechtsempfinden Germaniens, die alles das als „Neidingswerk"

verdammte, was unritterlich, sinnlos, gemein war. Das Amt des Gesetzessprechers, der nach seiner Begabung und Weisheit gewählt wurde, war wie das Königsamt oft erblich. Der König im germanischen Sinn war der „Volksbeauftragte" unserer Zeit, ein „Heerkönig", der (nach gotischen, fränkischen, sächsischen, langobardischen Urkunden) nach seiner Wahl durch das Volk auf den Schild gehoben und dem Volke gezeigt wurde. Im Gegensatz zum „Heerkönig", der nur für die Dauer des Krieges ernannt wurde, mußte der Dauerkönig im Frieden sein Land regieren.

In der Wahl des Königs und in der Bestimmung des einzigen Beamten, des Gesetzsprechers, bekundet sich die Wertung der Führerpersönlichkeit in Altgermanien. Dabei aber wurden doch einmal im Jahre alle Angelegenheiten des Landes auf einem Großen Ding von der freien Volksgemeinde besprochen.

Aus der Gefolgschaftstreue der Mannen spricht der Kriegerstolz des germanischen Nordens. Aus der strengen Sittlichkeit im gesellschaftlichen Leben erwuchs in Selbstbeherrschung, Zucht und Hoheit die höchste Ehrenstellung der germanischen Frau und Hausmutter.

Bei allem wissenschaftlichen Reichtum, den Neckel seinen Hörern bot, vermied er in seinem schlichten, sachlichen, überzeugenden Vortrag rednerische Künsteleien und unbegründete Phrasen. Mit lebhaftem Beifall dankte ihm die Versammlung freudig für die schöne Stunde.

40. Bundestag des Deutschbundes. Vom 25.—27. Mai 1934 findet in Frankfurt a. M. der 40. Bundestag des Deutschbundes statt. Da eine große Anzahl der Deutschbundbrüder Mitglieder der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte sind, und da weiter das große völkische Lager an diesem Bundestage Anteil nimmt, so wollen wir auch in „Germanien" darauf hinweisen. Der Deutschbund ist der älteste völkische Kulturbund; er wurde bereits im Jahre 1894 auf dem arischen Blutsbekenntnis seiner Mitglieder von Dr. Friedrich Lange gegründet und ist in vier Jahrzehnten fast auf allen kulturellen Gebieten in Erscheinung getreten. Nach 39jährigem Kampfe für die völkische Weltanschauung, gegen die in der Vor- und Nachkriegszeit Deutschland Regierenden, erhält der 40. Bundestag des Deutschbundes unter dem Banner Adolf Hitlers seine besondere Bedeutung. Der Bundestag wird durch Staatsrat Dr. Krebs, den Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt a. M., begrüßt werden und wird am Sonntag, dem 27. Mai 1934, im 40. Hermannsfest feierlich ausklingen. Danach wird noch eine Rheinfahrt stattfinden und Gelegenheit zu einer Fahrt durch das Moseltal ins Saargebiet geboten. Anfragen sind an die Kanzlei des Maingaues des Deutschbundes, Herrn A. Steinert, Frankfurt a. M., Fechenheim, Birsteiner Str. 25, zu richten.

Harzburger Tagung. Teilnehmer am Questenfest können direkt nach dem Südharzdorfe Questenberg kommen, Bahnhaltestelle B e n n u n g e n an der Strecke Sangerhausen—Nordhausen. Wer vom Norden anreist, kann von Bad Harzburg aus in größerer Gesellschaft billiger dorthin gelangen und wieder zum Auftakt zur Tagung zurückfahren. Nähere Auskunft gegen Freiumschlag durch K. Th. W e i g e l, Hannover, Glünderstraße 5 III links. Auf alle Fälle aber muß sich melden, wer Platz im Autobus von Questenberg nach Bad Harzburg haben will. Nur angemeldete Teilnehmer können berücksichtigt werden!

Führungen zu den germanischen Heiligtümern in der Osningmark unter sachverständiger Leitung finden für die Sommergäste und Besucher der benachbarten Bäder in den Monaten Juli und August statt. Desgleichen ist ihr Besuch im Anschluß an die Tagung in Bad Harzburg und an die Hauptversammlung vorgesehen.

Die Hauptversammlung der Vereinigung findet in diesem Jahre im Sommer in Detmold statt. Der Tag wird rechtzeitig in „Germanien" bekanntgegeben werden.

Von **Jahrgang 1931 u. 1932** „Germanien" sind noch geschlossene Folgen zu beziehen:

3. Folge Heft 1—6 Preis 3,60 RM.
4. Folge Heft 1—3 Preis 2,40 RM.

Versandkosten 0,40 RM.

gegen Überweisung des Betrages auf Postscheckkonto Oberstleutnant a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover Nr. 65 278.

„Wenn Menschenherzen brechen und Menschenseelen verzweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit die großen Überwinder von Not und Sorge, von Schmach und Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwang auf sie hernieder und reichen den verzagenden Sterblichen ihre ewigen Hände."

Adolf Hitler.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 Juni / Linding Heft 6

Heidenmauer und Brunholdisstuhl als germanisches Heiligtum

Von Wilhelm Teudt

Die Pfalz ist, wie das übrige linksrheinische Germanien, etwa von 50 vor Chr. Geb. bis 400 nach Chr. Geb. und mit unwesentlichen Unterbrechungen unter römischer Oberherrschaft gewesen. Unser völkisches Interesse (Belang) läuft ganz und gar darauf hinaus, die Werke römischer Hand und den offenkundig römischen Einfluß auf Werke germanischer Hand möglichst klar auseinander zu halten. Es ist eine Wirkung der seit 1150 Jahren, seit Karl dem Westfrankenkönig, in ganz Deutschland einsetzenden Romanisierungsbestrebungen, daß einerseits die Vorgeschichtsforschung bis tief in unsere Zeit hinein auf römische Funde ganz besonders stolz gewesen ist und daß andererseits die Germanenkunde erst seit einigen Jahrzehnten mühsam den ihr gebührenden ersten Platz in der Vorgeschichtsforschung und in den Herzen unseres Volkes erringen mußte. In unserem Dritten Reiche ist der Sieg unbestritten auf unserer Seite.

Für die Wahrung des volkseigenen germanischen Wesens ist es überaus günstig gewesen, daß die Römer im großen und ganzen den unter ihre Herrschaft gelangten Völkern ihren religiösen Glauben gelassen haben. Immerhin ist es ein gutes Zeugnis für die Kraft und den Wert germanischen Wesens, daß die Pfälzer Bevölkerung wie die meisten südwestdeutschen Germanen im Unterschied von denen nach Gallien eingewanderten Westfranken ohne jedes Schwanken nach Kultur und Volkstum Germanen, Zugehörige der deutschen Volksgemeinschaft, geblieben sind.

So ist nicht zu zweifeln, daß auch die pfälzische Vorgeschichtsforschung die Aufgabe möglichst sauberer Auseinanderhaltung der vorgeschichtlichen Hinterlassenschaft durchführen wird, eine Auseinanderhaltung in drei Teile: 1. germanisches Werk; 2. germanisches Werk unter römischem Einfluß; 3. römisches Werk. Daß dabei alles auf germanischem Boden sich Findende erst dann als römisch oder römisch beeinflußt gelten darf, wenn dafür strenge Beweise ins Feld geführt werden können, ist für uns selbstverständlich.

Die „Heidenmauer" bei Bad Dürkheim a. d. Haardt gehört in die Reihe der uns erhaltenen großen Volksburgen. Ihr germanischer Ursprung ist sowohl durch ihre ganze Beschaffenheit als auch durch Funde von der jüngeren Steinzeit bis in die Eisenzeit auf das beste bezeugt. Der letzte Fund war eine Bronzenadel von 18 cm Länge, die der Zeit um 1000 v o r Chr. angehört; damit ist ein Mindestalter der Burg angegeben.

Ein gewaltiger Mauerring hat einst den ziemlich flachen Hang des Berges in einer Ausdehnung von mehr als einem halben Quadratkilometer umhegt. Der cyklopische Bau ohne Mörtel ist zum Teil bis zu 10 m Breite und mehr auseinandergesunken, auch sonst wohl abgetragen oder gestört, aber im übrigen deutlich und eindrucksvoll erhalten. Er gibt Zeugnis von vielen tausend Tagewerken, in denen die Steinmassen mühsam von einer Bevölkerung der weiten Umgebung zusammengetragen wurden. Wir haben an die Nemeter, Vangionen und vielleicht an einen dritten im Berglande nördlich und westlich wohnenden germanischen Stamm zu denken, der seinen Anteil an dem großen gemeinsamen Heiligtum hatte. Hinsichtlich der Volkszugehörigkeit halten wir uns an die taciteische Auffassung von der Ureingesessenheit der Bewohner Germaniens und lehnen die auf unsicherer Begründung beruhenden Kelten-Hypothesen (bis zurück zur Abspaltung der Kelten vom indogermanischen Völkerkreise und ihrer Durchwanderung Germaniens schon im Steinzeitalter) auch für die Pfalz ab.

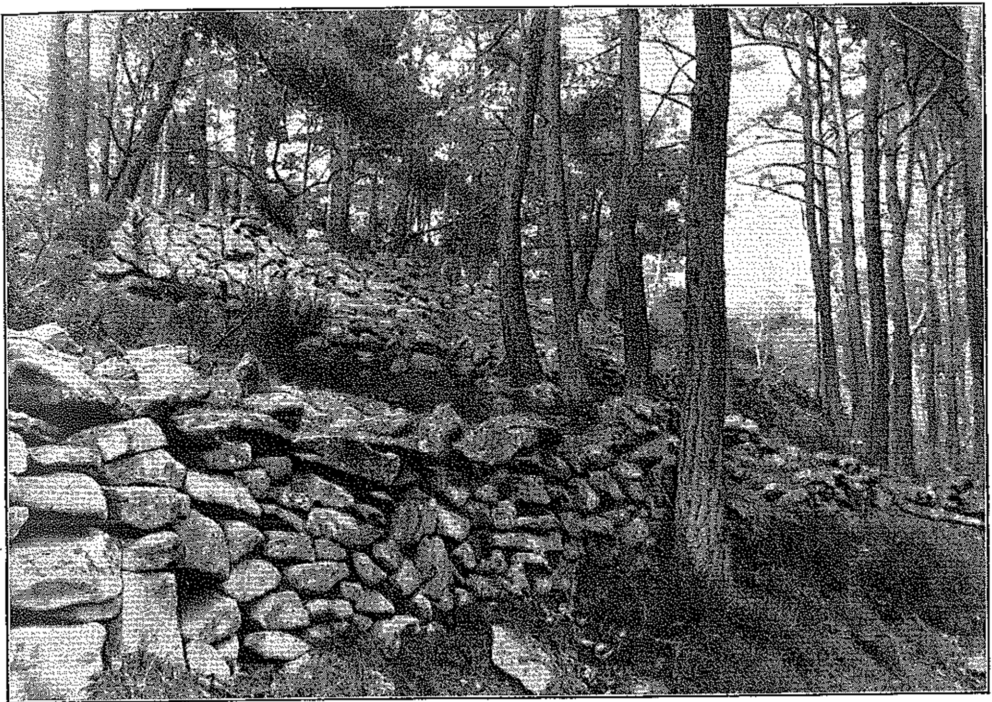
Die meisten großen Volksburgen mögen in Notzeiten wohl auch als Zufluchtsort angesehen sein, wie auch Kirchhöfe und Kirchen zur letzten Verteidigung dienen mußten. Aber überall, wo niemals wirkliche Dauerwohnstätten und Gebäude zum Schutz der Menschen und zur Aufbewahrung von Vorräten für Menschen und Vieh vorhanden gewesen sind, muß der Gedanke, daß man hier ein Befestigungswerk oder gar eine Fluchtburg schaffen wollte, zurücktreten gegenüber der einleuchtenden Auffassung, daß wir es mit Werken zu tun haben, die in erster Linie z u r E h r e d e r G o t t h e i t errichtet wurden, ähnlich wie in Ägypten und Babylonien Pyramiden und Türme oder in der Christenheit die hohen Dome zu gleichem Zweck erbaut worden sind. Daß solche Ehrung Gottes in Germanien in anderen Formen auf Bergeshöhen und sonst in freier Natur geschah, als bei anderen Völkern, entspricht aufs beste dem, was uns aus den alten Quellen über die Religion der Germanen berichtet ist.

Es ist auffällig, wie wenig Anzeichen des kriegerischen Nebenzweckes und einer tatsächlichen kriegerischen Verwendung abgesehen von der Umhegung selbst an solchen Burgen zu finden sind, und daß das christliche Mittelalter, welches alsbald die wirklichen Festungen in großer Zahl erstehen läßt, von der Art der germanischen Volksburgen und Ringwälle nichts mehr weiß. Das ist zu beobachten, obgleich in dem Gebrauch der Nahwaffen kein grundsätzlicher Unterschied eingetreten ist. Der plötzliche Wechsel muß in dem Wandel aller innervölkischen Beziehungen gesucht werden, der bis hin zum Faustrecht und Raubrittertum geführt hat. Die geringe kriegerische Bedeutung der germanischen Volksburgen geht auch daraus hervor, daß sie sowohl in den Kämpfen mit den Römern, als auch mit den Westfranken, über die wir genauere geschichtliche Nachricht haben, keinerlei Rolle spielen, abgesehen von der Sigiburg (jetzt Hohensyburg) an der Ruhr, die durch die Sachsen als Grenzfestung sehr abweichend von der Art der übrigen germanischen Volks- und Kultburgen erbaut worden ist.

Die in den Kultburgen sich findenden meist geringfügigen Gebäudereste erweisen sich als aus der späteren mittelalterlichen Zeit stammend, wenn man die vorhandenen Wälle und Mauern als einen gewissen Schutz gegen den Feind ansah und gebrauchen wollte.

Aus germanischer Zeit dagegen stammen die Gräber innerhalb der Ringwälle, die einzeln oder in größerer Zahl dem Orte die kultische Weihe zu geben hatten. Sie fehlen auch in der Heidenmauer, wie wir aus Mehlis wissen, nicht.

Von hoher Bedeutung für die Beurteilung sind ferner Ortungserscheinungen einer



Aus dem vorjährigen Preisausschreiben — Phot. Jul. Johannsen, Mannheim 1933

D i e H e i d e n m a u e r, ein vorgeschichtlicher Ringwall auf dem Kästenberg bei Bad Dürkheim

Volksburg und sonstige Anzeichen kultischen Gebrauchs. Bei der Heidenmauer ist es der Brunholdisstuhl, der reichlichen Anlaß zu Erwägungen auf dieser Linie gibt.

Mit dem von der Heidenmauer umschlossenen Raum aufs engste verbunden liegt der B r u n h o l d i s s t u h l vor uns mit seinen Rätseln. Er ragt um etwa 17 m nach SO aus der Heidenmauer heraus und bietet eine herrliche Aussicht auf das gesegnete Land. Prächtige weiße Sandsteinwände fallen von ihm senkrecht bis zu einer Tiefe von 25 m herab (vgl. Abbildungen im Jahrgang 1933, S. 267).

Was jetzt als „Brunholdisstuhl" benannt wird, macht den Eindruck eines von oben her zugeschütteten Steinbruchs. Umfangreiche Ausgrabungsarbeiten unter sachkundiger Leitung des Landeskonservators Dr. Sprater, Speyer, sind in dankenswerter Weise in vollem Gange, um die gewaltigen Schuttmassen möglichst ganz zu entfernen, den Grundriß klarzustellen und die mannigfachen Fragen zu beantworten, die sich vor allem an die teils früher schon, teils jetzt erst entdeckten Zeichnungen und Inschriften der Felswände knüpfen; und um letzten Endes den gewonnenen Platz zu würdiger Verwendung bereitzustellen. Es ist dringend zu wünschen, daß die begonnene Arbeit trotz der erheblichen Kosten planmäßig durchgeführt wird.

Schon jetzt hat es sich herausgestellt, daß die beiden bisher über den Brunholdisstuhl geäußerten Ansichten, es handele sich um einen römischen Steinbruch und es handele sich um eine altgermanische Stätte, sich nur scheinbar entgegenstehen, daß vielmehr die Wahrheit in einer Verbindung beider zu suchen ist.

Auch die Steinbruchsarbeiten sind, wie eine der beiden lateinischen Inschriften ausweist — jedenfalls zum Teil — von germanischen Werkleuten ausgeführt. Denn die

Schreiber der Inschrift trugen germanische Namen und gehörten der 22. in Mainz stehenden Legion an, die als besonderes Abzeichen das Hakenkreuz führte. Auch die gewonnenen Steine mögen nicht nur für römische Bauten verwendet, sondern auch an germanische Auftraggeber abgeliefert sein, weniger zum Hausbau, als etwa zu Bildwerken, wie sie sich im Speyerer Museum finden. Wenn es sich auch dabei um die uns weniger interessierende römisch-germanische Mischkultur handelt, so würde sich aus den genannten Gründen immerhin die Benennung „römisch-germanischer Steinbruch“ rechtfertigen.

Im gegenwärtigen Stande der Ausgrabungsarbeiten, die noch kein Endurteil gestatten, weil sie noch wichtige Fragen unbeantwortet lassen und täglich Überraschungen bringen können, ist es zwar eine gewagte Sache, nach dreitägigem Aufenthalt an Ort und Stelle ein Urteil abzugeben. Wenn ich es im Blick auf die bereits klarliegenden Verhältnisse der Mauer und des Stuhles trotzdem auf Wunsch unternehme, so tue ich es in der Hoffnung, daß die Gedanken und Fingerzeige mitwirken möchten, um auf manche wichtige Frage ein klares Ja oder Nein zu erzielen.

Ein sachlich haltbarer Zusammenhang des nicht alten *Namens* „Brunholdisstuhl“ mit der Nibelungensage ist nicht nachweisbar; aber wohl zu beachten ist darin das Wort „Stuhl“, der sich natürlich nicht auf die Lücke im Berge, sondern nur auf einen erhöhten Platz beziehen kann, hier also nur auf die Stelle *über* dem Steinbruche. Denn „Stuhl“ bedeutet dasselbe wie das Lehnwort „Thron“; das ist ein hervorragender Sitz für eine erhabene Person, eine Gottheit, einen Herrscher, einen Lehrer und Meister.

Unser Fragen nach einer altgermanischen Kultstätte wird hier ebenso wie beim Donnersberger Königstuhl in der Nordpfalz und bei manchem anderen „Stuhl“ schon durch diesen Namen angeregt, mehr aber noch durch die Sage, daß der *an* der Heidenmauer, also doch wohl an dieser Stelle hausende Teufel den Bau des Klosters Limburg stören wollte (vergl. K. Röder, Zusammenstellung des Sagenstoffes der Umgegend) und vor allem durch die als Jugendfest bis heute erhaltene Volkssitte, an dieser Stelle die Fastnachtfeuer abzubrennen und dabei kleine Sonnenräder zu tragen. Das ist, wie schon Mehlis (Geschichte der Rheinlande, 1876) vermutet, ein Überrest der Sonnwendfeier der Alten. Dies weckt mit anderen Anzeichen in uns die Frage nach einer himmelskundlichen Betätigung, die an dieser Stelle eine Pflegstätte gehabt haben mag, und zwar mit besonderer Bedeutung, weil die Riesenarbeit der Heidenmauer uns auf das Anteilrecht einer weit umher wohnenden Bevölkerung schließen läßt.

Hier werden wir uns den Steinturm für die Signalfeuer zu denken haben, der das *Baum*werk der inneren Fläche der Heidenmauer überragte und die schon vorhandene prächtige Rundsicht auch nach Nordwesten zum Peterskopfe hin, der einst ein Donarskopf gewesen ist, ergänzte und so die Ortung nach allen Seiten ermöglichte.

Als Arbeitshypothese stelle ich die beiden Sätze auf, daß ein ragendes Mal etwa 20 m seitwärts der jetzigen Hütte auf dem hier fehlenden, offensichtlich in die Tiefe des Steinbruchs herabgestürzten Teil der Heidenmauer (25 m Länge) erbaut war, und zweitens, daß der Absturz nicht als Folge unvorsichtiger Unterhöhlung, sondern als bewußtes Zerstörungswerk in einer Zeit *nach* Abschluß der Steinbrucharbeiten geschehen ist. Vielleicht bringt die Grabung Anhaltspunkte für oder gegen die Annahme.

Unglaubhaft ist die Annahme, daß dieser Mauerteil von vornherein auf eine gefährdete Stelle gebaut war. Der Mauerteil ist einst vor Beginn der steinbruchsmäßigen Ausbeutung in sicherer Beziehung zum Bergrande angelegt, das zeigen die Linien aufs deutlichste. Unglaubhaft ist auch, daß schon in der Vorsteinbruchszeit eine Grotte oder Höhle, wenn sie da war, so unverständig hoch unter der Mauer eingehauen sei, daß sie den Einbruch zur Folge hatte; ein solcher Vorgang würde außerdem jetzt noch erkennbar oder durch den Spaten nachweisbar sein.

Als unvereinbar mit der Sachlage, ja auch als unsinnig muß schließlich der Fall außer Betracht gelassen werden, daß die Werkleute in der Zeit der Steinbruchsarbeit, als man sich mühsam des eigenen Abraums erwehren mußte, noch obendrein durch absichtliche oder auch unabsichtliche Maßnahmen das Unheil des Absturzes auf ihre Arbeitsstätte herab beschworen hätten.

Nicht ganz von der Hand zu weisen ist der oben berührte Gedanke, daß vor Beginn der Steinbruchsarbeiten im oberen Drittel der jetzigen Berglücke entweder eine Kulthöhle, wie sie nicht selten bei germanischen Heiligtümern zu finden ist, oder eine Grotte als Schauburg in den Berg eingearbeitet gewesen sein kann, — eine Möglichkeit, deren Ausführung oder Nichtausführung nur durch Vollendung des Ausgrabungswerkes zur vollen Gewißheit gebracht werden kann.

Der Gedanke an eine solche Möglichkeit kann eine gesonderte Behandlung erfahren und hat auf die oben angestellten Erwägungen keine andere Wirkung, als daß durch das Vorhandensein einer Grotte der Herabbruch des Heidenmauerstückes erleichtert oder sonstwie beeinflußt sein kann.

So oder so, — wenn wir daran festhalten, daß jedes Geschehnis seinen zureichenden Grund haben muß, so ist die Denkrichtigkeit der obigen beiden Sätze an sich unbestreitbar und ihrer Wahrscheinlichkeit auf Grund der angestellten Erwägungen nahe gerückt, — jedenfalls so nahe, daß sich weitere Untersuchungen auf diesen Gedankengängen rechtfertigen.

Unsere Untersuchung wird auf das Zeitalter von der merowingischen Eroberung bis in die Karolingerzeit hingelenkt, insbesondere auf die Regierungszeit Karls und seiner Nachfolger, in denen auch im ganzen übrigen Germanien die Denkmäler des alten Glaubens auf Befehl der westfränkischen Machthaber gemäß der alttestamentlichen Vorschrift, 5. Mose 12, 2 und 3, zerstört worden sind.

Die der Umhegung germanischer Heiligtümer dienenden Ringwälle und Mauern, deren Zerstörung einen großen Arbeitsaufwand erfordert haben würde, sind zum großen Teile verschont und unserer Forschung erhalten geblieben; vielfach hat man Kapellen hineingesetzt und damit ihre Bedeutung umgewandelt. Aber die kleinen Kultbauten, die unsere Alten auf geweihten Plätzen, sei es als Bethäuser, sei es zur Aufbewahrung von Opfergaben und Kultgeräten, sei es zu sonstigen Zwecken, deren Kenntnis uns fast völlig verlorengegangen ist, konnten nur in Ausnahmefällen zu christlichem Gebrauch umgewandelt werden und sind beseitigt. Durch aufmerksame Untersuchung kann vielleicht noch hier und da ein solcher Ausnahmefall erkannt werden, wie er z. B. in der Tönsbergkapelle bei Örlinghausen in Lippe vorliegt.

Es schien mir, daß auch an der höchsten Stelle *innerhalb* der Heidenmauer die allerletzten Reste eines kleinen Baues nachgewiesen werden können; dazu ferner eine wahrscheinlich recht große Zahl alter Steinhügelgräber, die zu dem unentbehrlichen Inventar der kultischen Volksburgen und zu ihrer Weihe als heilige Stätte gehört haben.

Eine besondere Bewandtnis hat es mit den Steintürmen, die der Ortung dienten. Es sind bisher vier Turmruinen aufgefunden, die keine mittelalterlichen Warten gewesen sein können, sondern ihrer ganzen Konstruktion nach ausschließlich als Stationen zur Abgabe von Feuer- und Rauchzeichen bestimmt gewesen sein müssen. Aber die Bedürfnisse waren verschieden, darum wird auch ihre Bauart verschieden gewesen sein. Jedenfalls waren sie unbrauchbar für den christlichen Gottesdienst, und wenn, wie wir anzunehmen guten Grund haben, auf dem Brunholdisstuhl ein Ortungsturm gewesen ist, so war er auch der Zerstörung verfallen.

Die Lücke in der Heidenmauer und der geschehene Absturz geben jedenfalls Anlaß zur Nachforschung, ob sich weitere Anzeichen finden, daß der Ortungsturm an dieser Stelle gestanden hat.

Was nun die *Ortungserscheinung* am Brunholdisstuhl selbst anbelangt, so sind die zunächst nur kartenmäßig und auf Grund mündlicher Mitteilungen gemachten Feststellungen durchaus erfolgversprechend.

Die von Professor Riem, Berlin, für die geographische Lage Dürkheims berechnete Gradzahl (Azimut) des Auf- und Untergangs der Sonne zur Sonnenwende beträgt auf die Zeit um 1000 *vor* Chr. Geb. 129,9 Grad. Ein Ausgangspunkt der Untersuchung ist im Brunholdisstuhl mit erwünschter Schärfe gegeben.

Nehmen wir das Meßtischblatt 1 : 25 000 Dürkheim-West (Nr. 23) und legen den Mittelpunkt des Transporteurs (Gradmessers) unter genauester Beachtung des Meridians auf den Brunholdisstuhl (Lücke in der Ostecke der Heidenmauer), so trifft die Sonnwendlinie den Gipfel des Peterskopfes etwa 40 m östlich des Bismarckturmes, das ist durchaus innerhalb der zugelassenen Fehlergrenze von 1 Grad. Diese Linie hat einen Schnittpunkt mit dem etwas höhergelegenen Teile der Heidenmauer, der auch bei Annahme eines überragenden Turmes am Brunhildisstuhl ein Zwischenmal getragen haben wird; es ist bemerkenswert, daß die modernen Geometer genau diesen Punkt für ihren Höhenpunkt 229 ausgewählt haben.

Wenn schon die dem Peterskopf, der als eine dem Donar geweihte germanische Kultstätte anerkannt ist, treffende Sonnwendlinie bedenklich machen kann, ob es sich hier um einen bloßen Zufall handelt, so wirkt die nun folgende Feststellung fast verblüffend. Denn die von Prof. Riem für Dürkheim ebenfalls für den Zeitraum um 1000 vor Chr. Geb. auf 139,3 Grad berechnete korrespondierende *Mond*wendlinie schneidet den einst dem Wodan geweihten Michaelsberg bei Dürkheim und trifft mit geringfügiger Abweichung (0,7 Grad) hintereinander die Kirchen von Ungstein und Freinsheim, die beide die Anzeichen tragen, daß ihre Vorgänger in der Bekehrungszeit auf den Thingplätzen der Ortschaft erbaut worden sind.

So auffälliges Zusammentreffen zweier bedeutsamer Ortungserscheinungen vom Brunholdisstuhle aus verleihen auch den weiteren Ergebnissen der Untersuchung erhöhtes Vertrauen. Angesichts der Tatsache, daß 1000jährige Zerstörungskräfte die Spuren der erdrückenden Mehrzahl aller Ortungsmale, die man einst in germanischen Landen zur Erfüllung kalendarischer und religiöser Bedürfnisse errichtete, verwischt haben, dürfen auch geringere Anhaltspunkte nicht unbeachtet bleiben.

Das Ostmal stand auf dem Feuerberge, der seinen Namen nicht umsonst trägt. — Das Westmal muß seinen Standort auf dem Böllenscheid gehabt haben. — Die Linie des Sonnenaufgangs zur Wintersonnenwende im Südosten läuft durch den Punkt „Am hangenden Kreuz". — Nach einer etwaigen Spur des Südmales muß auf dem Röthel, neben den auf der Karte vermerkten eigenartigen Ringwällen, gesucht werden. — Die sommerwendliche Monduntergangslinie im Südwesten hatte ihr Mal auf dem Eberskopfe und es ist der Nachforschung wert, ob nicht dem dahinter auf einer Paßhöhe unter dieser Mondlinie gelegenen Weißen Stein um deswillen ein verächtlicher Beiname beigelegt worden ist, weil er als Hexentanzplatz verdächtigt werden sollte.

Wenn die Ortungserscheinungen einen entschiedenen Hinweis bringen, daß Heidenmauer und Brunholdisstuhl auch als eine Stätte des germanischen Gestirndienstes und himmelskundlicher Betätigung anzusehen ist, so liegt darin eine Bestätigung des Sonnenkultes im besonderen, von dem die an den Sandsteinwänden zu findenden Sonnensymbole zu reden wissen. Dazu haben bereits früher Mehlis, Lehmann, Antz u. a. geschrieben und neuerdings (im Märzheft der „Westmark) spricht sich Dr. Sprater in zustimmendem Sinne über den „germanischen Sonnenkult in der Pfalz" aus. Ein erst vor wenigen Tagen bei den Grabungen aufgefundener Steinblock mit 24teiligem Sonnenrad und einem Loch für den Schattenweiser (Gromon) wird auch von ihm als „Sonnenuhr" angesprochen.

Mit Recht bringt Sprater die am Brunholdisstuhl sich in auffälliger Zahl findenden *Pferde*-Felszeichnungen mit dem Sonnenkult in Verbindung. Schiff und Pferd gehören zur Sonne; das Pferd aber auch zu Wodan und Balder, die uns durch einen der Merseburger Zaubersprüche als gemeinsam zu Holze reitend geschildert werden.

Dies ist um deswillen für uns hier von besonderem Interesse, weil sich an den Wänden des Brunholdisstuhles zwei (nicht nur eine!) Darstellungen einer menschlichen Gestalt befinden, nach deren Bedeutung wir zu fragen haben. Wir können in beiden dieselben charakteristischen Eigenschaften wiedererkennen, die an drei anderen neuerdings beachteten Figuren, dem „Männchen von Oechsen"[1], dem Bilde an der Kirche zu Oberröblingen[2] und am Gollenstein zu Blieskastel[3], zu finden sind: der eine Arm im Winkel hochgehoben, der andere in gleicher Weise nach unten gesenkt, jugendliche Figur, gleichsam siegend aus dem Urbogen heraustretend, als Symbol der aus der Winternacht sich zum Aufstieg anschickenden Sonne. Das Männchen von Oechsen gilt seinem Besitzer noch jetzt als guter Hausgeist; die gleichen Bilder werden keine andere Bedeutung haben. Baldur gehört zu den zwölf Asen des nordischen Glaubens, und Balder wurde auch in Germanien verehrt. Wenn wir auf die wenigen, aber bezeichnenden Eigenschaften blicken, die uns bekannt sind, und wenn es überhaupt erlaubt ist, aus Anzeichen auf die Sache zu schließen, dann werden wir in den genannten Bildern den jugendlichen Balder erkennen dürfen.

Donnersberge werden auf Grund des Namens als Stätten besonderer Verehrung des Donar angesehen. Heidenmauer und Brunholdisstuhl mögen auf Grund der Felsbilder als Stätte besonderer Verehrung des Balder angesehen werden.

Zu den großen Festen an geweihter Stätte wurden Pferde gebraucht, heilige Pferde als Opfertiere, zum Ziehen kultischer Wagen, oder zur Weissagung und zu anderen Gebräuchen; ferner sowohl geschulte als wilde Pferde zu mannigfachen Vorführungen, Spielen und Wettkämpfen.

Vielleicht ist es erforschbar oder doch wahrscheinlich zu machen, wo der Platz für die Spiele und Rennen gewesen ist, ob innerhalb der Heidenmauer oder sonstwo in der Nähe. Aber mit erheblicher Sicherheit kann auf Grund der durch Dr. Stoll veranlaßten urkundlichen Feststellungen der Stüterhof, das Stütertal und der Stüterberg, acht Kilometer westlich der Heidenmauer als das Gestüt- und Aufzuchtgelände wiedererkannt werden.

So dürfen wir mancherlei Mosaiksteine zu dem Gesamtbilde eines germanischen Heiligtums zusammentragen, dessen Wahrscheinlichkeit zu einem Teile durch vorliegende Tatsachen und Funde erweisbar ist, und im übrigen mit den gleichen Erkenntnismitteln der Zusammenschau, Heranziehung und logischen Verwertung zutreffender Momente aller Art erschlossen ist, durch die der Geschichtsschreiber aus trockener Chronik Geschichte werden läßt, ohne den Boden und das Gehege seiner Wissenschaft zu verlassen.

Es ist ein Gewinn, wenn die neuen Grabungen und Untersuchungen dazu verhelfen, daß Heidenmauer und Brunholdisstuhl für uns, insbesondere für Dürkheim und die Pfalz, ein lebendig vorstellbares und darum um so höher geschätztes Balderheiligtum wird.

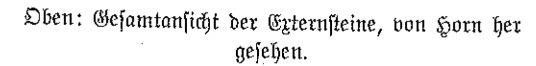
[1] Vgl. Germanien 1933, Heft 1. [2] 1933, Heft 10. [3] 1933, Heft 9.

„Wir leben in einer Zeit, die zurückkehrt zu Blut und Boden, Scholle und Heimaterde, einer Zeit, die Seele sucht und sich abkehrt von der falschen heimatlosen Geistvergötzung, die Eugenik und Erbgesundheitslehre treibt, die sich in allem und jedem hinwendet zum trauten, göttlich-dunklen Herkunftsgrund unseres völkischen Seins."

Ernst Bergmann.

Die Extern-Steine

Angesichts der Externsteine wurde im Mai 1928 die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte von Fachleuten und Sachfreunden unter Führung von W. Teudt begründet.

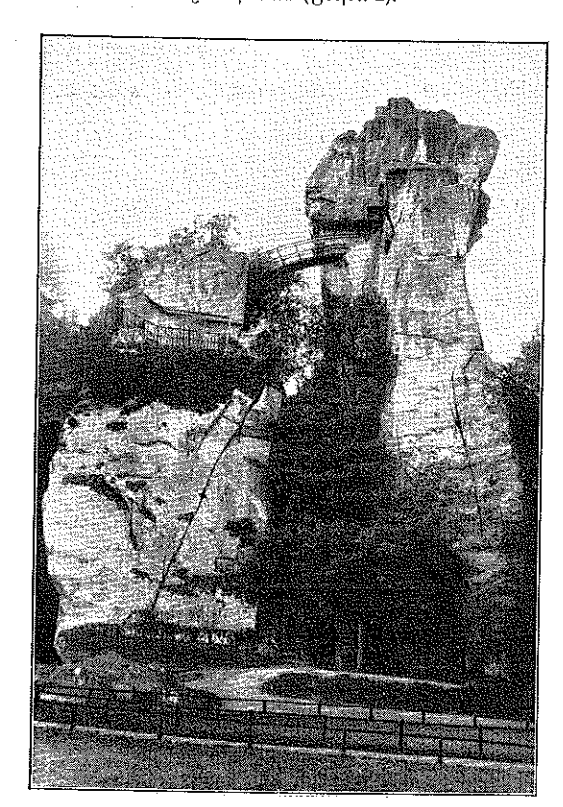


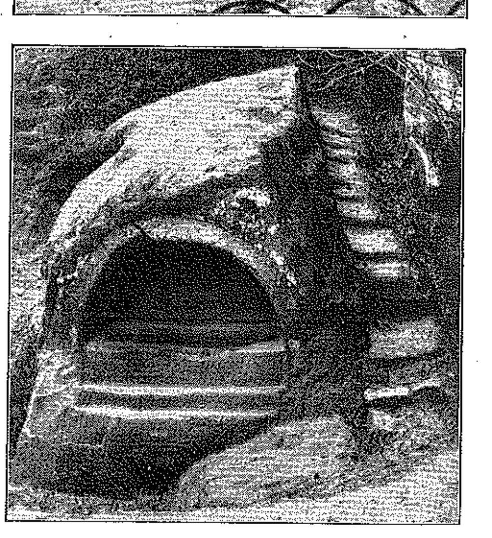
Oben: Gesamtansicht der Externsteine, von Horn her gesehen.

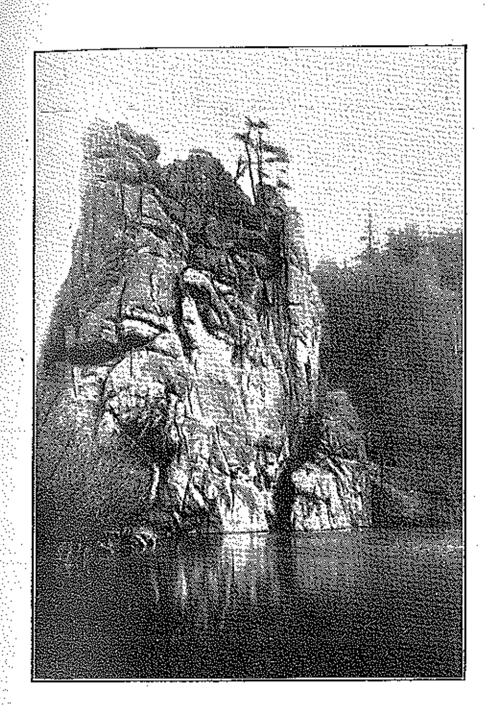
Mitte rechts: Die niedergebeugte Irminsul vom Flachbild der Kreuzabnahme.

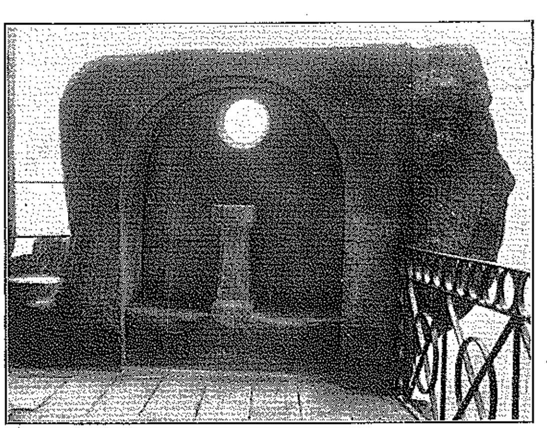
Unten links: Der Turmfelsen mit dem Sazellum.

Unten rechts: Der Felsensarg am Fuße des Großen Externsteines (Felsen I).





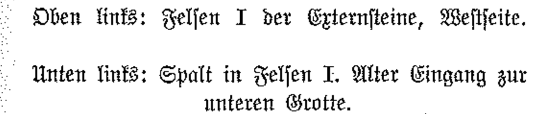




Oben rechts: Zerstörter Kultraum der Sommersonnenwende (Sazellum). Nordostwand mit Ständer und Rundfenster.

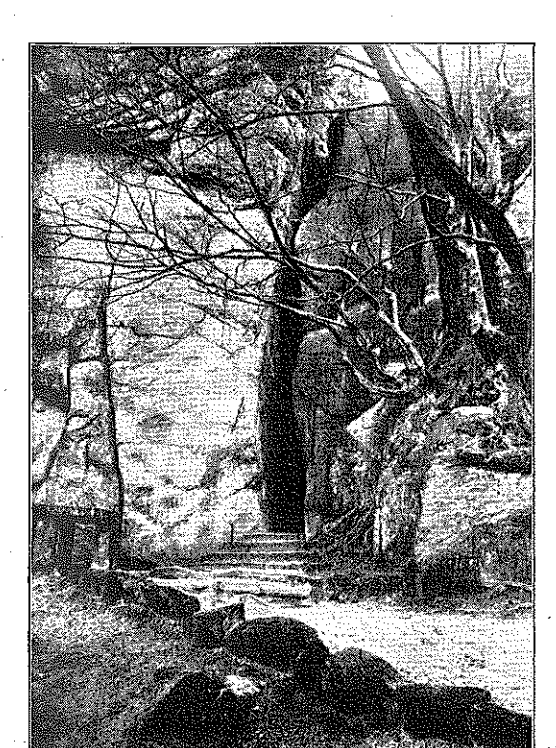
Mitte rechts: Vorderer Teil der unteren Grotte. Zerstörter Kultraum der Wintersonnenwende.

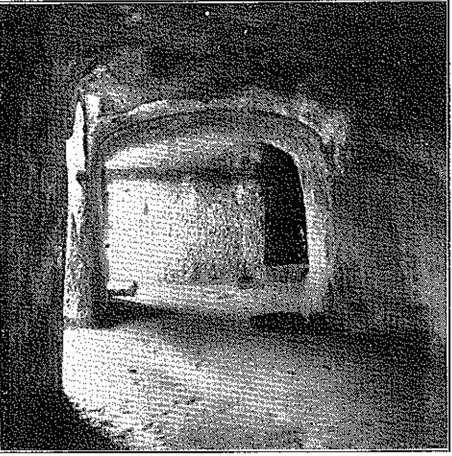
Unten rechts: Hinterer Teil der Grotte mit Binderune. (Zeichen der Wintersonnenwende.)

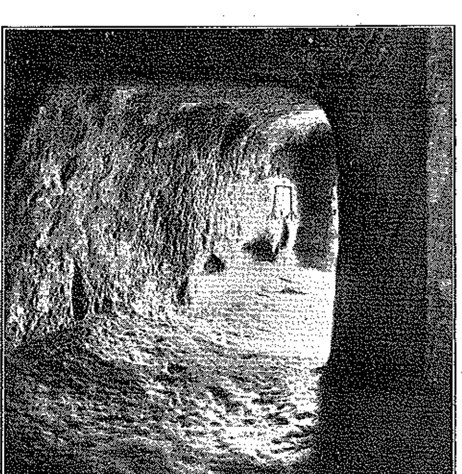


Oben links: Felsen I der Externsteine, Westseite.

Unten links: Spalt in Felsen I. Alter Eingang zur unteren Grotte.







Die Freistellung der Externsteine

Von O. Suffert

Vor Monatsfrist etwa gingen durch sehr viele Zeitungen Nachrichten, daß an den Externsteinen umfangreiche Ausgrabungen stattfinden sollten. Diese Nachrichten waren vielfach so aufgemacht, daß es den Anschein hatte, als ob die Ausgrabungen die Hauptsache unter den Veränderungen wären, die für die Umgebung der Steine in Aussicht genommen seien; ja, als ob die Veränderungen nur den Ausgrabungen zuliebe erfolgten. Eine solche Annahme trifft nicht zu. Sie muß schon deshalb berichtigt werden, weil etwa sonst die Meinung aufkommen könnte, es hinge von dem Ergebnis der Grabung die Bedeutung und zukünftige Einschätzung der Steine ab.

Daß sich die Grabungen ermöglichen lassen, ist eine erfreuliche Folge jener Maßnahmen, deren Planung zuerst erfolgte und die z. T. ebenfalls schon in Angriff genommen sind. Unsere alten Freunde werden sich erinnern, daß „Germanien" schon 1930 (2. Folge, S. 70—73) einen Auszug aus der Denkschrift des Lippischen Landeskonservators Reg.- und Baurat Vollpracht gebracht hat, in der er für umfassenden Schutz der Externsteine eintritt. In dieser Denkschrift ist die Aufgabe des Landes Lippe umschrieben: „Das Land Lippe hat in der Erhaltung und Pflege der Externsteine eine Kulturaufgabe von allgemeiner Bedeutung zu erfüllen. Es gilt, in dem naturgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich bemerkenswerten Naturdenkmal, der altehrwürdigen Stätte vorchristlichen und christlichen Kultes zugleich das bedeutende Kunstdenkmal des Kreuzabnahmereliefs, in dieser Verbindung somit ein einzigartiges Denkmalsgebilde der Nachwelt ungeschmälert zu erhalten. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist unter den bestehenden Verhältnissen nicht dauernd gesichert, wie die bisherige Entwicklung gezeigt hat. Es bedarf vielmehr besonderer Maßnahmen, um die Bebauung, den Verkehr und die forstliche Bewirtschaftung des Externsteingebietes so zu gestalten, daß eine Gefährdung der Steine selbst und eine Beeinträchtigung ihrer Erscheinung durch Änderung der Umgebung dauernd ausgeschlossen bleibt."

Den wirksamsten und sichersten Weg, alle Möglichkeiten der Gefährdung auszuschließen, sieht die Denkschrift in der Errichtung eines Schutzgebietes Externsteine im Sinne des Lippischen Heimatschutzgesetzes. „Es muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß derartige Schutzgebiete durchaus nicht brach liegen, daß sie vielmehr einen hohen, nach Geldwert freilich nicht zu messenden Kulturwert für die wissenschaftliche Forschung, für die Bildung und den Heimatsinn des Volkes haben, und daß die Ausnützung des Bodens und des Verkehrs nicht dahin führen darf, ein so wertvolles Naturdenkmal wie die Externsteine zu gefährden oder zu beeinträchtigen."

Die Denkschrift des Landeskonservators ist in ihren Grundzügen schon 1925 im 18. Jahresbericht des Lippischen Bundes für Heimatschutz veröffentlicht worden. Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" und insbesondere Dir. Teudt haben sich in immer neuen Vorstößen um den Schutz der Externsteine bemüht. Aber erst die nationalsozialistische Regierung hat tatkräftig die Verwirklichung der Wünsche in die Hand genommen.

Im Februar 1933 ließ auf Veranlassung Dir. Teudts die Vereinigung folgende Notiz in der Tagespresse erscheinen: „Über die dringende Notwendigkeit, die Externsteine von dem durchgehenden Wagenverkehr, wenn möglich auch der Straßenbahn als durchgehende Linie zu entlasten, gibt es nur eine Stimme. Schon vor einigen Jahren ist der Bau einer Umgehungsstraße in Aussicht genommen und der Plan ausgearbeitet, der dann der Kosten wegen nicht ausgeführt wurde. Neuerdings ist das Bedürfnis der Straßenverlegungen noch ganz erheblich gewachsen, besonders seitdem die Externsteine als eines der bedeutendsten Denkmäler germanischen Altertums erkannt sind und aus ganz Deutsch-

land besucht werden. Das fortwährende lärm-, staub- und gefahrbringende Durchfahren oft großer Menschenmassen, denen dort Erholung, Stille und ein ungestörtes Sichversenken in die Bedeutung des Ortes zu gönnen ist, hat bedauerliche, ärgerniserregende, ja, unhaltbare Zustände herbeigeführt.

Es ist ein verhältnismäßig einfach durchzuführender Plan, wenn der gesamte durchgehende Wagenverkehr von Kohlstädt von der Kleinen Egge aus nordöstlich abbiegend und zuletzt die Veldromer Straße benutzend bei der Horner Oberförsterei zu der jetzigen großen Straße geleitet wird. Es handelt sich um den Bau einer Straße von höchstens 1,5 km Länge.

Wenn die gegenwärtige Absicht der Arbeitsbeschaffung irgendwie auch Straßenbauten in sich schließt, so wird hierdurch an die maßgebenden Stellen die dringende Bitte gerichtet, daß die Befreiung der Externsteine in die vorderste Reihe der Pläne gestellt werden möchte."

Es ist nicht unbekannt, auf welche Weise man die Bemühungen um die Externsteine von gewisser Seite her zu mißdeuten versucht hat („Germanien", 1933, S. 160). Um eine Klärung und einen Austausch der Gedanken über diese Angelegenheit anzuregen, die unser ganzes Volk angeht, veröffentlichte W. Teudt im Einverständnis mit der Lippischen Landesregierung den Wortlaut seiner Eingabe, die er unter dem 28. Hornung 1933 an die Regierung gerichtet hatte („Germanien", 1933, S. 183: „Die Osningmark als heiliger Erinnerungshain").

Wir wissen, und haben das oft dankbar ausgesprochen, daß das Dritte Reich bereit ist, für die völkischen Kulturwerte in jeder Weise einzutreten. Wir wissen aber ebenso, daß es wirtschaftliche Gesichtspunkte nicht außer acht lassen darf in einer Zeit, in der die deutsche Volkswirtschaft — wenn auch mit Zuversicht — noch schwer zu kämpfen hat. Da kam uns in unseren Sorgen um die Externsteine Hilfe von einer Seite, von der wir es am wenigsten erwartet hatten: Der Wagenverkehr jeder Art, den wir abwehren und ablenken wollten, nahm derart zu, daß er von sich aus darauf dringen mußte, von dem Engpaß des Durchgangs durch die Felsen und von der gefährlichen Biegung der steilabfallenden Straße Externsteine—Holzhausen befreit zu werden. Die Verlegung dieser Straße und die teilweise Umlegung der großen westöstlichen Durchgangsstraße wurde zu einer verkehrstechnischen Notwendigkeit. Auch die Straßenbahn, die an sich, rein vom Standpunkt der Verkehrsmenge aus gesehen, nun auf der alten Linie hätte bleiben können, schließt sich der neuen Straßenführung an, nachdem errechnet worden ist, daß sie dadurch täglich 13 bis 15 RM. Betriebskosten erspart. Die neuen Straßenführungen wurden sorgfältig im Gelände geprüft, und dank des tatkräftigen Einsetzens des lippischen Staatsministers Riecke und der sorgfältigen Vorbereitung durch Oberregierungsrat Dr. Oppermann konnten Anfang Mai die ersten Arbeiten ausgeschrieben werden. Vorgenommen wird zuerst die Straße Horn—Holzhausen, die zum 1. Oktober betriebsfertig sein soll.

Die Verlegung der Straßen bietet erwünschteste Gelegenheit, alte Sünden wieder gutzumachen, den alten Zustand der Steine wiederherzustellen und gleichzeitig die landschaftliche Umgebung würdig auszugestalten. Dabei sollen wirtschaftliche Notwendigkeiten nicht außer acht gelassen werden, wohl aber dürfen sie den Ansprüchen, die die Würde des Ortes stellt, nicht widersprechen. Mit der Durchführung dieser Aufgabe ist Professor Schultze-Naumburg betraut worden. Die Vorarbeiten sind soweit gediehen, daß die Grundzüge der landschaftlichen Gestaltung feststehen. Sie vermeidet jede Künstlichkeit, sie geht zurück auf einen Zustand, wie er vor 1660 nachweislich vorhanden gewesen ist.

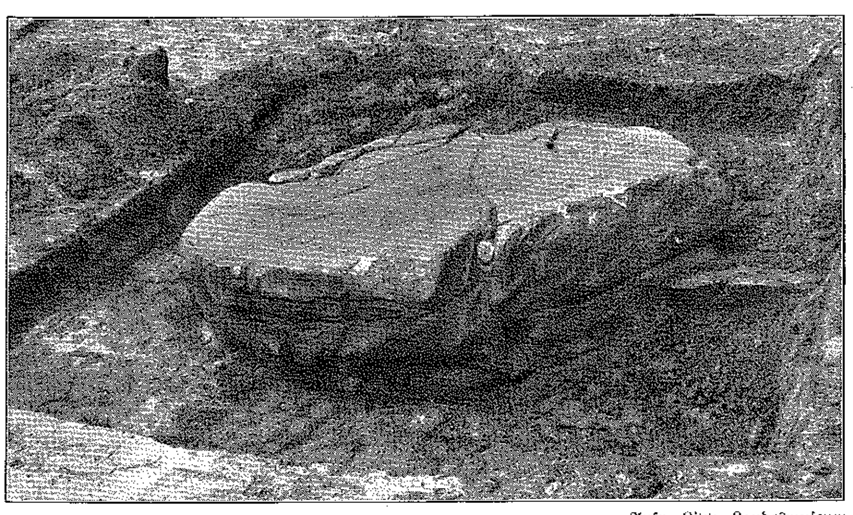
Damals sind erhebliche Veränderungen vorgenommen worden. „Graf Hermann Adolf ließ in den Jahren 1660—1665 zwei Rondelle vor den Steinen anlegen und diese durch eine, gleich jenen mit Schießscharten versehene Mauer miteinander verbinden. Ein Tor-

weg in der Mauer schloß den Zugang zu den drei unteren Felsen. Außerdem wurde ein Turm am untersten Steine bis über die halbe Höhe desselben aufgemauert und mit einer Wendeltreppe versehen, welche, oben aus dem Turme heraustretend, den Felsen besteigbar machte. Alle diese Anlagen wurden jedoch in der zweiten Hälfte des vorigen (= 18.) Jahrhunderts wieder beseitigt, und zwar in Ansehung des Turmes in so rücksichtsloser Art, daß es erst der Fürstin Pauline im Jahre 1810 vorbehalten blieb, durch die jetzige Anlage den Felsen von neuem zugänglich zu machen. Wir kennen die Bauten des Grafen Hermann Adolf jetzt nur noch durch die beiden ältesten Abbildungen der Externsteine aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die älteste Abbildung findet sich auf einem von E. von Lennep gestochenen größeren Blatte, von dem nur noch ein Exemplar auf der Detmolder Landesbibliothek bekannt ist, die zweite kleinere ist das Blatt in der Elzevirschen Ausgabe der Fürstenbergschen Monumenta Paderbornensia vom Jahre 1672 (Amsterdam), welches Romain de Hooghe nach einer Zeichnung des Malers Johann Georg Rudolphi (gest. 1693 zu Brakel) gestochen hat" (Preuß, Die baulichen Alterthümer des Lippischen Landes. 2. Aufl. Detmold 1881, S. 77).

Um diese „Festung" erbauen zu können, mußten vor den Felsen, also nach Horn zu, erhebliche Aufschüttungen erfolgen. Diese werden, vermutlich im nächsten Jahre, beseitigt. Das darf natürlich nicht ohne archäologische Prüfung geschehen. Wir erinnern nur an die eigenartige Kupferplatte, die Dorow, der damalige Bonner Museumsdirektor, als bei den Externsteinen gefunden erwähnt und abgebildet hat, und deren Verbleib heute nicht mehr zu ermitteln ist. Nach Thorbecke, der den bekanntesten Führer durch den Teutoburger Wald geschrieben hat (29. Aufl., 1925), sollen auf dem ehemaligen Festungsgelände auch in neuerer Zeit Ausgrabungen stattgefunden, aber zu keinen erheblichen Entdeckungen geführt haben.

Aber auch auf der „Rückseite" der Felsen, also auf der von Horn abgewandten Seite, sind ziemliche Geländeveränderungen vorgenommen worden, und zwar bei dem Aufstau des Teiches, dessen Damm 1836 gebaut worden ist. Auch diese Aufschüttungen werden beseitigt. Der Teich ist abgelassen, und unter Aufsicht von Univ.-Prof. Dr. Andree-Münster, der durch seine erfolgreichen Grabungen in westfälischen Höhlen bekannt geworden ist, wird durch Mannschaften des Freiwilligen Arbeitsdienstes (Gruppe 203, Lager

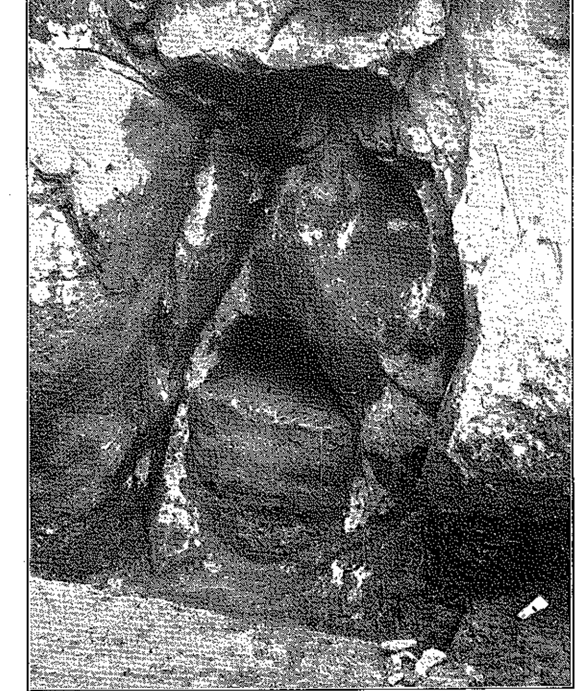


Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 1. Flacher runder Stein südwestlich vom Felsen I

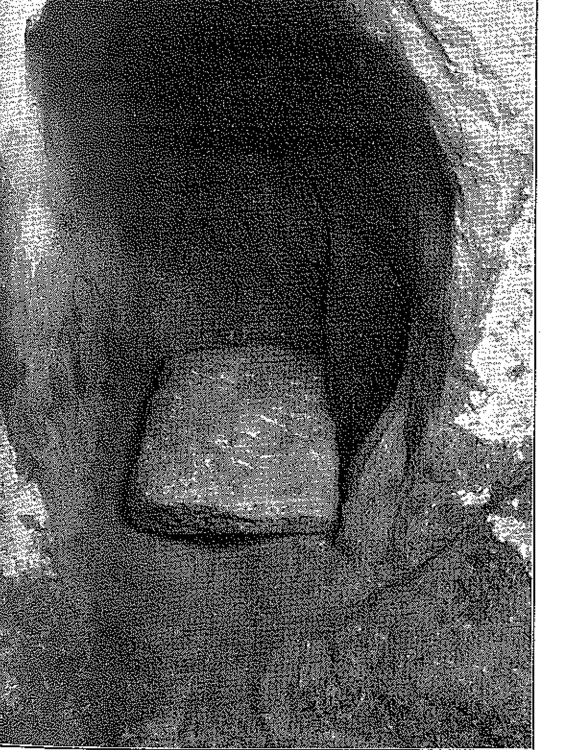
Schlangen) das Gelände sorgfältig abgegraben. Diese Arbeiten sind im Gange, aber naturgemäß kann man Altsachenfunde von Bedeutung noch nicht erwarten, da zunächst der vor hundert Jahren in erheblichem Maße aufgeschüttete Boden, die Böschung des südöstlichen Teichufers, und der in starken Mengen abgesetzte Teichschlamm beseitigt werden müssen, auch das langsam und sorgfältig, da immerhin Streufunde vorkommen können. Tatsächlich sind auch bereits vier Gefäßscherben gefunden, die der vorkarolingischen Zeit zugeschrieben werden.

Freigelegt wurde, das muß immerhin erwähnt werden, im unteren Teil der Böschung ein fast kreisrunder, flacher Sandsteinblock (Abb. 1), der unter der Oberfläche von 1836 lag. Beim Abgraben des Staudammes zwischen dem Überlauf und dem Felsen I stieß man auf eine Höhlung (Abb. 2), die von der Dammerde völlig bedeckt war. Es handelt sich um ein Strudelloch, wie sie verschiedentlich in den Felsen vorkommen. Der Dammkern aus festem, graugrünem Ton war gerade in dieses Loch hineingeführt. Unter dem Ton lag eine etwa 10 cm starke, behauene Sandsteinplatte von 1 m Länge und 60 cm Breite (Abb. 3). Um sie flachlegen zu können, war der gewachsene Felsen stellenweise ausgehauen. Sie bedeckte eine kleinere Mulde im Boden der Höhlung, und in ihr lag sorgfältig gebettet eine verkorkte und versiegelte Flasche. Trotzdem war Wasser eingedrungen, etwa so viel, wie ein Eierbecher faßt, und hatte das „Dokument" darin durchfeuchtet, allerdings ohne die Lesbarkeit zu beeinträchtigen. Auf der einen Seite des Aktenbogens waren die



Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 2. Das Teufelsloch
(Nur das obere Drittel der Höhle ist z. Zt. der Aufnahme ausgeräumt)



Aufn. Lipp. Landesmuseum

Abb. 3. Die Platte im Teufelsloch



Aufn. F. H. Hamkens

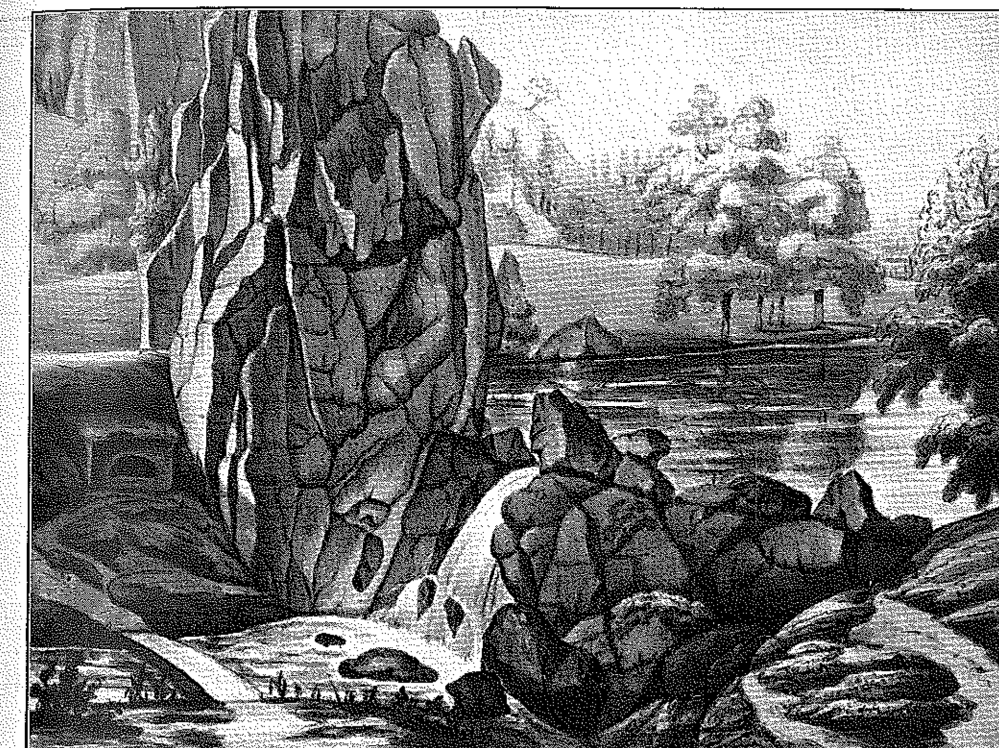
Abb. 4. „Fratze“ an der Nordwestwand des Sazellums auf dem Turmfelsen der Externsteine

Die Bildhauerarbeit entstammt späterer Zeit. Wann sie entstanden ist, läßt sich noch nicht genau feststellen. Sie dürfte aber wohl dem Empfinden der Renaissance und des Barocks entsprechen. — 1660—65 ließ der Lippische Graf Hermann Adolf die Felsen zu einer „Festung“ ausbauen. Vielleicht steht die gemeißelte Fratze damit in Zusammenhang; Bildhauerarbeit ist nachweislich damals ausgeführt worden.

Mitglieder der fürstlichen Rentkammer verzeichnet, die andere wies folgende Mitteilung auf:

> „Im Jahr 1836 d. 1 ten Mai ist dieser Teich am Fuß des Felsens durch hochfürstliche Rentcammer angelegt lassen worden. Besonders jnteressierten sich für diese Anlage: H. Geheimecammerrath Rohdewald, H. Cammerassessor Stein, H. Forstmeister Wagener und Amtsrath Hausmann in Horn. Der Riß nebst Anschlag (zu circa 1800 Rth) ist von dem Herrn Baucommissair Overbeck in Lemgo entworfen, die Ausführung der Anlage von dem Herrn Wiesenbauer Nausester (?) geschehen. Der Unterzeichnete ist der Besitzer des Hauses beim Externsteine.
>
> Externstein, den 1ten Mai 1836. A. Fricke.
>
> Die Aushöhlung, worin dieses Document niedergelegt ist, führt bisher in der Volkssage den Namen: „Teufels-A . . . loch“.

Außer dem Aktenbogen enthielt die Flasche einen Teil eines gedruckten Blattes mit den Mitgliedern der „Regierenden Hochfürstl. Linie“.



Detmold im Sept. 1835 W. Tegeler fec.

Abb. 5. Idee zur neuen Teich-Anlage beim Externsteine

Die Anlage des Teiches war aus den Akten bekannt; insofern bringt die Flasche nichts Neues. Aber in doppelter Beziehung ist der Fund beachtenswert. Den Nachkommen des Grenzjägers Fricke war die Hinterlegung der Flasche noch bekannt, und einige Tage vor der Hebung hatten sie ihr Wissen mitgeteilt, aber es zeigte sich, wie die einfache Tatsache durch hundertjährige mündliche Überlieferung verändert und ausgeschmückt worden war. Von Wichtigkeit ist die volkstümliche Bezeichnung der Höhle, deren untere Schwelle etwa 3,50 m unter der Dammkrone lag. Daß sie vor 1836 noch zu sehen war, zeigt der Entwurf zur Ausgestaltung des Dammes, die wir im Bilde geben. Die Mitteilung, die Piderit 1627 in seinem Chronicon comitatus Lippiae über das Wirken des Teufels an den Externsteinen gibt, wird erst jetzt recht verständlich: „Der Teufel aber konnte nicht leiden, daß etwas Gutes daselbst verrichtet wurde, derowegen hat er sich underftanden, mit Gewalt den Stein umzustoßen. Und er hat sich mit aller Macht dagegen gestemmt, hat ihn aber doch nicht umwerfen können. So mächtig aber hat er dagegen gedrängt, daß sich sein Hinterer tief in den Stein gedrückt hat, wie man noch sehen kann, und die lichte Lohe ist ihm hinten herausgefahren und hat an dem Felsen ihren Brandfleck hinterlassen, den kann man aber jetzt nicht mehr sehen, er ist von Erde und Buschwerk bedeckt“ (nach Zaunert, Westfälische Stammeskunde).

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Höhlung besonders satanisiert war; jedenfalls sind die Beziehungen des Teufels zu den Steinen so zahlreich, daß sie eindrücklich an die frühere Bedeutung erinnern.

Armin

Von Dr. Fr. Adolf Kerrl

„Armin der Cherusker", unter diesem Namen kennt der Deutsche seinen ersten großen Helden, den Befreier, der das Joch des Römers, das sich immer drückender auf die Schultern unserer germanischen Vorfahren legte, mit Heldenhand zerbrach. Wahrlich, er verdient es, daß sein Andenken im Herzen jedes Deutschen hochgehalten wird. Denn nur er hat germanisches Wesen, germanische Kultur, germanisches Volkstum und germanische Freiheit bewahrt vor der Überwältigung durch das übermächtige Römertum; wäre „Armin" nicht gewesen, so wäre heute kein Deutschland und kein deutsches Volkstum, römisches Wesen hätte wie in Gallien-Frankreich, so auch in Germanien-Deutschland das eigene Volkstum erdrückt und vernichtet, Germanien wäre „romanisiert" wie Gallien und Spanien.

Danken wir dieses Rettungswerk dem genialen Helden, danken wir aber auch dem Meister, der ihm das herrliche Denkmal setzte an der mutmaßlichen Stätte seines gewaltigen Sieges, Ernst von Bandel, dem Schöpfer des „Hermannsdenkmals" im Teutoburger Walde, diesem „deutschesten" aller deutschen Gebirge, danken wir ferner dem großen Dichter, dem größten Dramatiker deutschen Blutes, Heinrich von Kleist, der ihm ein ebenso herrliches Denkmal „aere perennius" setzte in seinem kongenialen Werk „Die Hermannsschlacht".

Aber Hermannsschlacht, Hermannsdenkmal — und Armin der Cherusker?! Zwei Namen für dieselbe Person? Wie kommt das? Und welcher Name ist nun der richtige?

Tacitus berichtet von ihm als von Arminius. Nun kommt der Name Armin (latinisiert Arminius) als Personenname sonst im deutschen Sprachgebrauch nicht vor. Und da er anklingt an den bekannten Namen Hermann, glaubte man (die Geschichtsschreiber) später, daß entweder die Römer seinen wirklichen Namen latinisiert hätten, oder daß Arminius der Name sei, den Hermann bei seinem (tatsächlichen und nachweisbaren) längeren Aufenthalt in Rom getragen habe. Mindestens die erste Vermutung ist falsch, denn Arminius kann keine Latinisierung von „Hermann" sein, da Hermann — althochdeutsch heriman (Heermann) lautet — und die zweite Mutmaßung ist gänzlich unbewiesen. Trotzdem ging der Name Hermann als der des Römerbesiegers in die Geschichte, in Kunst und Geschichtsschreibung ein. Im Volke aber hielt sich trotzdem der Name Armins des Cheruskers. Welcher von beiden ist nun der richtige? Es ist gewiß nötig, diese Frage einmal zu klären, denn wir sind es diesem ersten großen Helden deutschen Blutes schuldig, daß wir ihn bei seinem richtigen Namen kennen, nennen und verehren.

Da muß nun die Antwort lauten: weder Hermann noch Armin, sondern — doch das soll erst die weitere Untersuchung ergeben.

Die Tat des „Armin — Hermann" grub sich tief ins Volksbewußtsein ein. Schon Tacitus erzählt, daß die Germanen in Liedern ihre Helden, besonders den Arminius, besängen. Das Volk also gedachte voll Dank und Bewunderung seines Befreiers und verherrlichte ihn in Lied und Sang. Je weiter nun die Zeit zurücklag (zur Zeit des Tacitus waren darüber schon weit über 100 Jahre vergangen), desto größer erschien sie dem Volk, desto gewaltiger das, was geschehen, was erreicht war — die Befreiung von dräuender Vernichtung durch einen übermächtigen Feind! Immer höher wuchs in der Phantasie des Volkes die Gestalt des Helden, bis sie — bildlich gesprochen — mit ihrem Scheitel den Himmel berührte, d. h. bis göttlicher Glanz sie umgab, der Held göttlich erschien. — Es ist dies ein Vorgang, den wir auch bei anderen Völkern beobachten können, z. B. bei den Griechen. Deren sogenannte Heroen, wie Theseus, Herakles u. a. sind ebensolche menschliche Persönlichkeiten, deren Befreiertaten sie in der Phantasie des Volkes wachsen ließen, bis sie mit Göttlichkeit umkleidet wurden, sie werden zu Göttersöhnen oder Halbgöttern, ebenso der sagenhafte Gründer Roms, Romulus (= Quirinus). —

Der Römersieg des göttlichen Helden erschien dem Volke vergleichbar mit dem des Sommergottes, der mit gewaltiger Hand den Winter mit seinen Scharen, den Schnee-, Frost- und Sturmriesen besiegt und die Menschen befreit und errettet vor der drohenden Vernichtung durch die Eiseskälte des Winters. Und so verschmolzen in der Phantasie des Volkes beide Gestalten miteinander: der menschliche Held, der die eiserne Fessel des Römerjoches brach und der göttliche Held, der die eisige Fessel des Winters bricht, beide retten sie dem Volke die vom übermächtigen Feinde bedrohte Freiheit. Wie hieß nun der Sommergott, mit dem das Volk den Römerbesieger gewissermaßen identifizierte? Die Schlacht wurde geschlagen im Gebiet des heutigen Niedersachsen, und unsere niedersächsischen Vorfahren verehrten als ihren höchsten Gott den leuchtenden Sonnen- und Sommergott Irmin (Irmen, Ermin, auch Aermin oder Armin), und so ist es verständlich, daß sie den vergöttlichten Helden mit diesem Götternamen nannten, ihn als Irmin (oder Ermin oder Armin) besangen. Diesen Namen hörte Tacitus und latinisierte ihn als Arminius. Den Namen Hermann kannte er offenbar gar nicht — und der wirkliche Name des Römerbesiegers geriet in Vergessenheit — aber verloren ging er darum doch nicht.

Es begegnet uns in Volkssage und Volksdichtung noch eine andere Persönlichkeit, in der Mensch und Gott gewissermaßen verschmolzen sind: die herrliche Gestalt Siegfrieds, wie sie uns aus dem gewaltigen Epos des Nibelungenliedes entgegenleuchtet. Längst hat man erkannt, daß wie Siegfried der Frühlings- (besser Sommer-) gott ist, sich in Hagen der tückische Winter verkörpert, der mit dem Eisspeer den strahlenden Sommergott hinterrücks tötet. Daß aber in beiden Gestalten dennoch auch wirkliche (d. h. historische) menschliche Persönlichkeiten sich bergen, davon ist man ebenso fest überzeugt. Weist nun der zweite Teil des Epos auf die geschichtliche Vernichtung des Burgunderreiches durch Attila im Jahre 437 n. Chr. hin, so daß in Hagen eine Person dieser Zeit sich birgt, so kann doch der erste Teil, Siegfrieds Tod, mit jener Zeit nichts gemein haben, also in Siegfried nicht eine Person der Völkerwanderungszeit verborgen sein, sondern eine Gestalt einer früheren Zeit. Welche aber?

Um das zu erfahren, vergleichen wir einmal folgende Tatsachen: im Walde besiegt und erschlägt Siegfried den Drachen — im (Teutoburger) Walde besiegt und vernichtet „Armin" den römischen Feind; Siegfried wird von Hagen hinterrücks ermordet — von „Armin" erfahren wir, daß er ein ebensolches Siegfriedsschicksal erlitten hat: die eine Überlieferung erzählt, daß er durch Gift ums Leben gebracht sei, die andere sagt nur, daß er und zwar in noch jugendlichem Alter von Verwandten ermordet sei; also auch er ist einem tückischen Mordanschlage erlegen wie Siegfried. Und wie es bei Siegfried die verschwägerte Sippe war, die seinen Tod veranlaßte, so bei „Armin": sein tödlichster Feind war sein Schwiegervater Segest, ja auch sein eigener Bruder, der als Flavus im Dienste der Römer stand. Und wenn wir schließlich noch den „Jung-Siegfried" — des bekannten Volksliedes, der unzweifelhaft auch der des Nibelungenliedes ist, zum Vergleich heranziehen: Jung-Siegfried „geht von seines Vaters Burg herab", verläßt also seine Sippe — wie „Armin", dem auch seine Sippe feindlich gegenüber stand; Jung-Siegfried schmiedet sich „im finstern Wald" sein Schwert — „Armin" schmiedet in tiefster Heimlichkeit seine Waffe gegen den Römer. Es wäre möglich, den Vergleich noch weiter auszuspinnen, aber das Gesagte berechtigt zu der Frage: erscheinen nicht die angeführten Stellen aus der Volkspoesie (Nibelungenlied und Volkslied) als wundervolle poetische Verklärung der Tatsachen des Lebens und der Taten „Armins"? Bejaht man diese Frage, so ist der Schluß unabweisbar: die geschichtliche Person, die sich in dem Siegfried des Nibelungenliedes verbirgt, ist der Römerbesieger, ist „Armin". Aber dann ist der zweite Schluß ebenso unabweisbar: dieser, der Römerbesieger, hieß nicht Hermann, nicht „Armin", sondern S i e g f r i e d!

Und dieser Schluß erhält eine Stütze dadurch, daß wir über „Armin" erfahren, seine

gesamte Sippe habe Namen getragen mit der Stammsilbe Sieg, wie: Siegmund, Siegbert, Siegimer, Sieglind usw. Wir fragen uns: wie sollte es kommen, daß allein „Armin" einen Namen trug, der so ganz „aus der Art schlug"?! Sollte nicht auch für ihn sich ein Name gefunden haben, mit der Stammsilbe „Sieg", der die Zugehörigkeit zu seiner Sippe betonte — wie etwa der Name Siegfried?!

Also nicht Hermann und nicht Armin, sondern Siegfried hieß dieser erste große Held der deutschen Geschichte. Reden wir nicht mehr von der Hermannsschlacht und dem Hermannsdenkmal, sondern von der Siegfriedsschlacht und dem Siegfriedsdenkmal.

Vor allem aber danken wir der Vorsehung, die dem deutschen Volk einen Siegfried erweckte, der es bewahrte vor dem Schicksal, seine Freiheit und sein Volkstum zu verlieren unter Erobererfäusten — ein Vorgang, der sich in der deutschen Geschichte noch mehrfach wiederholte, und der uns zeigt, daß Gott dem deutschen Volke wohl schwere Prüfungen auferlegt, doch ihm auch Männer sendet, die, ihre göttliche Sendung erkennend und erfüllend, es vollbringen, die Kraft des Volkes zu wecken und zur Befreiungstat zu stählen. Hat uns Gott nicht auch heute einen Siegfried gesandt, der die Kraft des Volkes weckte und die innere — wie sicher einst auch die äußere — Freiheit wiederzugewinnen es befähigte?! Möge Gott ihn, der diese Siegfriedstat vollbrachte, bewahren vor einem Siegfriedsschicksal!

Heimatkunde

Von Dr. Gerhard Endriß

Heimatkunde ist nicht nur Ortskunde, sie umfaßt nicht nur etwa das Wissen vom Geburtsort. Nein, wir müssen weitergehen von der engen Heimat zum gesamten Volk und Vaterland. Wir wissen heute wieder, daß das Schicksal jedes einzelnen von uns unzertrennlich verbunden ist mit dem Gesamtschicksal der Nation. Wir wissen, daß ebenso jedes einzelne Dorf und jede einzelne Stadt nicht für sich bestehen kann, sondern aufs engste abhängig ist vom Gesamtwohl des Vaterlandes. „Du bist nichts, dein Volk ist alles", dieser Grundsatz muß Allgemeingut aller deutschen Volksgenossen werden. Er unterscheidet unsere heimatkundlichen Ziele von der Heimatkunde, wie sie in letzter Zeit vielfach im Geist des Liberalismus getrieben wurde. Diese Betrachtung ging oft kaum über die Sehweite des heimischen Kirchturms hinaus und mußte daher letzten Endes versagen.

Ebensowenig dürfen wir aber auch am rein Chronologischen hängenbleiben. Die Verwurzelung mit der Heimat ist ja nicht nur eine rein örtliche, sondern auch eine geistige, eine kulturelle. Dies muß besonders betont werden, nachdem das letzte Jahrhundert eine Zerreißung und Mechanisierung der gesamten Wissenschaft gebracht hat. Das Spezialistentum machte Fortschritte. Das Fachwissen wurde allein noch gewertet. Die Bedeutung von Blut und Boden für unser Schicksal wurde vergessen. Die Quellen deutscher Kraft und deutschen Volkstums wurden verschüttet. Als Bekämpfer dieser Richtung müssen wir besonders H. St. Chamberlain nennen. Er schrieb schon 1898: „Wer sieht nicht ein, daß Wissen immer erst an den Grenzscheiden lebendiges Interesse gewinnt? Jedes Fachwissen ist an und für sich vollkommen gleichgültig; erst durch die Beziehung auf anderes erhält es Bedeutung... Nie z. B. erwächst die Philologie zu so hoher Bedeutung für unser ganzes Denken und Tun, als wenn sie auf Probleme der Anthropologie und Ethnographie Anwendung findet und in unmittelbare Beziehung zur Prähistorie des Menschengeschlechts, zur Rassenfrage, zur Psychologie der Sprache usw. tritt." Heute zeigt uns Alfred Rosenberg die Einheit des deutschen Wesens in Staat und Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Philosophie, eine Einheit, die aus dem Mythus unseres Volkes hervorgeht.

Wir können heute nicht die Heimatkunde in den Rahmen eines engen Fachgebiets oder auch einiger Fachgebiete einspannen. Wir wollen Ganzheit. Geographische, geschichtliche und sprachliche Forschungen werden meist in den Vordergrund geschoben. Es ist schon viel, wenn sich diese großen Wissensgebiete zusammenfinden, die auch schon mehr oder weniger in Teilwissenschaften zerfallen sind. Es ist aber noch lange nicht alles. Die Heimatkunde berührt eine weit größere Anzahl von Disziplinen und hat Beziehungen mit den mannigfaltigsten Gebieten.

Eine Hauptgrundlage der Heimatkunde ist die Erdkunde. Wir fassen diesen Begriff in seiner ganzen Weite und verstehen darunter das gesamte Wissen von der Ausstattung der Erde mit Erscheinungen und Zuständen und deren gegenseitige Beziehungen und Wechselwirkungen. Im Mittelpunkt der Betrachtung wird die gegenseitige Bedingtheit von Land und Volk stehen. Diese Zusammenhänge sucht man ja heute schärfer zu fassen. Ewald Banse sucht die Bindungen darzulegen, die das deutsche Land und das deutsche Volk zu einer Ganzheit zusammenschließen. Landschaft, das Erscheinungsbild eines Landes, und Seele, das Gedankenbild eines Volkes — diese beiden Begriffe fassen die tausendfachen Beziehungen zwischen Mensch und Erde zusammen. Hans Spethmann zeigt uns, daß die mechanisch-kausale Erklärungsform für die Länderkunde nicht genügt. Der Wert der Persönlichkeit, die rassischen Eigenschaften, das Nationalgefühl, der religiöse Glaube, der Instinkt, Zufall und Schicksal seien Kräfte, die bei der Gestaltung irdischer Landschaften zu beachten sind. Neuerdings wird glücklicherweise eine nationale Erdkunde von verschiedenen Seiten gefordert. Wir dürfen uns aber nicht nur auf die enge Heimat beschränken, ja nicht einmal auf den deutschen Volks- und Kulturboden. Die Kenntnis fremder Länder, fremder Völker und fremder Kulturen wird letzten Endes die Liebe zur eigenen Heimat vertiefen, daneben aber auch ein besseres Verständnis für auslanddeutsche und geopolitische Fragen schaffen.

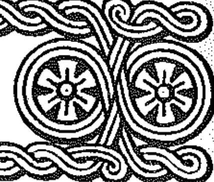
Dann werden wir unsere engere Heimat verstehen. Jeder von uns muß sie entdecken. Doch hüten wir uns, die Heimat als Spezialisten zu sehen, als Geographen, als Geologen, als Zoologen, als Botaniker, als Germanisten usw. Nein, wir müssen unsere Heimat in ihrer Ganzheit erkennen. Wir müssen die Landschaft erleben. Zu jedem redet sie wieder anders nach seiner Rassenseele, nach seinem Alter, und wieder anders zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten. Die wissenschaftliche Erkenntnis wird dadurch vertieft werden.

Neben der Erdkunde gehört die Rassenkunde mit der Vorgeschichte zu den Hauptgrundlagen der Heimatkunde. Der große Seher, Houston Steward Chamberlain und Hans Günther haben das Verdienst, nicht nur weite Kreise unseres Volkes auf Rassenfragen aufmerksam gemacht zu haben, sondern auch andere Wissenschaften, wie etwa die Geschichte, angeregt zu haben, die bisher nicht beachteten rassischen Zusammenhänge aufzudecken. Ähnlich, wie Plato nicht nur Feststellungen bietet, nicht nur Erkenntnis vermittelt, sondern mit seiner Erkenntnis Ziele erstrebt, so wollen auch Chamberlain und Günther als verantwortungsbewußte Menschen etwas erreichen. Die Möglichkeit dazu ist aber erst gekommen, seit unser Führer Kanzler wurde.

Das hohe Lied der nordischen Rasse muß bei uns erklingen. Wir müssen dabei mit der Vorgeschichte beginnen. Denn in diesen Zeiträumen lernen wir die Art unserer Ahnen und ihre Größe rein und unverfälscht kennen. Darum besitzt diese junge Wissenschaft der Vorgeschichte eine hohe nationale Bedeutung und einen großen Gegenwartswert. Wir müssen erst lernen, daß das Heil nicht aus dem Osten und Süden gekommen ist. Der Norden Europas ist der Mutterschoß der Völker. Von dort ging Völkerwelle um Völkerwelle aus und brachte nordisches Blut und nordische Gesittung in die fernsten Gegenden. So besteht der Ausspruch zu recht: „Und die Welt gehört den Germanen."



Die Fundgrube



Alte Wallfahrten nach den Externsteinen. In seinem grundlegenden Werke über die Externsteine[1] hat Direktor Teudt schon kurz auf die alten Wallfahrten, die zur Zeit der sommerlichen Sonnenwende nach den Externsteinen stattfanden, hingewiesen. Ein Herr E. A. Müller erinnert[2] in beachtenswerter Weise an den tiefen Eindruck, den die Steinkolosse der Externsteine auf das Gemüt des Beschauers machen und daran, daß es daher glaubwürdig sei, wenn die Überlieferung sie mit heidnischem Gottesdienst in Verbindung bringe. Dann fährt er fort: „Von diesem Gottesglauben und seinen Gebräuchen ist bekanntlich vieles in unserem Volke erhalten geblieben, und ich erinnere mich von vor sechzig Jahren aus frühester Kindheit Tagen, daß es unter den Mitgliedern einer uralten „Wehrenverbindung" heimatlicher Höfe Brauch war, zu *Johanni* die weite, tagelang dauernde *Fahrt nach jenen alten heiligen Steinen zu unternehmen* und dort mit dem Sonnenaufgange „das Fest der Sonnenwende" zu feiern, und wir Kinder wurden mitgenommen, um diesen Brauch in der Überlieferung auf kommende Geschlechter wach zu erhalten . . . ich habe nachmals auch, trotz einer weiten, kostspieligen Reise, oft die Sommersonnenwende an jenen Steinen gefeiert."

Auch an einer anderen Stelle[3] wird uns mitgeteilt, daß „diese ganze Gegend eine Art Heiligkeit hatte, beweisen die früheren und späteren Wallfahrten hierher". Was v. Blomberg sonst von der Göttin Herta, die an den Externsteinen ihren Sitz gehabt haben soll, und von der Stadt Horn schreibt, deren Namen er mit den hier gefeierten Festen in Verbindung bringt, bei denen Hörner als Trinkgeschirre gebraucht wurden — „Fest, Freude, Horn waren bei den Deutschen gleichbedeutende Begriffe" — schießt weit über das Ziel hinaus. Bei den erwähnten Wallfahrten aber brauchen wir nicht an die kirchlichen Wallfahrten zu denken, die von der katholischen Kirche veranstaltet sind, sondern an die solcher „uralten Wehrenverbindungen", also an Erinnerungswallfahrten, die in ihrem „Erbahnen" auf die vorchristliche, die altgermanische Zeit zurückgehen.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

[1] Germanische Heiligtümer. 2. Aufl. S. 25.

[2] Niedersachsen, Bremen 1904. S. 323 und Ravensberger Blätter für Geschichts-, Volks- u. Heimatkunde. IV. Bielefeld 1904. S. 92.

[3] v. Bl(omberg) in „Der Freimütige und Scherz und Ernst", hrsg. v. Kotzebue und G. Merkel, III Berlin 1805, S. 114.

Wellingsbütteler-Meiendorfer Funde und Laienforscher. In Heft 1, 1933, hatten wir in der Abteilung „Der Schatzgräber" einen kurzen Hinweis auf die sehr wichtigen Fundplätze mit Flintgeräten aus der Steinzeit (Jungpaläolithicum) gebracht, die bei *Meiendorf* und *Wellingsbüttel* entdeckt worden sind. Diese Fundplätze und ihre Bedeutung sind von Prof. Dr. Gustav *Schwantes*, dem Direktor des Museums vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel, in den „Kieler Neuesten Nachrichten" ausführlich gewürdigt worden (Nr. 148, 151, 152 = 26., 30. Juni und 1. Juli 1932: „Aus unserer meerumschlungenen Heimat", mit 32 Abbildungen). Die Fragen, die sich an die Entdeckung dieser Fundplätze knüpfen, werden sehr klar behandelt, besonders bedeutungsvoll ist aber auch die Einleitung: „In allerjüngster Zeit sind im Kreise Stormarn Entdeckungen gemacht, die zu den allerbedeutendsten vorgeschichtlichen Funden gehören, die überhaupt in den letzten Jahrzehnten in Norddeutschland zutage gekommen sind. Mit ganz besonderer Freude hebe ich hervor, daß diese Funde nicht von Berufs-Altertumsforschern gehoben worden sind, sondern von Herren, die in unserer Wissenschaft neben ihrer sonstigen Beschäftigung mitarbeiten, ihnen zur Freude und, wie wir auch an diesem Falle wieder sehen, der Wissenschaft oft zum allergrößten Nutzen. *Die Arbeit der nicht gerade fachlichen Vorgeschichtsfreunde ist, wie ich auch hier offen bekenne, von den beamteten Fachleuten nicht immer richtig gewürdigt worden* (in der Vorlage durch Fettdruck hervorgehoben).

Man hat sie, da sie zum großen Teil auch begeisterte Sammler sind, oft geradezu als Feinde unserer Forschung hingestellt und behandelt. Ich habe seit langen Jahren in Vorträgen und Aufsätzen den Standpunkt vertreten, daß man die glühende Begeisterung, die in weiten Volkskreisen für unsere Wissenschaft vorhanden ist, nur richtig zu organisieren brauche, um sie zur wertvollsten Bundesgenossin unserer Bestrebungen zu machen. Ich habe daher während meiner Wirksamkeit am Museum für Völkerkunde in Hamburg dort alljährlich semesterlange Vorlesungen und vor allem Übungskurse veranstaltet, in denen ich die für unsere Wissenschaft Begeisterten aus allen Schichten der Bevölkerung herauszuholen und zu gemeinsamem Tun zu sammeln versuchte. Eines war klar: man durfte die Finderfreude unserer Laienforscher, Liebhaberforscher oder wie man sie sonst nennen könnte, nur auf Gebiete hinleiten, auf denen sie nichts zerstören konnte. *Der Liebhaber soll zum Beispiel nicht vorgeschichtliche Gräber und Wohnstätten ausgraben* (in der Vorlage durch Fettdruck hervorgehoben), ganz abgesehen davon, daß das Gesetz dies verbietet, sondern aus dem Grunde, weil ihm in der großen Mehrzahl der Fälle die für das Ausgraben und Beobachten nötige Übung fehlt. Es kommt hier nur *ein* Gebiet ernstlich in Betracht, das Aufsuchen von Steingeräten, die allenthalben im Lande zu finden sind und gefunden werden, wenn man nur erst den Blick zu ihrer Erkennung erworben hat. Es wimmelt bei uns wie in anderen Gegenden unseres Vaterlandes nur so von Wohnplätzen aus dem weiten Bereiche der Steinzeit. Da kann man, nur über Äcker oder Ödland dahinschreitend, oft die interessantesten Geräte auflesen, und es wäre ungerecht und töricht, wenn man den Sammlern nicht auch ein gewisses Eigentumsrecht an ihren Schätzen zubilligte, falls sie nur offen und ehrlich mit der fachlichen Wissenschaft zusammenarbeiten."

Diese Worte können wir durchaus unterschreiben. Nur eine Einschränkung möchten wir machen: Außer dem Aufsuchen von Steingeräten, die als Oberflächenfunde sich darbieten, ist das Entdecken, das Aufsuchen, nicht das *Untersuchen* durch Grabung, von irgendwie bemerkenswerten Punkten im Gelände ebenso wichtig und aussichtsreich. Selbstverständlich sollen solche Entdeckungen allgemein bekanntgemacht und der zuständige Landschaftspfleger aufmerksam gemacht werden. S.

Zur Frage astronomischer Kenntnisse in der Vorzeit

Wir wandten uns hier s. Zt. (Heft 10, 1933) gegen eine Arbeit des Bamberger Astronomen Zinner, weil er den astronomischen Kenntnissen des alten Island eine so merkwürdig ausgeprägte Geringschätzung entgegenbringt, zum höheren Ruhme der „kulturbringenden" Geistlichkeit. Wir müssen nun feststellen, daß Herr Zinner selbst im Kreise seiner eigenen Fachgenossen abgelehnt wird.

H. *Ludendorff* veröffentlicht in der „Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft", 67. Jahrg. 1932, S. 429—444, eine Abhandlung „*Zur Astronomie in Altamerika*". Zunächst weist er nachdrücklich eine Kritik Zinners an seinen Arbeiten über „Die Astronomie der Maya" zurück; er schreibt u. a.: „Nun ist es selbstverständlich, daß man bei einem Vorstoß in ein bisher sehr wenig beackertes Arbeitsgebiet nicht ganz Irrtümer und zweifelhafte Hypothesen wird vermeiden können, und man wird dem Kritiker, der die Aufmerksamkeit auf solche Mängel lenkt, gewiß dankbar sein. Wenn aber eine Kritik lediglich absprechend ist, ohne Stichhaltiges gegen die beanstandeten Punkte vorzubringen, wenn sie selbst Unrichtigkeiten enthält und sogar eine nicht hinreichende Beherrschung des Gegenstandes verrät, so nützt sie der Wissenschaft nichts und verdient Zurückweisung." — Das ist deutlich[1].

Wir nennen aber die Arbeit von H. Ludendorff hier hauptsächlich deshalb, weil sie eine Reihe recht bedeutsamer Hinweise auf die Astronomie in der Vorzeit überhaupt bietet. Am Schluß seiner Abhandlung schreibt H. Ludendorff:

„Meines Erachtens ist bisher bei den Diskussionen über die Frage, ob man in prähistorischen Zeiten zur Festlegung des Kalenders Aufgänge und Untergänge der Sonne beobachtet und Anlagen für diese Beobachtungen geschaffen hat, viel zu sehr die andere Frage außer acht gelassen, ob sich derartiges bei den heutigen halbzivilisierten und Naturvölkern feststellen läßt, denn was man bei solchen Völkern findet, darf man auch den prähistorischen zutrauen. Nun sind solche Beobachtungen noch in neuester Zeit von den Zuni-Indianern in Neu-Mexiko angestellt worden. Darüber liegen Mitteilungen verschiedener Forscher vor, die Prof. Krickeberg vom Museum für Völkerkunde in Berlin freundlichst für mich zusammengestellt hat. Diese Mitteilungen sind z. T. recht verworren, aber es geht ohne jeden Zweifel daraus hervor, daß die Priester von Zuni zum Zwecke der Festlegung der Äquinoktien und Solstitien von einer kleinen, zu diesem Zwecke errichteten Warte und auch von einem natürlichen Steinpfeiler aus Sonnenaufgänge beobachteten. Als Visiermarken dienen natürliche Felsen. Auch sollen an manchen Häusern Öffnungen angebracht sein, durch die das Licht der auf-

[1] Vgl. auch die Zurückweisung Zinners durch Prof. *Riem* in der „Umschau", Jahrgang 1931. (Die Schriftleitung.)

gehenden Sonne an zwei bestimmten Tagen des Jahres auf eine Marke fällt. Die Feststellung, daß Beobachtungen solcher Art noch bis in die neueste Zeit gerade bei Indianern vorkommen, ist im Hinblick auf die vorangehenden Erörterungen höchst interessant.

Noch ein anderes Beispiel für Sonnenbeobachtungen zur Festlegung des Kalenders finden wir in Amerika, wenn auch nicht bei Indianern, sondern bei gewissen Labrador-Eskimos[1] (Geogr. Breite etwa +59°). Sie beginnen das Jahr mit der Wintersonnenwende und legen die Zeiten beider Sonnenwenden durch Beobachtungen fest, wobei sie gewisse Landmarken als Visierpunkte benutzen. Verlassen wir Amerika, so können wir Ähnliches in Asien bei gewissen Stämmen der Dayaks auf Borneo feststellen[2]. Die Priester geben in diesem Falle die Zeit des Saatfestes dadurch an, daß sie den Tag abwarten, an welchem die Sonne an einem bestimmten Punkte des Horizontes untergeht. Um diesen Punkt festzulegen, stellen sie zwei Steine so auf, daß die Gesichtslinie über dieselben nach ihm hinweist. Andere benutzten Berggipfel und ähnliche Marken zu diesem Zwecke.

Es wäre für einen Ethnologen eine lohnende Aufgabe, festzustellen, ob sich solche Gebräuche auch noch bei anderen Völkerschaften nachweisen lassen. Jedenfalls zeigen die vorstehenden Beispiele, daß Sonnenbeobachtungen auch für die prähistorischen Völker keineswegs außerhalb des Bereiches des Möglichen gelegen haben. In der Tat ist ja die Festlegung des Jahres durch Beobachtung der Auf- oder Untergänge der Sonne so außerordentlich bequem, daß wir es als ein Wunder betrachten müßten, wenn man nicht auf diese Methode verfallen wäre, zumal jene Völker eben doch wesentlich naturnäher waren als der moderne Mensch. Die dazu nötigen Anlagen waren einfachster Art und brauchen sich nicht erhalten zu haben, außer wenn sie, ... einmal in besonders großartigem Maßstabe getroffen worden waren. Daß die Festlegung des Kalenders nach der Sonne ein Lebensbedürfnis war, bedarf wohl nicht der Erörterung, und es steht durchaus nichts im Wege, anzunehmen — ja wir müssen geradezu annehmen, daß solche Beobachtungen schon in sehr alten Zeiten angestellt worden sind. Manchem modernen Archäologen und Ethnologen ist freilich der jährliche Sonnenlauf ein tiefes Geheimnis, und er ist deswegen nicht geneigt, den alten Völkern die Kenntnis dieser in Wirklichkeit so überaus einfachen Dinge zuzutrauen. Daß sich aber auch ein Astronom dagegen sträuben sollte, das zu tun, wäre sehr verwunderlich[1]."

[1] F. K. Ginzel, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Bd. II, S. 149 (Leipzig 1911). (Wir erwähnten diese Angabe schon einmal in „Germanien", 2. Folge, Heft 3/1930, S. 66. Bei der Besprechung eines Aufsatzes von Prof. Dr. Dittrich in der Zeitschrift „Das Weltall". Die Schriftleitung.)

[2] Ebenda, S. 130.

[1] (Sperrung von uns. Die Schriftleitung.)

Zur symbolischen Grablegung. Herr Oberbaurat a. D. Schwarz, Fulda, teilt uns mit, daß sein Großvater, der Altermann der Bauinnung in Ückermünde war, auf seinem Hausgange seinen Sarg stehen hatte, in dem er in bestimmten Zeitabständen seine Mittagsruhe hielt.

Zur Beurteilung der Ortung. Das letztjährige Aprilheft der Zeitschrift „Das Weltall" (Bildgeschmückte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. Herausgeber Dr. F. S. Archenhold. Verlag der Treptow-Sternwarte, Berlin-Treptow) bringt folgende Besprechung des Buches von Zinner „Untersuchungen zur Geschichte der Sternkunde" (62 S. m. 1 T. Sonderabdr. aus d. XXVI. Ber. d. Naturforschenden Gesellsch. Bamberg 1932), die wegen ihrer grundsätzlichen Einstellung wesentlich und erfreulich ist:

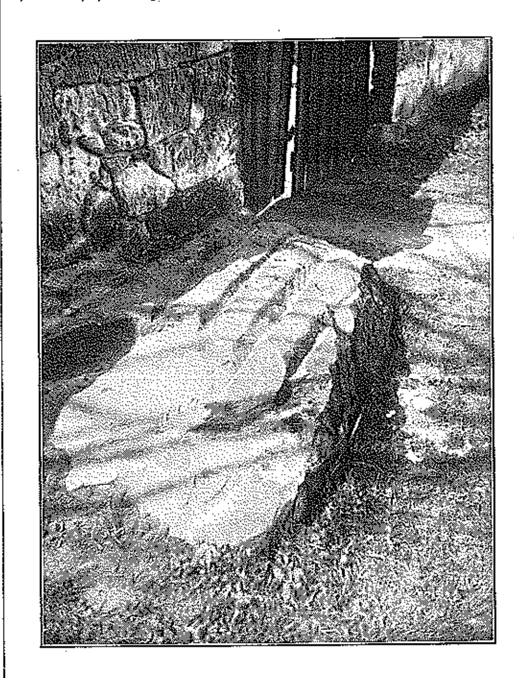
„Wer Sinn für historische Forschung hat und zugleich der Himmelskunde ergeben ist, wird Untersuchungen zur Geschichte der Sternkunde mit Freuden begrüßen. Eine solche Arbeit muß jedoch ohne Voreingenommenheit oder Sarkasmus über positive Ergebnisse berichten.

Ich würde die vorliegende Abhandlung gern empfehlen, wenn der Autor nicht Wesentliches aus H. Wirths Forschungen und Entscheidendes aus W. Teudts Darlegungen bei seiner Ablehnung der frühgermanischen Sternkunde überginge, oder die Arbeiten von R. Müller in Altamerika nicht einseitig darstellen würde. Wir dürfen bei der Kritik naturnaher Völker oder der symbolischen Äußerungen der priesterlichen Geheimlehre in Bauwerken nicht den heutigen Rationalismus anwenden. Bei unseren Altvordern waren die Sterne eng mit dem Menschenleben verflochten. Was früher tiefinnerliche Himmelsschau und Geheimlehre war, wurde mit der Zeit zur Äußerlichkeit. Daher ist es wohl denkbar, daß die Orientation in Babylonien, Ägypten, Altamerika und Germanien für Tempelstraßen und Priesterstraßen gewollt war, aber man darf nicht, wie Zinner es ironisch tut, in einer modernen Stadt wie Mannheim nach tiefgründigen Richtungsgebungen suchen. Ohne Zweifel gibt es, wie Prof. Dittrich im ‚Weltall', Jg. 29, Heft 2, gezeigt hat, der Beobachtung zu kultischen Zwecken dienende Sonnenwend- und Sternberge, aber sicher haben, wie Dittrich selbst sagt, heute nicht alle mit Gestirnsnamen zusammenhängenden Orte astrale Bedeutung, und der sarkastische Ausspruch Zinners, daß ebensogut jedes Wirtshaus zur Sonne eine Sternwarte sein müßte, ist durchaus verkehrt. Denn je mehr sich die alte Sternenweisheit verlor, um so mehr wurde ihre Tiefe durch beziehungslose Nachplapperei ersetzt. So hat auch die heutige Sonnen- oder Sternornamentik keinerlei Ähnlichkeit mit der alten. — Abgesehen von diesen Kapiteln bietet das Buch viele Anregungen, und bei Benutzung des Literaturverzeichnisses kann man diese durch Einsicht in die Quellen vertiefen."



Der Blutrinnenstein (Opferstein) von Ullersdorf bei Naumburg am Queis, Schlesische Oberlausitz. Auf dem katholischen Kirchhofe von Ullersdorf liegt — im Rasen eingeebnet — ein flacher Stein mit fünf Rinnen, der allgemein als der Ullersdorfer Blutrinnenstein benannt wird. Im Jahre 1835 haben ihn auf dem nahegelegenen Rädelberge einige Männer, als sie dort um ein auf dem Gipfel stehendes Kreuz Erde zum Pflanzen von Bäumen häufen wollten, gefunden. Der damalige katholische Pfarrer Mücke nahm großes Interesse an dem Steine, auf dem offenbar von Menschenhand fünf ziemlich parallel laufende Längslinien oder Rillen eingegraben worden sind. 1843 wurde der Stein, um ihn zu bergen, auf den Ullersdorfer katholischen Kirchhof gebracht. Dort ist er vor Vernichtung und falscher Verwendung geschützt.

In der Nähe des Fundortes befindet sich ein aus der jüngsten Bronzezeit stammender Begräbnisplatz. Eine Anzahl der aus ihm ausgegrabenen Urnen enthält das Ullersdorfer Heimatmuseum, um dessen Sammlungen der Ullersdorfer Baumeister Hersel eifrig bemüht ist. Auch die Görlitzer Gedenkhalle enthält verschiedene Ullersdorfer Urnenfunde. In den Urnen, die teilweise mit Graphit geschwärzt sind, fand man bronzene und eiserne Ringe. Außerdem eine Bernsteinperle: ein Beweis, daß die Menschen auf der Zeitgrenzenlinie zwischen Bronze- und Eisenzeit (800—500 vor Christi Geburt) von fernher Graphit und Bernstein bezogen haben. Sie standen durch Händler mit der Welt in Verbindung. Seltsam ist die Grabanlage. Ein Hügel, den man bei der Anlage der neuen Kunststraße durchstochen hat, zeigt deren Form, die genau mit unserer Grabform übereinstimmt. Nur etwas Eigenartiges bemerkt man an ihr. Das Grab selbst zeichnet sich durch seine schwarze Mutterbodenfüllung von der



es umgebenden Sandfläche ab. Ob die Menschen der damaligen Zeit auf den Gräbern ihrer Lieben, denen sie u. a. auch Geisterrasseln und Kinderklappern aus Ton mit ins Grab legten, Blumen angepflanzt haben? Unmöglich erscheint mir dies nicht. Jedenfalls läßt dieser Umstand bemerkens-

werte Rückschlüsse auf ihr Familienleben zu. Wie heute tat man seinen Lieben noch über das Grab hinaus Liebes und Gutes. Man schmückte ihre Gräber. Man wird sie besucht haben.

Ob der Name Rädelberg, in dem vielleicht das alte slawische hrad (Hradschin) steckt (= Berg), Rückschlüsse auf eine im grauen Altertum heilige Opferstätte, bei der der **erwähnte Blutrinnenstein** eine hervorragende Rolle spielte, zuläßt? Ob die Bezeichnung eine spätere Zeit geprägt hat? Ob der Volksmund das slawische hrad in „Rädel" umgeprägt hat? Trotz des slawischen Anklanges aber stehen wir auf urgermanischem Boden. Haben doch nach neuerer Forschung einst hier die Burgunden in germanischer Vorzeit gehaust: die Nachbarn der Wandalischen Silinger, die die Völkerwanderung (Völkerverschiebung!) aus ihren Wohnsitzen in weite Fernen geführt hat. Ihr Opferstein aber ist in der Heimat geblieben. Vielleicht haben an und auf ihm spätere Volksschichten geopfert. Voll Ehrfurcht aber stehen wir Menschen der Gegenwart vor den Resten der Vergangenheit: dem fünfrilligen Steine und den bauchigen Urnen vom Ullersdorfer Begräbnisplatze.

Plüschke, Lauban.

Neue vorgeschichtliche Bodenfunde im Oldenburger Lande. Die vorgeschichtliche Forschung im Oldenburger Lande unterscheidet sich schon dadurch wesentlich von der der Nachbargebiete (Hannover, Ostfriesland), daß es bisher zu einer systematischen Durchforschung des Oldenburger Landes nicht gekommen ist, vielmehr alle prähistorischen Funde in Oldenburg rein zufällig bei Erdarbeiten oder in einzelnen Ausnahmefällen von den wenigen wirklich sachkundigen Forschern gemacht wurden, wobei der Leiter des Naturhistorischen Museums Oldenburg, Professor v. Buttel-Reepen (inzwischen verstorben) und Rektor a. D. Dr. h. c. Schütte an erster Stelle zu nennen sind. (Durch die erfolgte Gründung einer Oldenburgischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte wird allerdings das Oldenburger Land in Zukunft eine planmäßige Durchforschung erfahren.) Trotz des eben erwähnten Umstandes ist die Zahl der im Oldenburger Lande gemachten vorgeschichtlichen Funde sehr reich, wobei man nur an die vor einigen Jahren im Kayhauser Moor gefundenen Moorleichen zu erinnern braucht, sowie an andere Stücke, die in Nordwestdeutschland überaus selten sind.

Die Zahl der vorgeschichtlichen Funde im Oldenburger Lande wurde im letzten Jahre vermehrt durch die Aufdeckung eines Bohlenweges germanischen Ursprunges.

Dieser Weg wurde, etwa 20 Kilometer von der Stadt Oldenburg entfernt, in der Nähe des zur Gemeinde Neuenhuntorf gehörenden „Reiherholzes" im sogen. „Wittemoor" beim Torfgraben gefunden. Aus verschiedenen Momenten läßt sich feststellen, daß dieser Bohlenweg nicht römischen (wie man bei der Aufdeckung solcher Bohlenwege meist anzunehmen geneigt ist), sondern zweifellos germanischen Ursprungs ist. Der Bohlenweg wurde auf einer längeren Strecke aufgedeckt, zeigte sich sehr gut erhalten, und durch Bohrung konnte festgestellt werden, daß er sich noch durch 9 weitere Felder (beginnend im Torfmoor 48) zieht, und zwar in nord-südlicher Richtung bis zur Ortschaft Holle. An der schon aufgedeckten Strecke des Weges ist bemerkenswert, daß die Querbalken in unregelmäßiger Weise durch Längsbalken unterlegt, und alle Balken im Querschnitt nicht rund, sondern keilförmig sind. Es ist geplant, demnächst diesen Bohlenweg auf seiner ganzen Strecke freizulegen und auch sonst in der Umgebung Grabungen zu veranstalten.

Ein weiterer Plan vorgeschichtlicher Forschung im Oldenburger Lande soll noch in diesem Jahre zur Durchführung gelangen, und zwar plant das Provinzial-Museum Hannover, unter Mitwirkung von Rektor Schütte-Oldenburg Untersuchungen der Wurten an der oldenburgischen Nordseeküste auszuführen, was besonders für die Küstensenkungstheorie Schüttes von großer Bedeutung sein dürfte.

Ende Juli 1933 wurden außerdem anläßlich der Huntebegradigung, die unterhalb der Stadt Oldenburg vorgenommen wurde und mit der Bewegung großer Erdmassen verbunden war, einige Bodenfunde gemacht, die dem oldenburgischen Landesmuseum übergeben wurden. Bei diesen Funden handelt es sich um Tongefäße, die teils völlig unversehrt, teils zerbrochen geborgen wurden. Unter den unversehrten Gefäßen ist ein kleiner Kugeltopf aus Kleiton, ferner ein großes, auf der Scheibe gedrehtes dünnwandiges Gefäß, zwei fast gleichartige weit offene Kugeltöpfe aus Kleiton. Unter den Bruchstücken: einige tönerne Tiegel mit Ausguß. Da die Funde erst kürzlich gemacht wurden, fehlt noch eine nähere Zeitbestimmung. Die Gefäße tragen sämtlich keinerlei Verzierung. Bei dieser Gelegenheit ist es recht interessant, einmal die anderen, bereits Ende 1932 bei der Verlegung des Huntebettes gemachten Funde heranzuziehen, die aus dem „Donnerschweer Feld" stammen. Bei ihnen ist gleich ersichtlich, daß sie jüngeren Datums sind, beispielsweise ist da ein Henkelkrug aus Steinzeug (vor 1700), glasierte Tontöpfe aus neuerer Zeit, außerdem einige Geräte, so ein gut erhaltenes Schwert (Ende des 15. Jahrh.), und einige mächtige Nägel des 1625 in der Gegend des Fundes gebauten Bohlensiels. Bei Vergleich der 1932 und jetzt gefundenen Gefäße ist es für den Fachmann sehr leicht, festzustellen, daß die jetzt gefundenen ein wesentlich höheres Alter haben. Eine genaue Bestimmung wird noch erfolgen.

h. fr. r.

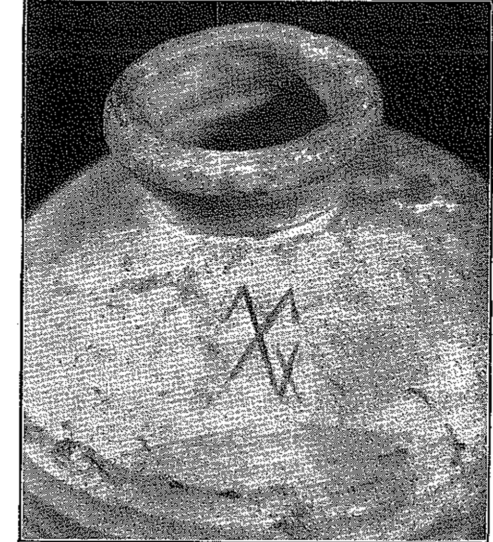
Frühgeschichtliches Gefäß aus Emden. Zu den untenstehenden Bildern wird uns geschrieben:

„Das Gefäß, dessen Höhe 23 Zentimeter und dessen größte Breite 18 Zentimeter beträgt, fand ich im Keller eines Emdener Hauses. Es war innen teilweise mit trockenem Schlick angefüllt, so daß ich annehme, es hat im Wasser gelegen. Hergestellt ist es aus gebranntem, nicht sehr feinem Ton. Die Fingerrillen des Töpfers und die Stelle der Ablösung von der Drehscheibe sind erkenntlich. M. E. handelt es sich um ein römisches Gefäß.

Von Bedeutung ist die unterhalb des Halses angebrachte Besitzmarke, die sich von der Linar-Laukar-Rune auf dem Sargfelsen der Externsteine nur durch das ×-Kreuz am Fuß der einen ᛚ-Rune unterscheidet. An den Externsteinen ×, hier ×

Dr. med. Wilhelm Müller, Bremen."





Neues vom Eiszeitmenschen im Saaletal. Eine sehr interessante, dabei äußerst ergebnisreiche Ausgrabung wurde unter der Leitung von Dr. Neumann vom Germanischen Museum der Universität Jena (Anstalt für Urgeschichte) auf dem Sandberg bei Ölknitz im Landkreis Stadtroda vorgenommen. Die Fundstelle liegt zehn Kilometer südlich von Jena auf dem rechten Ufer der Saale. Es wurde neben anderen prähistorischen Funden eine ungefähr 18 000 Jahre zurückliegende Freilandstation des Magdalenienmenschen ausgegraben, der im Orlagau zur selben Zeit in und vor Höhlen lebte, wie es die prachtvollen Funde Richters in der Kniehöhle bei Döbritz gezeigt haben.

Diese Freilandsiedlung liegt 25 Meter über der Saaleaue auf einer zwischeneiszeitlichen Terrasse der Saale. Den Untergrund der Terrasse bildet Mittlerer Buntsandstein.

Über der Magdalenienfundschicht fand man Brandgräber der bronzezeitlichen Lausitzer Kultur, die bis 1200 vor Christi zurückreicht. Große Steinpackungen sind dafür charakteristisch. Der Leiter der Ausgrabung, Dr. Neumann, gibt in den „Beiträgen zur Geologie Thüringens" (1933) eine Übersicht über die „Freilandsiedlung des Hochmagdaleniens".

Er fand einen großen Brandherd und zwei planmäßige Steinsetzungen. Die eine Steinsetzung war um einen festverkeilten Amboß angeordnet, der von einem eiszeitlichen Steinschläger benutzt worden ist. Die andere ist als Plattenbelag über das ältere Zentrum des Herdes zu deuten. Die Kulturschicht, die von der Anwesenheit des Magdalenienmenschen zurückgeblieben ist, ist durchgehend von der Grabung nachgewie-

sen worden. Artefakte und Tierknochen häuften sich in der Nähe des Ambosses und der Herdplatten. Man fand an beiden Stellen stark zersetzte Tierknochen, gespaltene Saalekiesel, Feuersteinsplitter und aus Silex, Quarzporphyr und Quarzit zugeschlagene Geräte.

Aus den Knochen konnte man die damals lebende Tierwelt feststellen. Man erkannte Pferd, Renntier, Fuchs, Bär, Nager, Mammut. Das häufigste Tier ist das Pferd gewesen. Vom Mammut fanden sich nur einige Stoßzahnreste. Von Artefakten fand man gegen 10 000 Stück. Davon sind 1000 gut bearbeitet und unter ihnen finden sich eine Reihe von Typen. Die Silexklingen besitzen teilweise eine beträchtliche Länge (10—16 Zentimeter). Als Knochengeräte erkannte man eine Nadelspitze, einen Pfriem, drei Lanzenspitzen, einen unverzierten Kommandostab. Unter dem Herde stellte man drei Pfostenlöcher fest, die mit Steinen verkeilt waren.

Alle diese Reste stammen vom Pferdejäger, der während unbestimmbarer Dauer hier siedelte. Bisher hat man 45 Quadratmeter des Siedlungsraumes untersucht und dabei eine vollkommene Ähnlichkeit mit den Funden in der Höhle der Kniegrotte bei Döbritz im Landkreis Saalfeld festgestellt.

Die Magdalenienfreilandsiedlung von Ölknitz an der Saale stellt eine hochinteressante eiszeitliche Station in Mitteldeutschland dar.

Hdt.



Franke, Gustav, **„Vererbung und Rasse“**. Einführung in Vererbungslehre, Rassenhygiene und Rassenkunde. 144 Seiten, 33 Abb., 4 Tafeln. Geb. 3,— RM. Verlag „Nationalsozialistische Erziehung“, Berlin.

Das Buch erhebt sich weit über die Papierflut von volkstümlichen Einführungen in die Vererbungswissenschaft. Franke wirft selbst alle die Fragen auf, die einem unbefangenen Laien beim ersten Eindringen in die Vererbungsgesetze kommen können, klärt sie gründlich, auch mit Hilfe geschickter Zeichnungen und beweist dabei, daß man schwierigen Einzelerkenntnissen der Forschung auch in einer gemeinverständlichen Darstellung nicht ausweichen muß. Zahlreiche Kunstausdrücke aus dem lateinisch-griechischen Kauderwelsch der Fachsprache werden so gut erklärt, daß sie dem sachunkundigen Leser zu verständlichen Begriffen werden. Nur wäre bei den Fremdwörtern jeweils noch eine kurze Worterklärung erwünscht, damit der Leser danach auch anderes Schrifttum in minder gepflegter Sprache verstehen kann.

Soweit der Umfang des Buches es zuläßt, zeigt Franke, wie verhängnisvoll in der Irrlehre von der angeblichen „Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften“ die halbverstandenen und mißdeuteten Brocken unfertiger Forschung sich auswirkten, die allenthalben noch in der Laienwelt herumspuken. — Als Anregung für eigene kleine Versuche beschreibt Franke ein geschicktes Zuchtverfahren für die Taufliege. Das bietet bei der Fruchtbarkeit dieses Tieres den Vorteil, daß die Ergebnisse der Zuchtversuche sich schnell auswerten lassen. Viele Lehrer werden sich freuen, wenn ihnen darüber hinaus eine Neuauflage in stichwortartiger Zusammenstellung einfache und erprobte Zuchtversuche für den Schulgarten angibt. — Ein kurzer Schlußabschnitt über Rassenkunde gibt den Anschluß von den gründlich behandelten allgemeinen Vererbungsgesetzen zu ihrer Anwendung auf unser Leben; ein eigentliches Lehrbüchlein der Rassenkunde kann und will er nicht ersetzen. Dennoch sollten die beigegebenen Bildtafeln, wenig geglückte Umzeichnungen nach wenig brauchbaren Lichtbildern, durch bessere Bilder, wenigstens durch einheitliche Umrißzeichnungen kennzeichnender Gestalten der für Deutschland wichtigen Rassen und ihrer Schädelformen ersetzt werden. „Deutsche Rassen“ gibt es nicht. Ein Verzeichnis des wichtigsten Schrifttums kann den Wert des Buches erhöhen.

Einer gründlichen Beschäftigung mit der Wissenschaft von der Vererbung kann kein gewissenhafter Freund germanischer Vorgeschichte entraten. Bücher wie dieses von Franke helfen auch dem Sachkundigen beim Einarbeiten.

Gabel.

Weber, Edmund, **Das erste germanische Christentum.** Verlag A. Klein, Leipzig. 1,50 RM.

Ein Werkchen, das den deutschen Volksgenossen sehr willkommen sein wird, die eine klare, nicht durch wissenschaftliches Rankenwerk beschwerte Antwort auf die Frage haben wollen: „Welcher Art war das erste Christentum, das zu den Germanen kam, wie fand es Eingang in ihr religiöses Denken und Fühlen, wie vermochte es Herr zu werden über den angestammten Glauben usw.?“

Edmund Weber ist uns Bürge dafür, daß bei aller Schlichtheit und Volkstümlichkeit seiner Darstellung der wissenschaftliche Untergrund seiner Schrift auf eingehender und ernster Verarbeitung der Quellen ruht.

Gotisches Arianertum, das erste „germanische Protestantentum“, das auch unter Rom ein halbes Jahrhundert lang anerkannte Rechtgläubigkeit gewesen war, wird in seiner Entstehung, seiner Ausbreitung und in seinen Auswirkungen eingehend nach allen Seiten hin beleuchtet und die heutige protestantische Kirche daran gemahnt, diesem Arianertum mehr Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wir erleben den Werdegang Ulfilas, des Bischofs der Goten, wir erleben sein Ringen um sein Volk, sein Ringen um seine Bibel und um seinen Glauben, die in raschem Siegeslauf sich auch bei anderen Germanenvölkern einbürgerten. Dabei erfährt der alte Väterglaube der christlich werdenden Goten volle und gerechte Würdigung, und die kirchliche und sogenannte wissenschaftliche Anmaßung, die hier und beim Arianismus ein „Unwerturteil“ sich zu leisten erdreistet, wird sicher und unbeirrbar in ihre Schranken zurückgewiesen.

Das germanisch-gotische Tatchristentum mit seiner gesunden und mannhaften Sittenauffassung, die nicht nur im Christentum, sondern auch im Germanentum wurzelte, wird ins rechte Licht gerückt.

Die gotische Auffassung, die in Jesus den unerschrockenen geistigen Kämpfer sah, der für seine Überzeugung in den Tod ging, wird der römischen Auffassung, die in Jesus das Lamm Gottes, den leidenden Dulder sieht, treffend gegenübergestellt.

Wie viel höher steht arianische Duldsamkeit gegenüber dem gehässigen, blutigen Fanatismus der Athanasianer! Die unchristliche Gesinnung, die ganze herzlose Unduldsamkeit römischen Priestertums gegenüber dem Arianertum belegt Weber mit überzeugenden Quellennachweisen. Wie viel fester gefügt im germanischen Wesen und Volkstum steht die arianische Stammeskirche gegenüber dem Episkopat der heiligen allgemeinen, allumfassenden römischen Kirche! Wie unüberbrückbar sind die Gegensätze mancherlei und tiefgehender Art zwischen römischer und gotischer Christenheit auf rein kirchlichem, aber auch weltlichem und politischem Gebiet! (Rechtliche und sittliche Auffassung, Rassengesichtspunkte!)

Über arianischen Kirchenbau, über das arianische Kreuz, über arianischen Gottesdienst in germanischer Sprache, und was damit zusammenhängt, wird berichtet.

Erschütternd ist die Zusammenfassung der Schlußabschnitte, die zeigen, wie die Schwächen und Vorzüge des germanischen Menschenschlags, d. h. die im Blut liegenden Erbanlagen, dazu beigetragen haben, seine Niederlage, d. h. die Unterwerfung unter den römischen Stuhl und damit Verlust von Sprache und Volkstum herbeiführen.

Das besonders verhängnisvolle Wirken der Franken in Verbindung mit dem „Rom, das immer warten kann“, wird in knappen Sätzen schonungslos aufgedeckt. Es ist eine Freude, zu erleben, wie Weber der seitherigen Geschichtsauffassung mit feiner, sachlicher Begründung nachweist, wie wenig sie es verstanden hat, in den wahren Kern germanischen Wesens einzudringen und seinen Äußerungen gerecht zu werden.

Auf Irrtum aufgebaut, von Irrtum immer wieder genährt, verzerrt und verlogen ist das Geschichtsbild, das man uns seither immer wieder gezeigt hat. Das ist die erschütternde Erkenntnis, die jedem unbefangenen Leser der Schrift aufgeht.

Wir verlangen heute in allen Kreisen unseres Volkes nach solcher Aufklärung, wir wollen gerade über die Zeiten der Vergangenheit unseres Volkes etwas wissen, die Kirchengeschichts- oder Glaubensforschung aus recht durchsichtigen Gründen seither so geflissentlich in undurchdringliches Dunkel hüllte.

Sind auch die Quellen verschüttet und nur klägliche Reste der Überlieferung gerettet, wir wollen wenigstens diese Reste mit ungetrübten, sehenden Augen lesen und die Wahrheit aus ihnen zu erschließen versuchen.

Das tut Edmund Weber. Dafür sei ihm gedankt! Sein Büchlein sollten vor allem die Lehrer aller Schulen mit den deutschen Kindern lesen!

Bad Oeynhausen, Ostern 1934.

P. G. Beyer.

Reier, Herbert, **Theoderich der Große,** Adolf Klein Verlag, Leipzig S 3 1934, 68 Seiten (1,60 RM.). — Theoderich, der Dietrich von Bern der deutschen

Heldensage, ist in der Geschichtsschreibung bisher meist sehr schlecht weggekommen. Unter dem Einfluß namentlich der karolingischen Zeit war sein Bild das eines verkommenen, seiner Strenge wegen gehaßten Fürsten, der nur an Rauben und Plündern dachte, die Völker in Sittenlosigkeit und Verwahrlosung stürzte. Reier zeigt an Hand der zeitgenössischen Berichte, wie anders der wirkliche Theoderich ist: ein kluger, gerechter Mann, den die Goten „den größten König nennen, den sie je gehabt haben". Seiner Rechtspflege wird nachgerühmt, daß man Gold und Silber überall so ruhig liegen lassen könnte, als sei es im Schutze der Stadtmauern aufgehoben. Wie seine Weltanschauung in vielem an Friedrich den Großen erinnert, so gemahnt auch seine weitherzige Auffassung in Glaubensdingen an das bekannte Wort, jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Freilich ist diese Auffassung der Grund für die unwahre Schilderung der Geschichtsschreiber, die als Kleriker sich gegen solche Großzügigkeit wenden mußten. Die Gliederung des Stoffes (Wesenszüge Theoderichs nach seinen Briefen / Theoderich in der Kritik der vorkarolingischen Zeit / Th. in der Kritik der karolingischen Zeit) schildert deutlich, wie das Bild des Königs abschnittweise immer mehr verdüstert wird, ohne ihm freilich völlig seine Größe nehmen zu können. H—s.

Benze, Rudolf, Dr., Ministerialrat im Min. f. Wissensch., Kunst und Volksbildung, **„Wegweiser ins Dritte Reich; Einführung in das völkische Schrifttum".** Braunschweig, E. Appelhans u. Co., 1933, 44 S., 8°. Herausgegeben v. Nat.-Soz. Lehrerbund, Gau Südhannover-Braunschweig. 1,25 RM.

Die in großer Zahl und Gründlichkeit aufgeführten Werke und Zeitschriften, die für den Aufbau des neuen deutschen Staates Bedeutung haben, sind je mit einer kurzen Beschreibung des Inhaltes gekennzeichnet. Nicht nur das neue vielgenannte Schrifttum wird aufgeführt; auch die alten wertvollen Werke finden Beachtung, die seit Jahren und Jahrzehnten die gegenwärtige Erhebung des deutschen Volkes vorbereitet haben. — Eine ausgedehnte Verbreitung ist dem Heft zu wünschen, denn es zeigt weiten Kreisen die Wege, die zu einem wirklich gediegenen Wissen um politische und weltanschauliche Fragen führen können. — Soll das kleine Heftchen seinen Zweck erfüllen, so wird es sich empfehlen, bei einer Neuauflage den Preis herabzusetzen. G.

Buck, M. R., **Oberdeutsches Flurnamenbuch.** Bayreuth, B. Seligsbergs Antiquariatsbuchhdlg. (F. Seuffer). 2. A., 1931, XXVI u. 316 S., 8° (F). Geh. 5,50 RM.

Das Oberdeutsche Flurnamenbuch erscheint nach mehr als 50 Jahren in einer 2. Auflage, ohne daß wesentliche Änderungen vorgenommen worden sind. Buck bringt eine umfangreiche Sammlung oberdeutscher Flurnamen, d. h. solcher, die in den gesamten Stammesgebieten (nicht Staatsgebieten!) der Bayern, Schwaben, Franken und Hessen nachzuweisen sind. Bedauerlich ist es, daß aus Raumersparnis die Angabe der Quellen sowie der Urheber mancher Erklärungen weggeblieben sind, daß die Markungen, auf denen die einzelnen genannten Fluren liegen, nur ausnahmsweise näher angegeben werden. Buck hat sich selber mit dem Gedanken getragen, in einer neuen Auflage jeder Namensform den urkundlichen Beleg beizufügen. Es war ihm nicht beschieden, diese Vollendung seiner Arbeit durchzuführen. — Das ausführliche, warmherzige Vorwort zeigt für 1879 eine sehr erfreuliche deutsche Einstellung, wegen seiner Grundhaltung auch heute noch durchaus lesenswert: „Es ist keine Frage, daß wir in Oberdeutschland mit Fug und Glimpf Romanisches und Keltisches zur Vergleichung herbeiziehen dürfen, aber wir müssen darin maßhalten und dem Grundsatze huldigen, einen zweifelhaften Namen solange für Deutsch laufen zu lassen, als er aus dem Deutschen befriedigend erklärt werden kann und als er nicht durch handgreifliche Übereinstimmung mit zweifellos fremden Ortsnamen sich als Fremdling erweist" (S. XX).

In Anbetracht dessen, daß seit dem ersten Erscheinen des Buches unsere Kenntnisse in der Etymologie, dem Zurückführen der Worte auf ihre urspünglichen Wurzeln, sich erheblich vertieft haben, ist natürlich ein Mangel, daß die neuen Erkenntnisse nicht berücksichtigt worden sind. Trotzdem ist auch die Neuherausgabe, wie sie vorliegt, ein entschiedenes Verdienst: Die Erstausgabe war schon bald nach Erscheinen vergriffen und ist auch im Althandel kaum zu haben, und Buck ist nun zunächst einmal die umfassende allgemeine Sammlung oberdeutscher Flurnamen. Die beigebrachten Belege als solche sind Denkmäler und veralten nicht. Sie sind nicht nur wichtig für den Süddeutschen, der sich mit den Fragen der Flurnamenforschung beschäftigt — die, nebenbei bemerkt, auch immer bedeutsamer für die Arbeit in der Vorgeschichte wird —, auch der Norddeutsche entbehrt sie nicht gern. Suffert.



Forschung und Vorzeitpflege

Werner Buttler, **Dünnschliffuntersuchungen an vorgeschichtlicher Keramik.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 9. Jahrgang, Heft 10, 1933. Einen neuen Weg zur Erforschung und kulturgeschichtlichen Auswertung der vorgeschichtlichen Töpferware hat Buttler eingeschlagen durch Untersuchung des verwendeten Materials mittels Dünnschliffs. Es läßt sich so in Ergänzung der typologischen Methode die Herkunft des Materials und somit der Herstellungsort ermitteln. Überraschende Ergebnisse und teilweise Bestätigungen stilkritischer Vermutungen haben sich bereits ergeben. Es zeigt sich, daß bereits in der Jungsteinzeit ein Austausch von Gefäßen über sehr weite Strecken hin erfolgt ist, und möglicherweise werden sich bereits für diese Zeit Mittelpunkte einer regelrechten Töpferindustrie nachweisen lassen. / K. Obenauer bringt am selben Ort einen Aufsatz **Die Verwendung petrographischer Methoden in der Vorgeschichte,** in dem er die praktische Ausführung der von Buttler angewendeten Methoden darlegt. / Karl Hohmann, **Die Entwicklung der vorgeschichtlichen Abteilung im Heimatmuseum des Kreises Teltow.** Ebenda. Dies Heimatmuseum, das sich im Teltower Kreishause, Berlin, Viktoriastraße 13, befindet und Freitags von 16 bis 18 Uhr zu besichtigen ist, ist aus der Sammlung der Funde vom Bau des Teltowkanals erwachsen und inzwischen nicht nur zu einem regelrechten Museum, sondern in der praktischen Arbeit auch zu einem wichtigen Mitarbeiter der großen Berliner Museen ausgebaut worden. Der Aufsatz bringt eine ausführliche Würdigung des vorhandenen Materials, insbesondere des Vorkommens der verschiedenen Zeitstufen und Kulturen, unter denen an Reichhaltigkeit die mittlere Steinzeit bis jetzt hier obenan steht. / Das Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 9. Jahrgang, Heft 11, enthält **Das sächsische Gesetz zum Schutze von Kunst-, Kultur- und Naturdenkmalen (Heimatschutzgesetz) vom 13. Januar 1934** mit einer Einleitung von Georg Bierbaum. / Walter Adrian, **Typenatlas und Formenstatistik.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 9. Jahrgang, Heft 12. Um eine übersichtliche und einheitliche Erforschung der mittleren Steinzeit zu ermöglichen, deren Fundstücke sich sicher bereits auf Millionen belaufen — liefert doch eine ergiebige Fundstelle oft allein Zehntausende von Stücken —, schlägt Adrian die Schaffung eines Typenatlasses in Form des „Lose-Blatt-Systems" vor, der nicht nur die Einheitlichkeit der Bezeichnungen anbahnen, sondern auch den Laienforscher, auf den es bei der Erforschung gerade der mittleren Steinzeit sehr ankommt, instand setzen würde, wissenschaftlich auswertbare Arbeit zu leisten. Hand in Hand damit müßte eine Statistik über das Vorkommen der einzelnen Geräte geführt werden, da sich durch eine solche Übersicht wertvolle, sonst nicht zu ermittelnde Rückschlüsse wirtschaftlicher und kultureller Art machen ließen. Es wären dies wichtige Aufgaben für ein leider noch nicht vorhandenes Reichsinstitut für deutsche Vorgeschichte.

Siedlung und Ausbreitung

Prof. Helbok, **Über die Volks- und Kulturgrundlagen des süddeutschen Raumes.** Volk und Rasse. Verlag J. F. Lehmann-München. 9. Jahrg. Heft 4 1934. Der mit drei aufschlußreichen Karten versehene Aufsatz weist einleitend darauf hin, daß sich im Gebiete unserer romanischen Nachbarn zwar das stärkere Vorkommen von nordischer Rasse und germanischen Kulturfunden mit der alten Grenze der germanischen Landnahme deckt, daß dagegen der römische Einfluß für unser süddeutsches Gebiet zahlenmäßig stark überschätzt worden ist. Entsprechend der früheren Besetzung durch die Römer zeigt das Rheinland auch einen stärkeren rassischen Einschlag auf, zur Zeit der süddeutschen Besetzung dagegen war das eigentliche Römertum durch die Entwicklung zum Weltreich bereits derart verzettelt, daß selbst in die Legionen nicht mehr ausschließlich Italiker eingestellt wurden. Die nichtnordischen Einschläge gehen hier vorwiegend auf die nichtgermanische Vorbevölkerung zurück, die bei Einwanderung der Germanen im keltischen, westlichen Teile ein nordisch-ostisches und im östlichen illyrischen Teile ein nordisch-dinarisches Rassengemisch gezeigt haben dürfte. Bemerkenswert ist die viel stärkere nordische Durchdringung Südwestdeutschlands gegenüber dem östlichen Teile, die sich ganz besonders auch kulturell

bis in die Neuzeit hinein stark bemerkbar gemacht hat. / Lothar Herdt, **Rassenkundliche und rassenbiologische Zeugnisse im altisländischen Schrifttum.** Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Verlag J. F. Lehmann-München. 28. Bd. Heft 1 1934. Verfasser untersucht die bevölkerungspolitischen Verhältnisse Altislands seit der Landnahme an Hand des vorhandenen Schädelmaterials und der schriftlichen Quellen. Noch in der Sagazeit zeigt die Herrenschicht der alten, vorwiegend aus Norwegen eingewanderten Adelsbauerngeschlechter eine hochgradige Blondheit. Eine kurzgefaßte, eindringliche Darstellung der altisländischen Lebensverhältnisse zeigt nicht nur das kraftvolle, echt nordische Wesen dieser Menschen, sondern auch das furchtbare Wirken einer Gegenauslese vor allem in Gestalt der unaufhörlichen, blutigen Fehden, die ganze hochwertige Erbstämme ausrotteten, sowie in dem dauernden, sehr frühzeitigen Auszug der wertvollsten Teile der Jungmannschaft auf Wikingsfahrt, wodurch sie teils verhältnismäßig zahlreich zugrunde gingen, teils zum mindesten stark an der Begründung von Hof und Herd und einer entsprechenden zahlreichen Nachkommenschaft behindert wurden. Gerade die Tatsache, daß diese isländischen Landnehmer eine seltene Auslese von freiheitsstolzesten und kraftvollsten Persönlichkeiten waren, barg zugleich in sich den Kern ihrer Lebenstragödie. War allmählich sogar in die Herrengeschlechter insbesondere durch irische Verbindungen fremdes Blut hineingeraten, so ist bisher die Zahl der unfreien Knechte, die zum größeren Teile irischen, zum kleineren lappischen Herkommens waren, stark unterschätzt worden. Ihre stärkere Vermehrung hat die heutigen Rassenverhältnisse Islands erheblich beeinflußt. / Ehrlich, **Vorläufiger Bericht über größere neue Ausgrabungen des Städtischen Museums zu Elbing.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 9. Jahrg. Heft 10 1933. Bei Succase, Kr. Elbing, wurden bei Erdbewegungen durch das dortige Arbeitslager starke Kulturschichten aufgedeckt, die sich bei sachgemäßer Grabung als die erste Siedlung der schnurkeramischen Haffküstenkultur erwiesen. Bis jetzt konnten sechs bis sieben Pfostenhäuser mit vorzüglich gebauten Herden aufgedeckt werden. Um die Herde zeigten sich regelmäßige Reihen von kleinen Pfählen, die auf Sitzbänke schließen lassen. In Richtung der Längsachse von Haus und Herd fanden sich große Pfosten, die das steile Dach getragen haben. — Eine weitere steinzeitlich-schnurkeramische Siedlung fand sich bei Lärchenwalde, Kr. Elbing. Auch diese ergab überaus reiche Funde. Bemerkenswert ist, daß hier offenbar die Kulturen der jüngsten Steinzeit und der jüngeren Bronzezeit nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich ineinander übergehen. Die Steinzeitkultur lebt hier offensichtlich die ganze ältere Bronzezeit hindurch fort, und erst mit dem Eindringen neuer Siedler erfolgt auch ein neuer Antrieb. Trifft diese Annahme zu, so dürfte hier die älteste bisher bekannte ostgermanische Siedlung im Weichselmündungsgebiet aufgedeckt worden sein. — Auf Burg Tolkemita wurden weitere Ausgrabungen unternommen und bestätigten verschiedene Bau- und Besiedelungsperioden von frühgermanischer Zeit bis zur Wikingerzeit.

Kulturbeziehungen

Birger Nermann, **Die Verbindung zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der Bronzezeit und der älteren Eisenzeit.** Acta Archaeologica Vol. 4. Fasc. 2—3. Verlag Levin und Munksgaard, Kopenhagen 1934. Der Aufsatz bringt zunächst eine neue Zusammenstellung der ostbaltischen Funde und behandelt sodann die Grabformen, unter denen die kurischen Schiffssetzungen — es sind deren bisher neun bekannt — am meisten fesseln und trotz gewisser Sonderentwicklungen auf Gotland hinweisen. Bis in die ältere Bronzezeit hinein ist das Baltikum durchaus südlich orientiert; insbesondere bestehen enge Beziehungen zu Ostpreußen. Seit der jüngeren Bronzezeit jedoch mehren sich die schwedischen Funde, die vorwiegend Beziehungen zu Gotland und dem Mälargebiet zeigen. Ein besonderer wirtschaftlicher Aufschwung oder Übervölkerung mag der Anlaß zur Gründung dieser Kolonien gewesen sein, die schließlich bis nach Ostrußland, zum Wolgaknie und bis zum Kaukasus, vorstießen. / A. M. Tallgren, **Zum Ursprungsgebiet des sogenannten skytischen Tierstils.** Ebenda. Tallgren betrachtet den Tierstil als a-historisch. Seiner Auffassung nach entspricht er der Erlebniswelt der Jägerstufe und gewinnt auf der Ackerbau- und Tierzüchterstufe totemistisch-magischen Charakter. Der Gegenstand der etwa von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr. zu beobachtenden Tierornamentik sind vorwiegend Jagd- und Reittiere. Verfasser vermutet ein frühes Auftreten in Ägypten, wo die Berührung mit entsprechenden altsteinzeitlichen Erscheinungen gegeben wäre. Er sucht den Ursprung des eurasischen Tierstils im Randgebiet zwischen den altorientalischen Hochkulturen und den Steppenkulturen.

Hertha Schemmel.

„Das Weltall.“ Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete. Herausgegeben von der Treptow-Sternwarte, Berlin-

Treptow. 33. Jahrg. 2. Heft, November 1933. Besonders wichtig ist für uns ein Aufsatz von Oberstudienrat Dr. Ewald Fettweis: „Ortung bei Naturvölkern und Halbkulturvölkern“. Er trägt zunächst reichen Stoff zusammen über Ortungen bei religiösen Gebräuchen in allen Teilen der Erde. Sodann wendet er sich zu den Verfahren, die Sonnwendlinie zu ermitteln. Wir wollen diesen Abschnitt hier wiedergeben: „Wir finden bei Naturvölkern aber auch Ortungslinien zur Festlegung der Solstitialpunkte. Das gilt z. B. für viele Indianerstämme nördlich von Mexiko, für die Eskimo von Grönland und für gewisse Stämme im ehemals deutschen Bismarckarchipel in der Südsee. Vielfach wird die Linie festgelegt durch eine bestimmte Stelle auf dem Lande, an der der Beobachter sich befinden muß, und durch einen markanten, weit entfernten Punkt, z. B. eine auffällige Stelle in dem den Horizont abschließenden Gebirgskamm. So wurde z. B. auf Buatam in der Südsee ein Pater bei Gelegenheit einer Sonnwendfeier von einem Eingeborenenrichter auf die Ortungslinie aufmerksam gemacht, die durch eine Stelle am St.-Georgskanal und eine Senkung zwischen zwei Bergen festgelegt war [1]. Bei den Nutkaindianern auf Vancouvers Westküste legen um die Zeit der Solstitien zwei Beobachter mit Hilfe zweier Stöcke, die sie in den Boden stecken, die Richtung zum jedesmaligen Aufgangspunkt der Sonne fest, bis der nördlichste bzw. südlichste Punkt erreicht ist. Eskimostämme auf Grönland stellten nach einem Bericht aus dem 18. Jahrhundert das Wintersolstitium mit Hilfe der Schattenlänge bestimmter Felsen fest [2].

Mit den Ortungslinien verwandt sind schließlich auch die astronomischen Linien, mit deren Hilfe primitive Malaienstämme Indonesiens den besten Saattag zu bestimmen suchen, und die Nieuwenhuis [3] in seinen eingehenden Untersuchungen über die mathematische Veranlagung der Malaien in größerer Zahl beschreibt.“

Auch der folgende Absatz der Fettweisschen Arbeit erscheint uns wichtig, als Ergänzung u. a. auch zu den Forschungen von Hans Müller-Brauel (Vgl. S. 275/33) und Hermann Wille (Vgl. S. 329/33):

„Bekanntlich hat die neuere Ethnologie mit Sicherheit nachgewiesen, daß das Wohnhaus auf rechteckiger Grundlage, das sogenannte Rechteckhaus, auf dem Boden der mutterrechtlich-ackerbaulichen Kulturen der Steinzeit entstand. Betrachtet man die Kulturunterlage aller Völker, bei denen Ortung nachgewiesen ist, einschließlich der bekannten Kulturvölker, zu welch letzteren man aber noch die Japaner hinzunehmen muß, falls der Bericht von Rodriguez Usuccu über die Ortung der mittelalterlichen japanischen Hauptstadt Kioto richtig ist [4], so scheint es, daß auch die Ortung auf dem Boden der genannten ackerbaulichen Kulturen entstand. Dann kann man aber, so glaube ich, sich auch nicht dem Schluß entziehen, daß wir in der Ortung nach den vier Kardinalpunkten einen, wenn nicht den wichtigsten, Ausgangspunkt zu sehen haben, von dem aus die Menschen überhaupt zur Konzeption von Rechteck und rechtem Winkel gekommen sind. Auch die alten Germanen pflegten ja die „Gewanne“ in gleich großen, rechteckigen Streifen unter alle Dorfgenossen zu verteilen. [5] Von den Etruskern, deren rassische Zugehörigkeit noch nicht feststeht, wird doch sogar berichtet, daß sie nicht nur ihre Tempel, sondern aus religiösen Gründen auch sogar ihre rechteckigen Felder mit Hilfe der Groma nach den vier Kardinalpunkten orteten. [6]

Unsere Freunde in Österreich machen wir auf die Blätter **„Sturm und Stille“** aufmerksam (Herausgeber und Verleger Karl Cajka, Wien 2/1, Schrotzbergstr. 2). Die Blätter kämpfen für das germanische Deutschtum Österreichs. Wir wünschen ihnen in Österreich Erfolg und im Reich Beachtung.

[1] Meier, Feier der Sonnenwende auf Buatam; Anthropos, 1912, S. 707.

[2] Leona Cope, Calendars of the Indians north of Mexico; University of California Publications 16, S. 122 ff.

[3] Nieuwenhuis, Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels; Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 23, S. 77 ff.

[4] Schurhammer, Das Stadtbild Kiotos zur Zeit des heiligen Franz Xavir, 1551; Anthropos, 1919/20, S. 849.

[5] Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur, Bd. 1, S. 11.

[6] M. Cantor, Die römischen Agrimensoren, Leipzig 1875, S. 73.

Die germanische Völkerwanderung hat ganz Europa eine hohe germanische Kulturblüte gebracht, denn nicht als Zerstörer, sondern als Kulturschöpfer sind die Germanen erschienen. (Aus: Einhart, Deutsche Geschichte)

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Hagen. Die Ostermondtagung fand am 7. April statt. Sie war wie immer gut besucht. Herr Kottmann führte an Hand zahlreicher Karten in das Gebiet der für den 6. Mai geplanten Wanderung ein. Er machte besonders auf die Flurnamen aufmerksam, aus denen sich ein anschauliches Bild der Bedeutung der Flurgebiete in vergangenen Tagen gewinnen läßt.

Ortsgruppe Wuppertal. Die im Herbst 1933 ins Leben getretene Ortsgruppe hat sich erfreulich entwickelt. Sie zählt heute 30 Mitglieder und verfügt — dank der Bücherspenden des Verlags — bereits über eine ganz ansehnliche Bücherei, die sich guten Zuspruchs erfreut. An drei Vortragsabenden, zum Teil mit Lichtbildern, wurden die Mitglieder mit Neuerscheinungen und mit „Vorgeschichtlichem aus dem Oberbergischen" bekanntgemacht. — Jeden Mittwochabend finden die Mitglieder Gelegenheit zu zwangloser Aussprache im Vereinszimmer.

Mitteilungsblatt für die Ortsgruppen. Es scheint mir notwendig, innerhalb der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte sowohl zwischen den Ortsgruppen und der Hauptstelle wie auch zwischen den Ortsgruppen untereinander eine engere Verbindung herzustellen, als dies durch unsere Monatsschrift Germanien und gelegentlichem Briefwechsel möglich ist.

Der für die „Vereinsnachrichten" in Germanien zur Verfügung stehende Raum ist sehr knapp bemessen und nicht der geeignete Ort, innere Angelegenheiten der Vereinigung zu erörtern. Die Zahl der Ortsgruppen ist so erfreulich gewachsen, daß der Schriftverkehr zu umfangreich würde, wenn ich alles, was wichtig ist, in Einzelbriefen mitteilen sollte.

Es ist deshalb an ein Mitteilungsblatt von geringem Umfang gedacht, das hier durch Umdruck hergestellt wird und nach Bedarf (etwa monatlich einmal) den Ortsgruppen zugehen soll. Der Inhalt muß kurz gefaßt sein und sich auf Anfragen, Anregungen und Erörterungen beschränken, welche die Angelegenheiten der Vereinigung in den Ortsgruppen betreffen; ferner Mitteilungen über Vorgänge, Ereignisse, Forschungsergebnisse bringen, die es den Leitern der Ortsgruppen erleichtern, die Zusammenkünfte, für die keine Vorträge in Aussicht genommen sind, den Mitgliedern anregend und fesselnd zu gestalten.

Wenn dieses Blatt seine Aufgabe erfüllen soll, ist es notwendig, daß auch in allen Ortsgruppen zum Gedeihen des Ganzen daran mitgearbeitet wird, worum ich besonders die Leiter freundlichst bitte, denen diese Mitteilungen ihre Arbeit erleichtern sollen.

Einer kurzgefaßten Antwort sehe ich gern entgegen.

Mit deutschem Gruß und Heil Hitler!

Platz.

Einzahlungen für die Vereinigung sind jetzt auf das Postscheckkonto „Freunde germanischer Vorgeschichte Detmold, Postscheckamt Hannover Nr. 652 78" zu leisten. (Der Bezugspreis für „Germanien" ist wie bisher weiter auf das Postscheckkonto „Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Postscheckamt Leipzig Nr. 42 34" einzuzahlen.) — Das auf meinen Namen lautende Postscheckkonto ist gelöscht. Platz.

Über die **Pfingsttagung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte** vom 22. bis 24. Mai 1934 in Bad Harzburg werden unsere Leser einen Bericht im Heft 7/34 finden.

Erstes **volkskundliches Schulungslager** für Junglehrer und Junglehrerinnen. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet in der Woche vom 8. bis 14. Juli 1934 in Bischofswerder bei Liebenwalde (Mark Brandenburg) ein volkskundliches Schulungslager für Junglehrer und Junglehrerinnen. Die Leitung des Lagers hat Ministerialrat Professor Dr. Bargheer übernommen. Ihre Mitarbeit haben u. a. Prof. Dr. Lauffer, Prof. Dr. Hübner, Prof. Dr. Freudenthal, Prof. Hahm, Dr. Beitl, Dr. Bramm, Dr. Irle, Matthes Ziegler und Herm. Wöhler in Aussicht gestellt. — Unkostenbeitrag einschl. Teilnehmergebühr, Verpflegung, Unterkunft etwa 20.— RM. Rückfragen und Anmeldungen sind umgehend an das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin W 35, Potsdamer Straße 120) zu richten.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1934 Juli / Heuert Heft 7

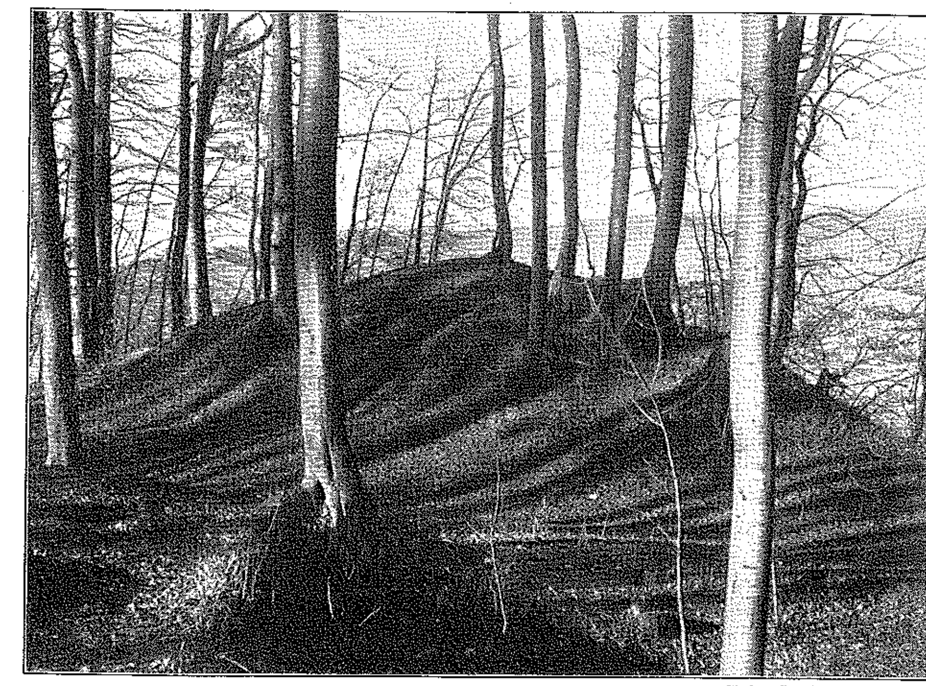
Auf Spuren germanischer Heiligtümer

Von Dr. Kurt Schmidt, Gotha

Unter allen Arbeitsgebieten der deutschen Vorgeschichte kann sich in der Gegenwart keines eines so lebhaften Interesses auch der weitesten Kreise unseres Volkes erfreuen wie die Erforschung der Heiligtümer, Kultbräuche und des Gottglaubens unserer germanischen Vorfahren. Wer beruflich mit der heranwachsenden Jugend täglich in Berührung kommt, weiß aus Erfahrung, wie die Augen aufleuchten, wenn von den Kultstätten der Germanen die Rede ist.

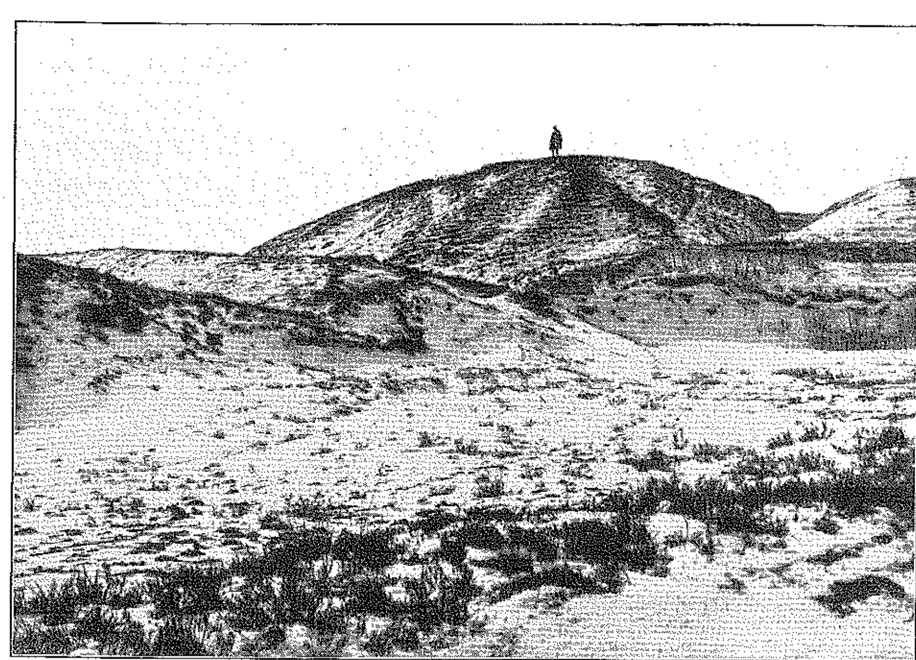
Mit feinem psychologischem Verständnis hatte daher auch die Reichsregierung den Tag der Sommersonnenwende mit seinen althergebrachten Bräuchen zum „Tag der Jugend" gemacht, und wenn wir in der Mitsommernacht rings um das lodernde Sonnwendfeuer stehen, dann ist es nicht nur das ästhetisch schöne Schauspiel der zum schwarzen Nachthimmel emporsprühenden Funken, das unsere Herzen ergreift, sondern wir fühlen auch im tiefsten Innern unserer Seele, daß uralt-heiliges Erbgut der Ahnen in uns wieder lebendig wird — es ist uns fast, als ob in uns aus geheimnisvollen Tiefen Quellen emporzusprudeln beginnen, die — lange genug verschüttet — ihren letzten Ursprung in dem Mutterschoße des angestammten Volkstums haben. Findet aber eine solche Feier an einer Stelle statt, von der wir wissen oder ahnen, daß sie schon unseren Ahnen heilig gewesen, dann entschwinden vor uns die Jahrtausende, und die geheimsten Regungen der Volksseele werden in uns lebendig.

Deshalb beruht die Volkstümlichkeit und in die Zukunft weisende Bedeutung der Forschungen von Wilhelm Teudt, sowie auch neuerdings von Hermann Wille in seinem kürzlich erschienenen schönen Buch über „Germanische Gotteshäuser" (vgl. Germanien, November 1933, S. 329 ff.) nicht so sehr in den Ergebnissen, zu denen diese Forschungen geführt haben, als vielmehr darin, daß sie vor allem der heimatlichen Vorgeschichte neue Ziele gezeigt und verheißende Wege erschlossen haben, auf denen sie verborgene und auch absichtlich verschüttete Schätze aufspüren kann. Was das bedeutet, macht man sich erst dann richtig klar, wenn man bedenkt, daß schon Tausende und Abertausende staunend und fragend vor dem Wunder der Externsteine und vor den eindrucksvollen Steinsetzungen des Nordens gestanden haben, ohne ihr tiefstes Geheimnis zu ergründen.



Aufn. H. Jßleib, Hamburg

Abb. 1. Burgberg am Ugleisee in Holstein



Aufn. H. Jßleib, Hamburg

Abb. 2. Die Pipinsburg bei Sievern (Kr. Lehe), Hauptburg mit dem inneren Vorwall

Nach Schuchhardt (Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen) hat die Burg mit König Pipin nichts zu tun, er führt den Namen auf ein altsächsisches Wort zurück, das dem englischen to peep entspricht: also „Wartburg"

Allerdings kann man einwenden, daß Wilhelm Teudt bei seinen Forschungen in der glücklichen Lage war, von einem uralten Stammesheiligtum, das auch heute noch als eindrucksvolles Denkmal der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, ausgehen zu können, und Hermann Wille betont in seinem Werk mit Recht, daß keine deutsche Landschaft eine solche Fülle an kultischen Steinsetzungen aufzuweisen hat, wie seine oldenburgische Heimat. Und besorgt wird sich der Heimatforscher, der den Spuren der Ahnen auf allen Kulturgebieten nachgehen möchte, dem aber ein solcher Ausgangspunkt nicht zur Verfügung steht, die Frage vorlegen, ob durch ein ähnliches Vorgehen es auch ihm gelingen wird, innerhalb seiner engeren Heimat die germanischen Heiligtümer wiederzuerkennen und damit wertvollste Erinnerungsstätten des heimischen Volkstums aufs neue zu erschließen.

Aber wenn auch in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes die großen Steinsetzungen, an welche die kultgeschichtliche Forschung im Norden anknüpfen konnte, ebenso fehlen, wie die eiszeitlichen Findlingsblöcke, die jetzt als Einzelsteine — Menhire und Dolmen — aus der Landschaft emporragen, so gibt es doch umgekehrt in Deutschland kaum ein Gebiet, in dem es an anderen anschaulichen und eindrucksvollen Denkmälern der Vorzeit mangelt, an die weitere Nachforschungen angeknüpft werden können: ich meine die vorgeschichtlichen W a l l b u r g e n (vgl. Abb. 1 u. 2).

Nach der herkömmlichen Annahme dienten diese freilich nicht als Heiligtümer, sondern als Zufluchtsorte in Kriegszeiten und vielleicht auch als strategische Stützpunkte. Aber selbst dann, wenn man — mit Recht — die militärische Bedeutung mancher Wallburgen an erster Stelle hervorhebt, so bleibt doch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie außerdem Kultstätten gewesen sind. Denn wenn die Bevölkerung vor dem herannahenden Feinde sich auf ihre Fliehburg zurückzog, so wird sie auch die heiligen Symbole der Gottheit, die nach der Darstellung des Tacitus doch auch im Kampfe vorangetragen wurden, mitgenommen und in der Stunde der Not in feierlichem Gottesdienste den Schutz der heimischen Götter angerufen haben. Ja man darf vielleicht sogar annehmen, daß diese vorgeschichtlichen Ringwälle, die häufig — besonders in Süddeutschland — geradezu als „Heidenmauern" im Volksmund (vgl. Abb. 3) bezeichnet werden, von vornherein in vielen Fällen schon auf heiligem Boden angelegt worden sind: in Notzeiten flüchtete man dann unter den Schutz der Gottheit, so wie noch im Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit hinein die Dorfbevölkerung zur Kriegszeit in dem — oft stark umwallten — Gotteshaus ihre letzte Zuflucht sah; die „Wehrkirchen", die sich überall im Gebiet des deutschen Volkstums bis nach Siebenbürgen hin finden, legen hierfür noch anschauliches Zeugnis ab.

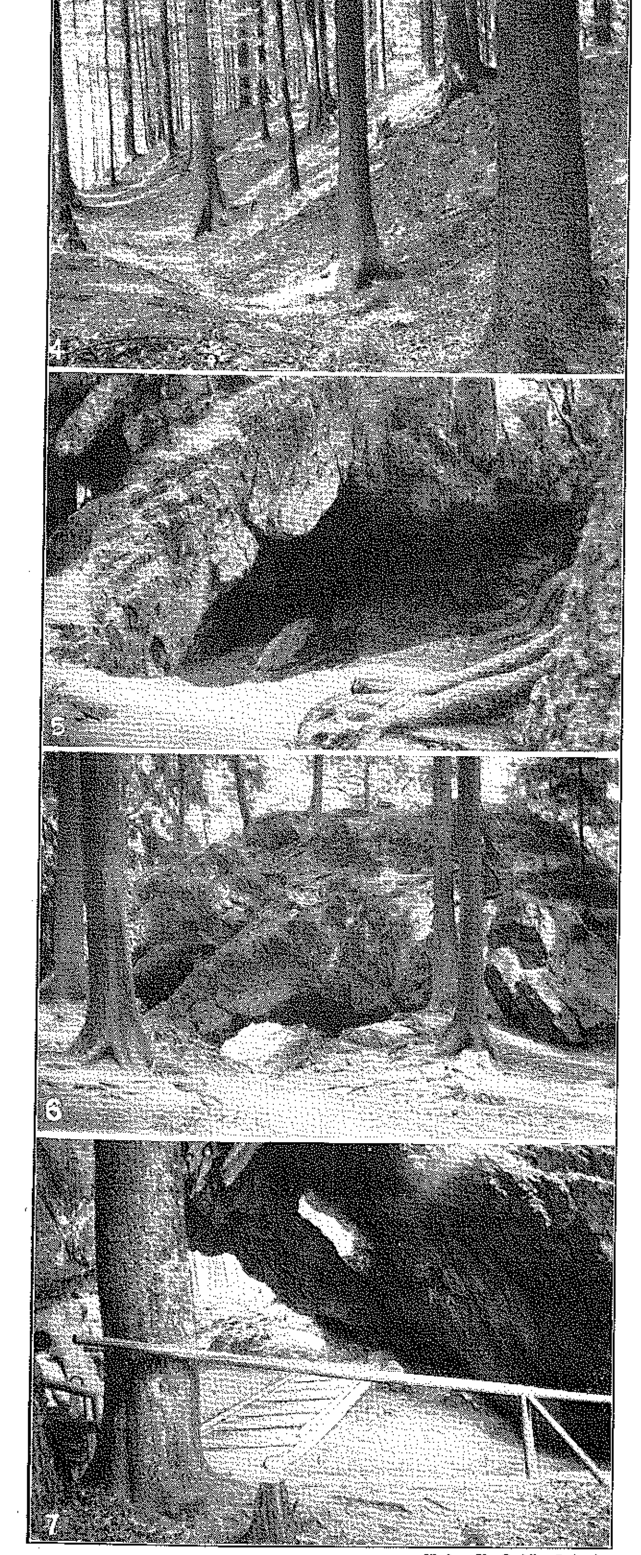


Abb. 3. Das Heidentor bei Spaichingen

Das Heidentor bei Spaichingen in Württemberg, eine natürliche Bildung, ist immerhin merkwürdig durch seinen volkstümlichen Namen. Er könnte darauf hinweisen, daß das Felstor irgendwelche Beziehungen zu verschollenem Brauch der Vorzeit hat.

Das Bild stammt aus unserem vorjährigen Preisausschreiben.

Aufn. P. Reiser, Spaichingen, Wttbg.



Aufn. P. Kasch, Leipzig

Die Wahrscheinlichkeit, daß wir in einer prähistorischen Wallburg eine alte Kultstätte zu erblicken haben, wird aber zur Gewißheit, wenn ihr Umfang so gering ist, daß eine größere Menschenmenge in ihrem Schutze überhaupt nicht Platz finden konnte. So liegt z. B. im Oberen Lauchagrund bei Tabarz im Thüringer Walde unmittelbar hinter dem „Torstein", durch den heute ein schöner Weg zum Inselsberg hinaufführt, eine solche kleine Umwallung; in ihr eine Fliehburg sehen zu wollen, verbietet schon die abgelegene Lage, und es ist auch nicht recht verständlich, warum, wenn der Ringwall in erster Linie zu Verteidigungszwecken errichtet worden sein sollte, dann nicht der nördliche Vorsprung der Bergnase durch einen einfachen und viel leichter zu verteidigenden Querwall abgeriegelt worden ist. Vielmehr scheint die unmittelbare Verbindung der Wallanlage mit dem eigentümlichen Felsgebilde des Torsteins auf einen vorgeschichtlichen Kult hinzudeuten, bei dem — ganz ähnlich wie in den Felsspalten und der Höhle der Externsteine — gerade dieses natürliche Felsentor eine bedeutsame Rolle gespielt haben mag. Vgl. die Abbildungen 4—7.

In anderen Fällen aber liegt innerhalb der Wälle heute noch ein Gotteshaus. Dies ist z. B.

Der Torstein bei Tabarz

Abb. 4: Die am besten erhaltene Südseite der Wallanlage hinter dem Torstein

Abb. 5: Blick vom oberen Eingang in die Höhlung des Torsteins, links der Pfeiler

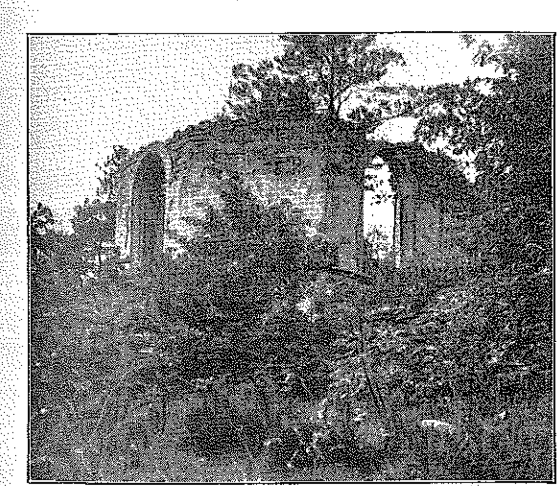
Abb. 6: Blick vom nördlichen Wallrest auf den Torstein, unten Mitte der Eingang zur Höhlung, links neben dem Pfeiler das Fenster

Abb. 7: Blick vom unteren Eingang des Torsteins. Rechts das Fenster und der Pfeiler

bei Möbisburg in der Nähe von Erfurt oder auch in Walldorf bei Meiningen der Fall. In Nordthüringen erhebt sich nicht weit von Sondershausen der „Frauenberg", der seinen Namen einer längst verschwundenen Kapelle „Unserer lieben Frauen" verdankt: auch diese lag innerhalb einer großen Wallburg, und unmittelbar an den Grundmauern der christlichen Kapelle ist eine vorgeschichtliche Schicht von Schlacken und Scherben freigelegt worden; am Abhang aber lag einst die Stiftskirche von Jechaburg, die im Mittelalter einen der kirchlichen Mittelpunkte in Nordthüringen bildete.

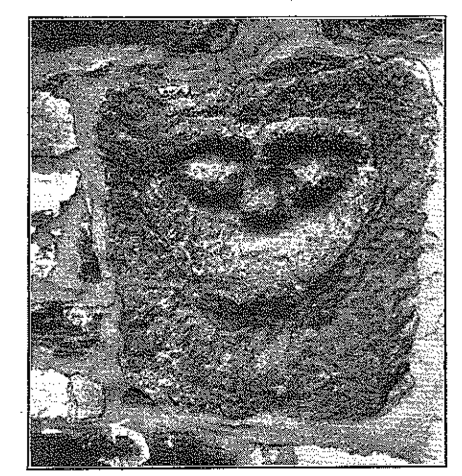
Auch auf der berühmten Steinsburg bei Römhild, der größten vorgeschichtlichen Festung Deutschlands, hat im Mittelalter eine kleine Michaeliskapelle gestanden, deren Fundamente von Alfred Götze freigelegt worden sind; noch 1517 hat eine Wallfahrt hier stattgefunden. Da der hl. Michael häufig auf Wodan hindeutet, dessen Beiname ja auch „Michel" ist, hat Götze in der „Prähistorischen Zeitschrift" XIII/XIV (1922, S. 82 f.) mit Recht geschlossen, daß hier nach Abzug der Kelten die Germanen ihrem höchsten Gotte, dem einäugigen Göttervater, geopfert haben; seine Annahme wird durch die dort umgehenden Sagen von dem einäugigen Fuhrmann Spörlein, der mit drei einäugigen Pferden zur Steinsburg fährt, und vom „Michel" Baß mit seinem Tuthorn unterstützt.

In allen diesen Fällen tritt uns die auch von Herman Wirth betonte Kontinuität der kultischen Überlieferung über gewaltige Zeiträume hinweg deutlich ent-



Aufn. Johannsen, Mannheim

Abb. 8. Apsis der Michaeliskapelle auf dem Kirchberge bei Deidesheim

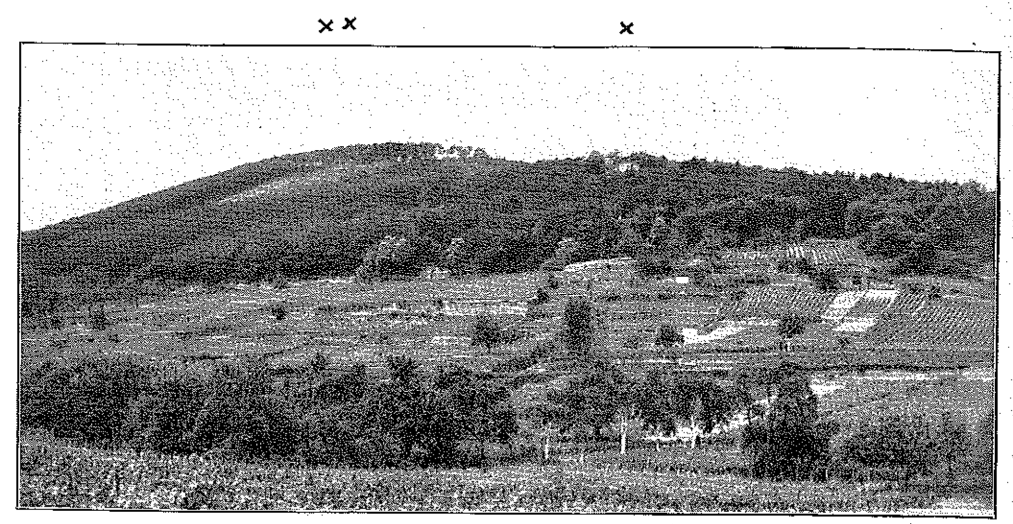


Aufn. Möhle, Helmstedt

Abb. 9. Kopf in der Kirchenwand von Alleringersleben

Die Tatsache, daß dieses seltsame Steinbild in die Mauer einer Kirche eingefügt ist, läßt auf irgendeine Beziehung zur Zeit des germanischen Eigenglaubens schließen. (Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben).

gegen. Allgemein bekannt ist ja der vorsichtige Rat, den Papst Gregor I. im Jahre 601 dem Abt Mellitus gab und in dem er ihm empfahl, die heidnischen Tempel nicht zu zerstören, sondern sie in christliche Kapellen oder Kirchen umzuweihen (vgl. hierzu Abb. 8 u. 9). Selbst Bonifacius, der nach seiner ganzen kirchenpolitischen Einstellung für kultische Überlieferungen kaum irgendein Verständnis hatte, hat, nachdem er die heilige Eiche des Donar bei Geismar gefällt hatte, an ihrer Stelle ein dem hl. Petrus geweihtes Gotteshaus errichtet. Wie in diesem — zufällig einmal historisch bezeugten — Falle, so werden in unzähligen anderen Fällen, für die uns heute die urkundliche Beglaubigung fehlt, an die Stelle der Donarheiligtümer Peterskapellen getreten sein; schon das Vorbild des Apostels mußte in diesem Sinne sich auswirken, und tatsächlich hat Petrus in der volkstümlichen Legende mancherlei Züge von dem alten Donner- und Wettergott übernommen. Dazu kommt, daß die



Aufn. Johannsen, Mannheim

Abb. 10. Der Kirchberg bei Deidesheim mit den Trümmern der Michaelskapelle (×) und dem Ringwall mit den Heidenlöchern (××)

christlichen Gotteshäuser auf den „Petersbergen“ bei Fulda, Erfurt, Halle usw. sehr alte Gründungen sind; zahlreich lassen sich auch in Mitteldeutschland Peterskapellen nachweisen, die heute verschwunden sind: regelmäßig lagen sie auf einer kleinen Anhöhe, und in vielen Fällen ist uns auch bezeugt, daß sie ursprünglich Wallfahrtsorte gewesen sind, für die Bevölkerung der Umgegend also eine ganz besondere Bedeutung hatten (vgl. Abb. 10).

So führt uns die Erforschung der ältesten Gotteshäuser einer Gegend, besonders auch die heute schon wieder längst verschwundener Feld- und Bergkapellen häufig auf die Spuren germanischer Heiligtümer. Auch dies mag noch an einem Beispiel aus Thüringen gezeigt werden. Die älteste Gründung des Bonifacius in Thüringen ist die Michaeliskirche in Ohrdruf, und tatsächlich liegt nicht weit davon eine vorgeschichtliche Wallburg geringsten Umfanges auf dem „Schloßberg“ bei Luisenthal, in deren Nähe der sagenumsponnene „Herlingsbrunnen“ sprudelt: zur Mittagszeit — also beim höchsten Stande der Sonne — steigt eine Jungfrau, die durch einen Schlüsselbund als Hüterin des Hauses gekennzeichnet ist, vom Schloßberg zur Quelle herab, um hier zu baden, und mit großer Wahrscheinlichkeit hat man diese mythische Gestalt mit Frigg, der Gattin Wodans und Hüterin der Familie, in Verbindung gebracht. Daß hier noch die alten Geister umgehen, deutet auch der Name des nahegelegenen „Ungeheueren Tales“ (er ist schon 1168 durch eine Urkunde bezeugt) an, der davon herrührt, daß es hier „nicht ganz geheuer“ ist. Die christliche Kirche liebte es ja, die germanischen Kultstätten dadurch zu verfehmen, daß sie aus den alten Göttern bösartige Dämonen oder sonstige Unholde machte, die den Menschen nachstellen; aber die ererbte Tradition war oft stärker als die Anziehungskraft des neuen Glaubens, und so wird die auf Bonifacius zurückgehende Michaeliskirche am Ufer der Ohra sicher mit der alten Kultstätte in Verbindung stehen, die wir dann als Wodansheiligtum anzusprechen hätten. Daß die kirchliche Gründung in diesem Falle nicht unmittelbar an der Stelle der ehemaligen Opferstätte, sondern in einer Entfernung von einigen Kilometern erfolgt ist, mag zunächst befremden, läßt sich aber aus lokalen Gründen, auf die einzugehen hier zu weit führen würde, durchaus verständlich machen. Im übrigen ist auch dies keineswegs ohne Parallelerscheinung: der „Donnersberg“ in der Pfalz z. B. verdankt seinen Namen der Verehrung des Donar, an dessen Stelle, wie bereits erwähnt, meistens der hl. Petrus getreten ist, die Peterskirche aber, welche die kultische Tradition des Donnerberges fortsetzt, liegt nicht auf diesem, sondern in dem nahen Kirchheimbolanden.

Freilich sind wir — wenigstens nach dem augenblicklichen Stand der ja noch in ersten

Anfängen steckenden kultgeschichtlichen Forschungen — nur in wenigen besonders glücklich gelagerten Fällen in der Lage, einen wirklichen Nachweis für die von uns angenommene kultische Dauerüberlieferung einer heiligen Stätte zu führen. Zu diesen gehört an erster Stelle der „Heiligenberg“ bei Heidelberg, bei dem wir den unmitelbaren Zusammenhang zwischen Michaeliskapelle und Wodanskult erweisen können. Denn hier ist eine aus römischer Zeit stammende lateinische Inschrift gefunden worden, aus der hervorgeht, daß hier ein Tettius Perpetuius Carus dem „Kimbrischen Merkur“ (Mercurio Cimbriano einen Tempel mit Götterbild geweiht hat. Der „kimbrische“ Merkur ist natürlich ein germanischer Gott und zwar nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Gelehrten Paulus Diaconus kein anderer als Wodan, der im romanischen Sprachgebiet in der Bezeichnung des Mittwochs (französisch: mercredi — englisch: wednesday) mit Merkur gleichgesetzt wird. Auch dies Heiligtum lag im Schutze ausgedehnter Ringwälle. Im Mittelalter aber erhob sich hier eine Michaeliskirche, und die kultische Tradition des Berges lebt auch heute noch in der Bezeichnung „Heiligenberg“ fort.

Solche „Heilige Berge“ finden sich aber auch sonst häufig in deutschen Gauen, und es erhebt sich die Frage, ob von dieser oder ähnlichen Bezeichnungen, wie Heiligenholz, Heiligental, Heilige Lehne, Heilige Wiesen, Heilige Gebreite, Heilige Weiden usw., auf das einstige Vorhandensein von Kultstätten geschlossen werden darf. Selbstverständlich liegt es nahe, dabei in erster Linie an Stätten mittelalterlicher Heiligenverehrung oder auch an ehemaligen (zum Teil auch heutigen) Kirchenbesitz zu denken; aber dieser Nachweis muß erst in jedem einzelnen Falle geführt werden, und selbst wenn er gelingt, ist gerade bei ehemaligen Berg-, Weg- oder Feldkapellen, die einem christlichen Heiligen geweiht waren, der Zusammenhang mit vorchristlicher Gottesverehrung nicht ausgeschlossen. Treten aber zu einem derartigen Namen noch andere Anzeichen hinzu, die auf ein früheres Heiligtum schließen lassen, wie z. B. bei dem Heiligenberg bei Groß-Furra auf der Hainleite, der eine Wallburg aufweist und heute noch der dem Bonifacius geweihten Kirche gehört, so ist ein solcher Zusammenhang als höchstwahrscheinlich anzunehmen. Unverbesserlichen Zweiflern gegenüber darf aber auf die Worte in Jacob Grimms „Deutscher Mythologie“ hingewiesen werden: „Ich bin geneigt, die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Be-



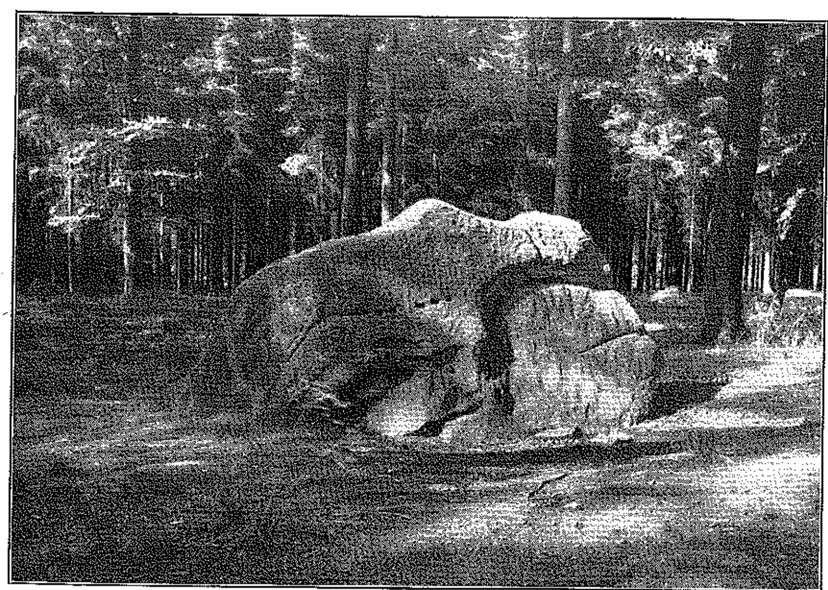
Aufn. H. Ißleib, Hamburg

Abb. 11. Eingang zur alten Wallburg bei Celle (Hann.), jetzt Lönswall genannt

nennung Heiliger Wälder auf das Heidentum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche. Noch weniger läßt sich der Name aus den königlichen Bannwäldern des Mittelalters erklären."

Ähnlich steht es auch mit der Bezeichnung „Himmelsburg", die wir u. a. zwischen Weimar und Jena am Zusammenfluß der Magdel und Ilm für einen vorspringenden Bergrücken finden, der auch „Das lange Loh" genannt wird. Hier oben befindet sich ein Schlackenwall, und auch mancherlei vorgeschichtliche Funde weisen auf frühe Benutzung hin. Dazu kommt auch in diesem Falle die Sage, nach der hier früher ein Schloß gestanden und von diesem zu einem anderen, etwa eine halbe Stunde entfernten Schlosse eine gewaltige Brücke durch die Luft geführt hat: in ähnlicher Weise bildet der Regenbogen, der „Himmelsring" eine Brücke zwischen Himmel und Erde, auf der die Asen täglich zum Brunnen der Urd reiten. Der Graben vor dem östlichen Walle aber heißt heute der „Kugelleich", weil der Sage nach hier die Ritter einst Kegel geschoben haben sollen: auch hier erscheint mythologischer Ursprung wahrscheinlich (vergl. Germanien 1933, S. 211). Die Bezeichnung „Das lange Loh" aber erinnert an die Langelau im Teutoburger Wald, und auch sonst scheinen Benennungen mit „Loh" (lat. lucus = Hain) mit alten Kultstätten im Zusammenhang zu stehen.

In ähnlicher Weise findet sich ein Schlackenwall auf einem anderen Bergrücken des Ilmtales, der „Martinskirche" zwischen Buchfahrt und Hetschburg. Auch hier hat innerhalb der alten Umwallung einst ein kleines Kapellchen gestanden, dessen Name freilich urkundlich nicht bezeugt ist. Daß es aber dem hl. Martin geweiht gewesen ist, macht die heutige Benennung wahrscheinlich, und da auch dieser Heilige, welcher der Legende nach seinen Mantel unter die Armen verschenkt hat, in vielen Fällen an die Stelle des in einen weiten Mantel gehüllten Sturmgottes Wodan getreten ist (vgl. „Germanien" 1934, Heft 2, S. 33 ff.), so haben wir es wohl auch hier mit einem einstigen Wodansheiligtum zu tun. Wie in diesem Falle, so mag auch in zahlreichen anderen die mit dem Namen eines christlichen Heiligen verbundene Bezeichnung einer schon durch ihre Lage ausgezeichneten

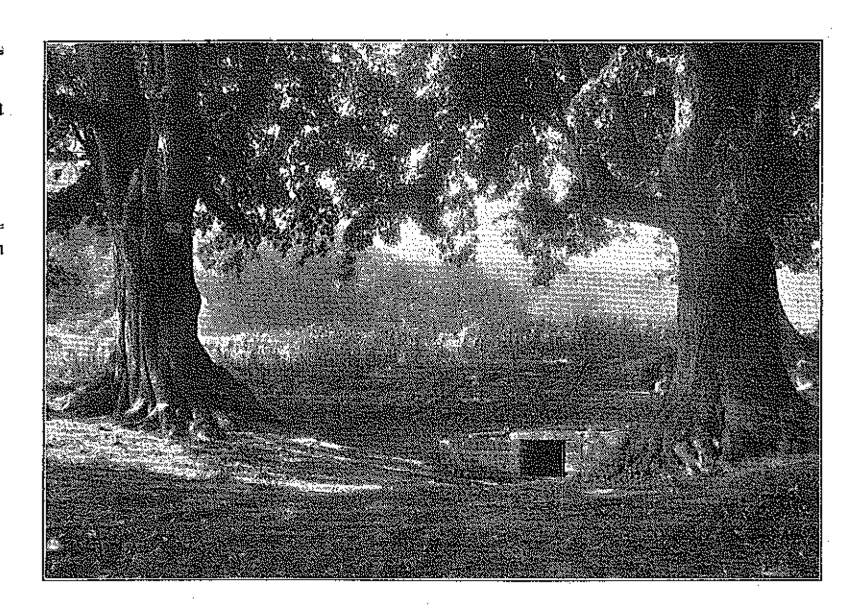


(Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben) Aufn. Dr.-Ing. E. Buchholz

Abb. 12. Opferstein im Leistruper Walde bei Detmold

Abb. 13. Der Mutzenbrunnen bei Frankenhausen am Kyffhäuser

Aufn. P. Bark, Frankenhausen
Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben



Stelle den Kundigen bei näherer Nachforschung auf die Spuren der alten Heiligtümer unseres Volkes führen.

Sehr selten freilich haben sich in der Benennung der heiligen Berge die Namen der germanischen Götter unmittelbar erhalten. Deshalb ist auch hier, wie in der ganzen Orts-, Fluß- und Flurnamenforschung, oberstes Gebot die Feststellung der nachweisbar ältesten Namensform. So liegt z. B. zwischen Erfurt und Weimar das Dorf Utzberg, das noch in einer Urkunde von 1123 den alten Namen „Wothensberc" führt, und wenn man an der Straße von Erfurt nach Weimar bei Utzberg zur linken Hand den bewaldeten Hügel erblickt, der die Gegend weithin beherrscht, so kann man sich wohl vorstellen, daß hier oben einst die Germanen ihrem höchsten Gotte geopfert haben. Bekanntlich gehen auch Namen wie Godesberg, Gudensberg u. a. auf denselben Ursprung zurück.

Doch nicht nur auf hohen Bergen glaubten unsere Ahnen der Gottheit näher zu sein, sondern auch in den Quellen verehrten sie die unerschöpfliche Gotteskraft, und so gibt es auch „Heilige Brunnen" in vielen Fluren. An einen vorchristlichen Quellenkult mögen die Namen der Dörfer Sonneborn bei Gotha (1025: Sunnibrunno) und Pfuhlsborn bei Apolda, das identisch mit einem bereits im 8. Jahrhundert genannten „Pholesbrunnen" ist, erinnern; denn auch Phol war ein germanischer Gott, der mit den genannten Gottheiten zusammen bekanntlich in dem einen der Merseburger Zaubersprüche erwähnt wird.

Selbstverständlich wäre es verkehrt, nun etwa in j e d e m Osterberg oder Osterhain eine Beziehung zu der alten Frühlingsgöttin zu finden, da hier ja auch eine Bezeichnung der Himmelsrichtung nicht ausgeschlossen ist; auch hier müssen noch andere Anzeichen hinzukommen, wie es bei dem berühmt gewordenen „Osterholz" in der heiligen Mark der Externsteine der Fall ist.

Auf einen der zahlreichen „Donnersberge" wurde oben schon hingewiesen. Hierher gehört auch der aussichtsreiche „Donnershaugk" an dem sagenberühmten Rennsteig in der Nähe von Oberhof. Denn hier oben haust der Sage nach der Teufel, zu dem ja die katholische Kirche so oft die Götter unserer Vorfahren degradiert hat, und in der seit uralten Zeiten heiligen Walpurgisnacht fährt er vom Donnershaugk auf die „Blockswiese" bei Oberschönau, um hier mit den Hexen zu schmausen und zu tanzen. Zum erstenmal wird der Donnershaugk in einem „Walt-Büchlein" von 1589 erwähnt; in derselben Quelle

aber heißt die anstoßende Höhe „Petersberg" — ein ganz hervorragender Beweis für den Zusammenhang der Petersberge mit der Verehrung des Donar.

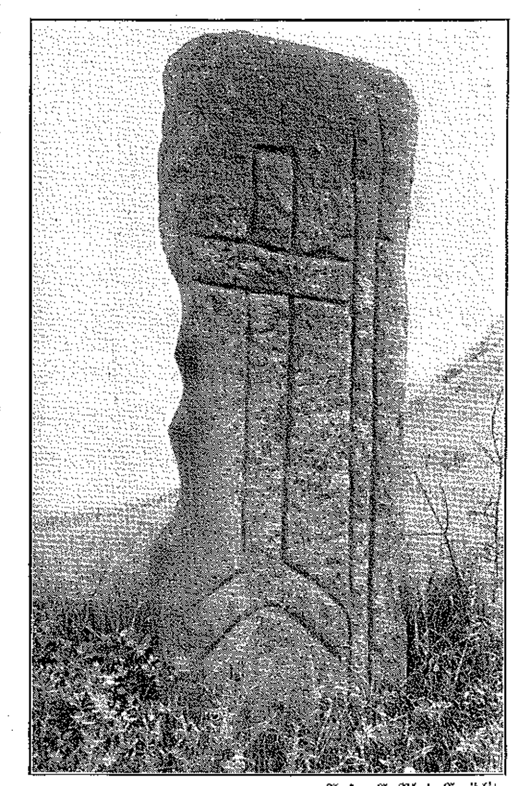
Aber noch auf einen anderen Umstand, der erst heute im Zeitalter beginnender kultsymbolischer Forschung voll gewürdigt werden kann, hat P. Zschiesche, dem wir auch an einigen anderen Stellen wertvolles Material zu danken haben, in seinem trefflichen Aufsatze „Heidnische Kultusstätten in Thüringen" (Jahrbücher der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, Neue Folge XXII, 1896, Seite 51 ff.) hingewiesen. Der alte Hammergott war unseren Vorfahren ja nicht nur der gewaltige Wettermacher, sondern auch der Beschützer des Rechtes und des Eigentums. Wenn heute bei Versteigerungen ein Besitz „unter den Hammer kommt" und der „Zuschlag" mit drei Schlägen erteilt wird, so lebt seine Waffe als altes Rechtssymbol bis auf den heutigen Tag fort; der Wurf des Hammers aber bestimmte nach deutschem Recht die Grenzen eines Besitztumes, und mit dem Hammer wurden daher einst auch die Grenzsteine geweiht. Es ist also wohl kein Zufall, wenn der Donnershaugk unmittelbar an dem Rennsteige liegt, dem uralten *Grenz*wege zwischen Thüringen und Franken, und wenn nach dem Zeugnis eines gelehrten Chronisten um 1700 die Malbäume am Rennsteig damals mit einem sogenannten Andreaskreuz und drei darunter befindlichen Hieben (×) bezeichnet waren, so darf man hierin mit Zschiesche wohl mit Recht einen Anklang an altgermanische Sitte finden. Denn der Hammer, bzw. die Doppelaxt, die wir ja besonders im nordischen Kulturkreis so häufig in ganz hervorragend gearbeiteten und höchstwahrscheinlich nur zu kultischen Zwecken einst verwendeten Exemplaren finden, erscheint in linearer Darstellung als ⋈ und die tiefe Bedeutung dieses uralt-heiligen Symbols der ewigen Wiedergeburt, des 24. Zeichens der langen gemeingermanischen Runenreihe (⋈), das im Kreislauf des Jahres der Julzeit, also der Wintersonnenwende mit der Wiedergeburt des Lichtes entspricht, haben uns Herman Wirths kultsymbolische Forschungen erschlossen; in der Tat wurde ja auch mit dem „Hammer" die germanische Eheschließung als der Anfang neuen, fortzeugenden Lebens geweiht.

In diesem Zusammenhang mag noch besonders auf das Vorkommen des Wortes „*Hain*" in den Orts- und Flurnamen und die zahlreichen Zusammensetzungen hiermit hingewiesen werden. Es ist m. E. kein Zufall, daß etwa die beiden im Oktoberheft dieser Zeitschrift (1933, Heft 10, Seite 293 ff., 303 ff.) beschriebenen Fundstätten mit „Hain" zusammengesetzt sind, von denen die des vorgeschichtlichen Denkmals mit dem Motiv des Lebensbaumes auf dem „Hagenberg" bei „Hagen" in Oberösterreich unzweifelhaft mit ehemaliger Gottesverehrung zusammenhängt, die andere im „Hainberg" bei den Bodensteiner Klippen eine alte Dingstätte gewesen ist, die ja auch unzweifelhaft einst den Göttern geweiht war. Denn „Hain" — zusammengezogen aus „Hagen" — bedeutet ursprünglich einen „gehegten", also nicht allgemein zugänglichen Wald, zu dem die Bevölkerung nur bei besonderen Anlässen Zugang hatte, weil er eben als heilige Stätte galt, und auch das Gericht wurde ja an geweihter Stätte „gehegt". Damit stimmt das Zeugnis des Tacitus im 9. Kapitel der „Germania" überein, der ja selbst einige von diesen heiligen Hainen nennt, in der „Germania" den der Nerthus und den Fesselwald des Tiu im Semnonenland, dazu in den „Historien" den heiligen Hain der Bataver und in den „Annalen" den der Baduhenna.

Wie wertvoll derartige sprachliche Beobachtungen für die Aufspürung der alten Kultstätten werden können, habe ich selbst in mehreren Fällen erfahren. Zwischen Gotha und Eisenach liegt ein langgestreckter Höhenrücken, der auf den meisten Karten als „Hahnberg" erscheint; doch handelt es sich dabei lediglich um die mundartliche, wohl durch Volksetymologie noch begünstigte Aussprache der ursprünglichen und so auch im amtlichen Kartenwerk verzeichneten Form „Hainberg"; auch ein „Hainfeld" und ein „Hainweg" liegt in unmittelbarer Nähe. Meine Vermutung, daß hier oben eine alte Kultstätte gesucht werden müsse, wurde zunächst durch die volkstümliche Überlieferung, die den Hainberg mit

einem alten Kloster in Verbindung bringt, gestützt: noch im 18. Jahrhundert berichtet ein Pfarrer in dem nahen Dorfe Teutleben, daß die „Alten" auf dem Hainberg ihre Götter verehrt hätten. Die Existenz dieses Klosters aber wird durch eine im Kloster Fulda ausgestellte Schenkungsurkunde aus dem Jahre 819 (Dobenecker, Regesten I, 105) bestätigt; auffallend ist hierbei einmal die für Thüringen sehr frühzeitige Gründung, die überdies an einer Stelle stattfand, die damals noch durchaus abseits von den großen Verkehrsstraßen lag, und dann das (hierdurch erklärliche) ebenso plötzliche Verschwinden des Klosters in Teutleben: denn keine weitere Urkunde über dieses hat sich erhalten. Wohl aber liegen heute noch auf der bewaldeten Höhe Steintrümmer, die im einzelnen noch nicht untersucht sind, und es kommt weiter hinzu, daß diese bis ins 18. Jahrhundert hinein den Namen „Petersberg" führte. Nimmt man nun noch hinzu, daß am Abhang, wie der Name „Galgenhögk" zeigt, einst eine Richtstätte gelegen hat, so läßt das Zusammentreffen dieser verschiedenen Faktoren doch wohl auf das Vorhandensein eines Donarheiligtumes schließen.

Und dann ein anderes Beispiel. Bei der Bearbeitung der Geschichte der thüringischen Stadt Waltershausen ersah ich aus den mittelalterlichen Urkunden, daß der Burgberg bei Waltershausen, der heute das Schloß Tenneberg trägt, bis zum Ausgang des Mittelalters nie anders genannt wird als „Hain" oder „Hayn"; in der Tat ist der Bergvorsprung durch einen Einschnitt mit Querwall abgetrennt, der von der Fachwissenschaft in vorgeschichtliche Zeit verlegt wird. Weitere Forschungen ergaben dann, daß sich in Waltershausen schon vor der landgräflichen Zeit ein alter Gerichtsstuhl befunden hat, wahrscheinlich die Gerichtsstätte einer altgermanischen Markgenossenschaft. Die kultische Bedeutung des Berges aber wurde mir zur Gewißheit, als ich weiter feststellen konnte, daß noch im 19. Jahrhundert am Johannistag, also an dem heiligen Tage der Sommersonnenwende, die ganze Bürgerschaft auf die Kräuterwiese am Burgberg hinauszog, wo auch die alten Frauen ihre „Wunderkräutlein" suchten.



Aufn. E. Plat, Creidlitz

Abb. 14. Kreuzstein in Burgkunstadt a. Main

Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben

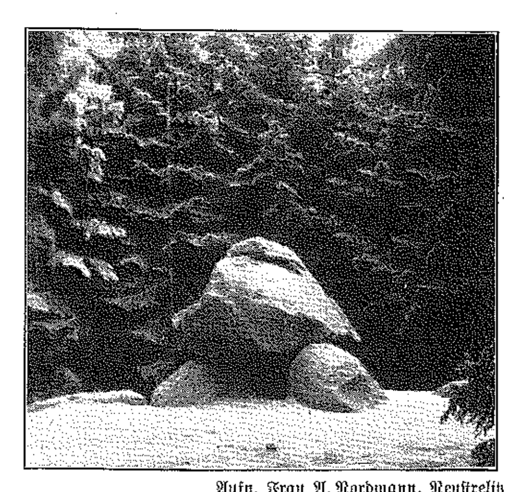
Wenn auch trotz vielfältiger Untersuchungen das Wesen der Kreuzsteine, die sich so zahlreich in deutschen Ländern finden, noch nicht gedeutet ist, so darf doch angenommen werden, daß sie gelegentlich auch Gerichtsstätten bezeichnen.

Wie in diesem Falle, so haften auch sonst häufig noch alte *Volksbräuche* den heiligen Stätten an. So versammelten sich auf dem oben erwähnten „Frauenberg" bei Sondershausen bis in die jüngste Zeit die Bewohner der Umgegend am dritten Ostertag, und am Himmelfahrtstag ziehen überlieferungsgemäß die Einwohner von „Hainrode" (!) in Nordthüringen mit denen der umliegenden Dörfer hinauf nach der von vorgeschichtlichen Wällen umgebenen und von der Sage umsponnenen Hasenburg, wo früher einst auch das Osterfeuer angebrannt wurde. Auch hier können wir das zähe Fortleben der kultischen Überlieferung feststellen, wie sie uns ja am deutlichsten in dem Questenfest auf dem Questenberge entgegentritt.

Auch die Brunnenfeste, die sich noch vielerorts als wirkliche Volksfeste erhalten haben,

hängen mit dem bereits erwähnten Quellenkult zusammen. Aufgabe des Heimatforschers, der den alten Heiligtümern seines Gebietes auf die Spur kommen möchte, ist es daher, der Verbreitung und dem Ursprung derartiger Feste mit ihren oft noch so stark an das „Heidentum“ erinnernden Bräuchen gewissenhaft nachzugehen; dabei darf er sich aber nicht nur auf die heute noch gefeierten beschränken, sondern muß, da ja besonders im 19. und noch im 20. Jahrhundert sehr viel von dem alten Brauchtum verlorengegangen ist, auch den heute verschwundenen nachforschen. Als wichtige Quelle kommen dafür u. a. auch die kirchlichen und — besonders im 17. und 18. Jahrhundert — landesherrlichen Verordnungen in Frage, die sich gegen die alten Volkssitten wenden.

Dieselbe Zählebigkeit alter Überlieferungen wie im Brauchtum und in der Namengebung, finden wir auch in den Sagen, und schon oben wurde verschiedentlich auf ihre Bedeutung bei der Beurteilung alter Kultstätten hingewiesen. Von den verschiedenen Beispielen für die fast unbegreifliche Treue der Volksüberlieferung, die E. Jung in seinen „Germanischen Göttern und Helden in christlicher Zeit“ Seite 312 ff. bringt, ist in diesem Zusammenhange das interessanteste der Fund des berühmten Weihekessels bei Peccatell, der sich heute in Schwerin befindet; denn schon vor der Öffnung der beiden Grabhügel wurde in der dortigen Gegend im Volke erzählt, daß die „Unterirdischen“ in dem größeren Hügel ihre Schmause abhielten und dazu sich aus dem kleineren Hügel einen Kessel holten, der dann tatsächlich gefunden wurde. Auch die Umwohner des Stonehenge glauben heute noch, daß derjenige, der ein gutes Jahr haben wolle, am Tag der Sommersonnenwende von hier aus den Sonnenaufgang beobachten müsse. Ich kann es mir daher ersparen, hier weitere Beispiele beizubringen, möchte aber an die schönen Worte von Giesebrecht erinnern:



Aufn. Frau A. Nordmann, Neustrelitz
Abb. 15. Steingrab bei Grevesmühlen
Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben

Suche in der Heimat Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
Auch dem Märchen horche treu;
Forsche in den Pergamenen
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen,
Und das Alte wird dir neu.

Auch die „Pergamente“, d. h. die Schätze unserer Archive darf der Kultforscher nicht unbeachtet lassen. Denn auf sie ist er nicht nur bei der Feststellung der ursprünglichen Namensformen und der ältesten Kirchen der Heimat, sowie bei der Nachforschung nach alten Kultbräuchen angewiesen, sondern vor allem auch bei der Suche nach alten Richt- und Gerichtsstätten, da ja auch diese bei der engen Verbindung, die ursprünglich zwischen der Rechtsfindung und dem Strafvollzug, besonders der Blutgerichtsbarkeit, mit dem Kultus bestand, wie wir gesehen haben, sich wohl meist auf heiligem „gehegtem“ Boden befanden. Die „Diebsteige“, die wir in zahlreichen Fällen in der Nähe der alten Thingstätten finden, hat man ja auch mit dem Schwertgott Tiu in Verbindung gebracht.

Schließlich kommt es noch darauf an, die „heiligen Linien“, die einst kultisch und militärisch wichtige Stätten untereinander verbanden, aufzuspüren; denn auf diese Weise wird es möglich sein, auch bisher übersehene Punkte in den Kreis der kultgeschichtlichen Forschung zu ziehen.

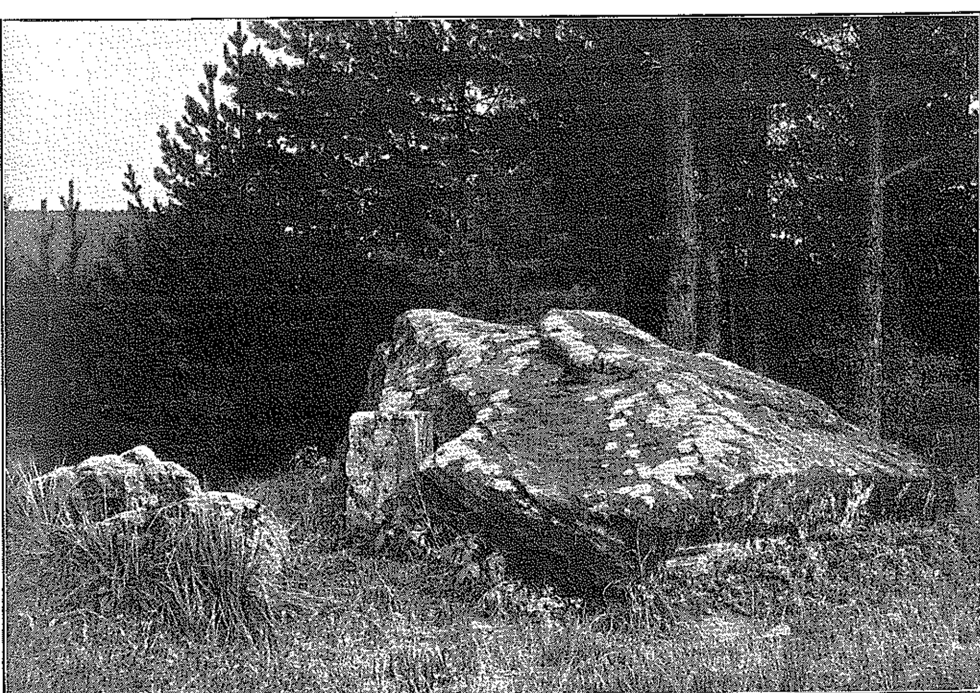
Gekrönt aber wird die Arbeit des kultgeschichtlich interessierten Heimatforschers, wenn es ihm gelingt, seine Forschungen, Vermutungen und Ahnungen durch Funde, die mit

dem Kult in Verbindung stehen (vgl. hierzu die Abb. 11—16), zu bestätigen. Hier gilt es ganz besonders, die Augen offen zu halten und die heute nur noch spärlichen Reste zu erkennen und vor weiterer Zerstörung zu bewahren. Wie notwendig das ist, mag noch an einem Beispiel gezeigt werden. Auf dem „Sonnenberg“ bei Sulza, der noch Reste einer alten Umwallung zeigt und der Sage nach in der Heidenzeit der Sonnenverehrung gedient hat, wurde im 19. Jahrhundert eine runde Steinscheibe gefunden, die inzwischen verlorengegangen ist: auf ihr war in rohen Umrissen das Bild der Sonne, des Mondes und mehrerer Sterne eingegraben!

Und damit kommen wir auf die praktische Bedeutung der Forschungen, zu denen die vorstehenden Ausführungen und Beispiele anregen wollen. Wenn nicht noch mehr, als bisher schon leider geschehen ist, verlorengehen soll, dann müssen die alten Heiligtümer unseres Volkes unter Schutz gestellt und vor jeder weiteren Zerstörung oder Verwahrlosung bewahrt werden. Kein Volk der Erde ist so — sagen wir einmal — leichtfertig mit seinen Heiligtümern umgegangen wie das deutsche, und gerade das deutsche Volk hat die ständige Besinnung auf seine Vergangenheit so nötig, wie kein zweites.

Denn das Erbe der Ahnen verpflichtet auch zur Gestaltung der Zukunft, und wenn es gelingt, unsere germanischen Heiligtümer nicht nur zu erforschen und für die Zukunft sicherzustellen, sondern durch die Wiederbelebung der alten Volksbräuche und durch ihre Verwendung bei den Feiern der werdenden Volksgemeinschaft wieder wirklich volkstümlich zu machen, dann werden von diesen auch sittliche Kräfte ausgehen, die den Fortbestand und die Unsterblichkeit unseres Volkstums verbürgen.

Wenn einer der besten Kenner antiker Religionsgeschichte, Albrecht Dieterich, gesagt hat: „Solange ein Volk lebt, sind seine Götter unsterblich“, so läßt sich bei der engen und ursächlichen Verbindung von Gottglauben und Volkstum dieses Wort auch umdrehen: „Solange seine Götter leben, ist ein Volk unsterblich!“



(Aus unserem vorjährigen Preisausschreiben) Aufn. E. Plat, Creidlitz
Abb. 16. Der „Krumme Stein“ bei Effelder (Kr. Sonneberg i. Thür.), seit 1378 urkundlich bekannt
Der Stein liegt am Waldbezirk „Das weiße Pferd“, in der Nähe eine starke Doppelquelle

Die Bedeutung der germanischen Burgen

Von Wilhelm Teudt

In der deutschen Landschaft findet sich teils gut erhalten, teils in mehr oder weniger ansehnlichen Resten eine sehr große Zahl germanischer Burgen, die man auf mehr als 2000 geschätzt hat. Die Burgen bilden einen so wichtigen Teil alles dessen, was uns als greifbare Hinterlassenschaft der Kultur unserer Vorfahren übriggeblieben ist, daß sie Anspruch auf weit höhere Beachtung haben, als ihnen bisher zuteil geworden ist.

Für uns, die wir die Entschleierung der germanischen Vergangenheit als eine der bedeutsamsten Aufgaben der inneren Erneuerung unseres Volkes ansehen, fragt es sich, ob nicht die unbefriedigende Würdigung eines so großen Teiles der kleinen und darum um so kostbareren Erbschaft aus Vorväterzeit auf unzutreffende Voraussetzungen und eine nicht mehr zureichende Methode der germanischen Altertumswissenschaft zurückzuführen ist.

Es kann nicht oft genug betont werden, daß eine hochwichtige Ausweitung der Methode allein schon durch die neuen Einsichten der Vererbungslehre bedingt wird. Danach waren unsere Väter vor Jahrtausenden mit eben denselben natürlichen Gaben des Geistes, des Gemütes, der Neigungen und des praktischen Könnens ausgerüstet, als wir, und nur die nicht vererblichen Einflüsse einer veränderten Umwelt und Erziehung, sowie die etwaige Blutsveränderung in uns sind in Rechnung zu stellen, wenn wir von uns aus psychologische Schlüsse auf das Verhalten unserer Vorväter ziehen.

Unter germanischer Burg wird gemäß der ursprünglichen Wortbedeutung jeder ausgesonderte, bergende, umwallte Platz verstanden, also auch die große Volksburg bis hin zu dem kleinsten Ringwall.

Wir haben Ringwälle von den unscheinbaren, über den Waldboden kaum noch zu verfolgenden Erhöhungen, mit oder ohne erkennbarem Graben, mit kleinem oder großem Innenraum — bis hin zu den gewaltigsten Erd- und Steinwerken; auch diese sind mit oder ohne Gräben oder Steilseiten, auch hier haben wir Innenräume von jeder Größe. Kurz, es ist jedes Verhältnis der Ausmaße von Umhegung zum Innenraum vertreten. Auch die meist abgerundete geometrische Figur ist oft keineswegs auf möglichste Kürze der Umfassung eines zum Aufenthalt und zur Verteidigung geeigneten übersichtlichen Geländes geschaffen, sondern setzt uns nicht selten in Erstaunen über den Mangel an Eignung der ganzen Anlage für den genannten Zweck. Es gehört gradezu zu dem Begriff einer germanischen Burg, daß ihr Inneres keine Anzeichen einer Dauerbewohnung während der germanischen Zeit selbst aufweist. Die Plätze sind nicht unter dem Gesichtspunkte der Besiedlung ausgewählt und dann auch in späterer Zeit wohl nur unter dem Druck besonderer Umstände zu diesem Zwecke benutzt. Ob die von den Römern zerstörte Hauptstadt der Chatten, Mattium, auch eine Ausnahme von dieser Kennzeichnung einer typischen germanischen Burg macht, d. h. ob die von Schuchhardt und Hofmeister in der Altenburg bei Niedenstein festgestellten Siedlungsverhältnisse sich auf die von den Römern verbrannte Chattenhauptstadt beziehen, oder ob letztere mit dem Dorfe Metze identisch ist, muß als eine noch nicht voll erwiesene Sache angesehen werden. Dazu sei an dieser Stelle schon bemerkt, daß Mattium in den Römerkriegen keine aktive, sondern eine höchst passive militärische Rolle gespielt hat.

Die germanischen Burgen haben im allgemeinen wenig Beachtung gefunden. Sie liegen zwar nicht absichtlich versteckt oder unzugänglich, — eher umgekehrt auf hervortretenden Bergnasen und ragenden Gipfeln der gebirgigen Gegenden und bei flachem oder welligem Gelände auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen. Es fehlt auch keineswegs eine oft recht lebhafte alte Zuwegung. Aber sie liegen meist im W a l d e und sind dem suchenden Auge nicht selten unauffällig, zumal wenn Unterholz vorhanden ist. Ein Ringwall muß

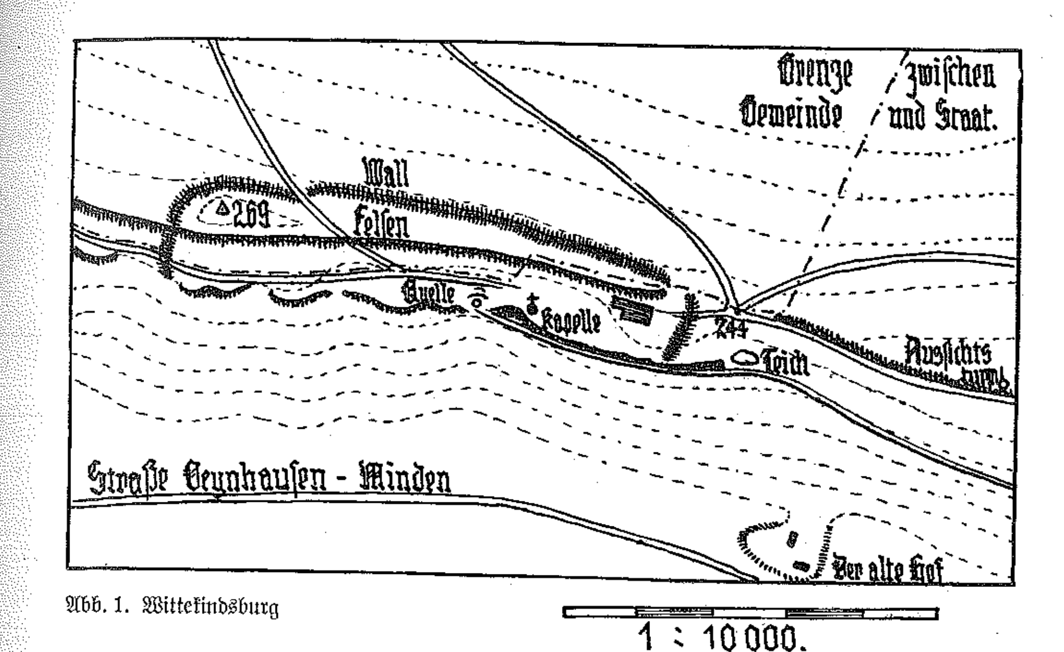


Abb. 1. Wittekindsburg

schon zu der Gruppe der ansehnlichen Erdwerke gehören, ehe er auch nur von der umwohnenden Bevölkerung gekannt und mit einem Namen bedacht ist, während die mittleren und kleinen Wallburgen oder kleinen Wallburgreste in den Wäldern vielfach noch „entdeckt" werden können.

Auch in der Wissenschaft spielten die Wallburgen bisher im Vergleich zu den Grab- und Siedlungsstätten nur eine recht geringe Rolle. Das zeitweise sich regende Interesse erlahmte meist nach einigen Grabungsversuchen, wenn der Spaten kein oder nur ein äußerst geringes und wenig Aufschluß gebendes Fundmaterial zutage förderte.

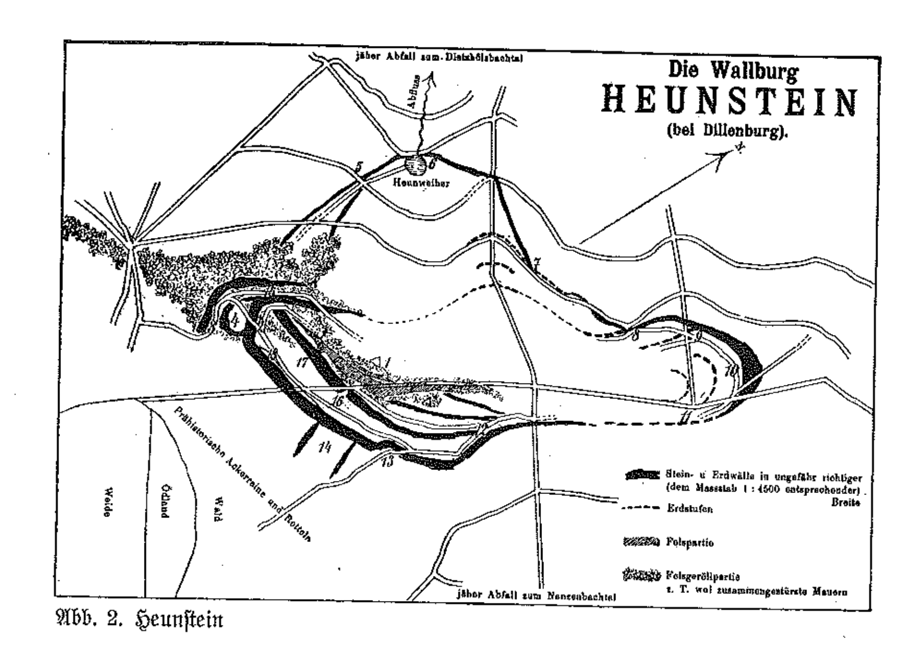


Abb. 2. Heunstein

Die Schwierigkeit, Aussichtslosigkeit und Kostspieligkeit solcher Grabungen beruht vor allem auf der Größe der zu untersuchenden Umwallung und des Flächeninhalts. Die Größe des letzteren beträgt vereinzelt bis zu einem Quadratkilometer und mehr, und sie überbietet auch noch bei den kleinsten Ringwällen die Größe der üblichen Grabungsobjekte unserer Archäologen. Ferner bietet sich im allgemeinen keine für die Grabung aussichtsreiche Anfangsstelle, während bei *Gräbern* jeder Kundige genau bis auf wenige Zentimeter weiß, wo er den Spaten zielsicher anzusetzen hat, und während für die Aufdeckung einer *Siedlung* niemals ein besonderer auf eine bestimmte Stelle hinweisender Anlaß zu fehlen pflegt. Dazu kommt obendrein, daß normalerweise jede Öffnung eines Grabes, wenn nicht einen Fundgegenstand, so doch irgendeinen positiven Aufschluß bringt, und jede Siedlungsgrabung auch ohne Fundglück wenigstens einen Hausgrundriß aufdeckt. Dagegen müssen alle ohne besondere Anhaltspunkte unternommenen Versuche, durch Grabung in oder an einem Ringwalle außer der Profilierung der Wälle eine Bereicherung unserer Kenntnisse zu erzielen von *vornherein* mit Ergebnislosigkeit rechnen. Denn zufällig Verlorenes läßt sich wie über der Erde, so auch unter der Erde nur durch Glückszufall finden. Anhaltspunkte innerhalb der Umwallungen können Gräber und Wasserstellen sein. In der Milseburg im Fuldaischen, der Steinsburg bei Römhild, der Altenburg bei Niedenstein, der Kaacksburg in Holstein, der Gehrdener Burg bei Hannover konnten erfolgreiche Grabungen nur um deswillen ausgeführt werden, weil gewisse Vorherkenntnisse und Anzeichen den Spatenforscher ermunterten.

Die germanischen Wallburgen gelten im allgemeinen sowohl in der Wissenschaft als auch im Volk, ohne daß man Unterschiede macht, als *Befestigungswerke*, in denen einem vordringenden Feinde Widerstand geleistet werden sollte. Mit Vorliebe werden sie auch „Fluchtburgen" genannt, in dem Gedanken, daß man einst mit den Familien und der wichtigsten Habe in kriegerischer Notzeit dort Zuflucht gesucht habe. Schon mehrfach sind gegen diese Anschauung Bedenken aufgetaucht infolge in die Augen springender Ungeeignetheit der Plätze für einen kriegerischen Zweck (Hölzermann, Happel, Bug, Schuchhardt, Hofmeister, Ebhardt). Besonders gegen Ende vorigen Jahrhunderts gewann der Gedanke an einen *kultischen Zweck* Anhänger, hat sich aber doch nur in Ausnahmefällen durchsetzen können.

Meine mehrjährigen Beobachtungen und Untersuchungen haben ergeben, daß wir der Wahrheit näher sind, wenn wir umgekehrt die große Mehrzahl der germanischen Burgen als die Wald- und Bergheiligtümer unserer germanischen Vorfahren ansehen. Es wird keine Bauernschaft in ganz Germanien gegeben haben, die nicht außer dem Dingplatz ihres Dorfes das Recht an einer Wallburg gehabt hätte. Nach Tazitus kann es über das Vorhandensein und die hohe Bedeutung solcher heiliger Stätten abseits der Wohnplätze keinen Zweifel geben. Da sie nicht von der Erdoberfläche verschwunden sind, so ist schlechterdings nicht einzusehen, warum wir sie nicht auf Grund noch vorhandener und zusammenstimmender Anzeichen wenigstens zu einem kleinen Teile in unserer Landschaft wiederfinden sollten. Unsere Unkenntnis dürfte lediglich auf denselben Gründen beruhen, aus denen sich auch sonst die Vernachlässigung aller Fragen der germanischen Geisteskultur ergeben hat.

Machen wir uns von den gewohnten und vorgefaßten Meinungen frei, so steht, wie mir scheint, eine Lösung der Burgenfrage in Aussicht, die eine wesentliche Vereinigung und Bereicherung unseres Bildes vom germanischen Volksleben bringen wird.

Bei dem vorliegenden Versuch einer Klärung der Burgenfrage handelt es sich um keine scharf durchzuführende Trennung des kultischen und des kriegerischen Zweckes. Es gibt genug Burgen, bei denen wir am richtigsten eine Verbindung beider Zwecke annehmen, und zwar nicht um deswillen, weil jede wallartige Bodenerhöhung einer Anzahl von Kriegern Deckung gewähren oder ihnen zur Vorbereitung eines Angriffes dienen kann,

sondern weil sich beide Zwecke auch sonst noch sachlich überschneiden. Denn einerseits sollen natürlich auch geweihte Stätten vor Entweihung durch den Feind geschützt werden; andererseits konnte der Glaube, an geweihter Stätte noch mehr göttlichen Schutz und Beistand im Kampfe zu gewinnen, dahin wirken, daß diese Stätten auch trotz mangelnder Eignung als Verteidigungswerke zu dienen hatten. Ja, der Gedanke, eine heilige Stätte könne eine *Freistätte* vor der Wut des Feindes sein, mag ebenso auf germanischem Boden wie in den südlichen Ländern in der Not zur Kultstätte hingezogen haben. Ich betone, daß meine Darlegungen lediglich den kultischen Grundcharakter der überwiegenden Mehrzahl der germanischen Burgen aufweisen sollen.

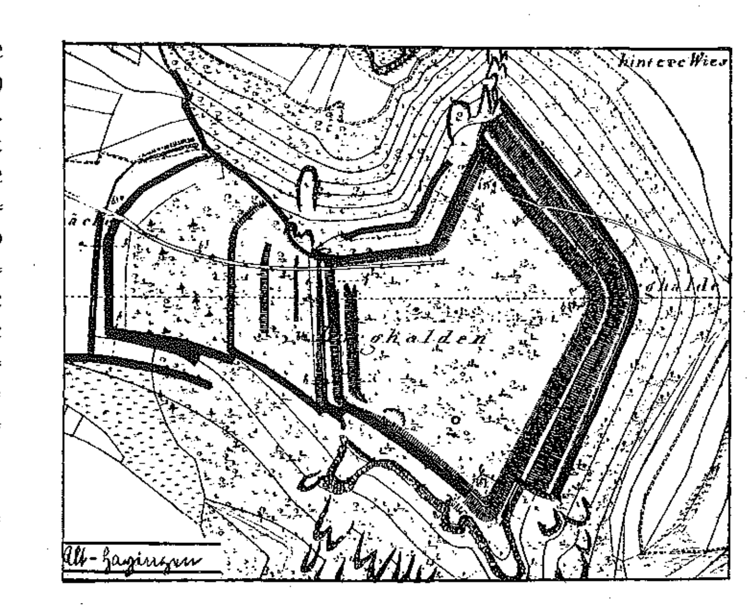


Abb. 3. Anlage Alt-Hayingen bei Münsingen

Es ist eine überaus auffällige und wichtige Tatsache, daß trotz der geschilderten Erforschungsschwierigkeiten unter den Fachgelehrten keine Meinungsverschiedenheit über den Begriff einer germanischen Volksburg und eines germanischen Ringwalles im Unterschiede von „mittelalterlichen" Anlagen obwaltet. Dabei wird als Grenze zwischen dem eigentlichen deutschen Mittelalter und dem germanischen Altertum das Jahr 800 n. Chr. Geb. angenommen, — eine Zeitgrenze, die auch für die sämtlichen anderen Fragen der germanisch-deutschen Geschichtsschreibung als die allein sachlich ausreichend begründete angesetzt werden sollte.

Die Einmütigkeit in der Anerkennung des germanischen Ursprungs beruht auf der verblüffenden Erscheinung, daß die *Anlage* germanischer Wallburgen mit ihren charakteristischen Eigenschaften um das Jahr 800, also gleichzeitig mit der in Germanien zur Durchführung gelangenden Christianisierung, plötzlich aufhört, daß dagegen von da ab die mittelalterlichen Burgen mit ihren ebenfalls ganz charakteristischen Eigenschaften als befestigte Wohnsitze auf den Plan treten.

Zunächst sind es nur Herrenburgen, neben die in der Weiterentwicklung Volksschutzburgen und befestigte Städte aufkommen. Sie zeigen sämtlich außer besten Verteidigungseinrichtungen, möglichst mit Mauer, Wall und Graben, die notwendigen Wohnhäuser, Stallungen und Vorratsräume, sowie vor allen Dingen auch für den Belagerungsfall ausreichendes Wasser, meist in Brunnen oder Zisternen.

Daß die germanische Volksburg in allen diesen Hinsichten eine den Ernstfall voraussetzende vernünftige Fürsorge vermissen läßt, muß den stärksten Zweifel erwecken, ob ursprünglich und in der Folgezeit der Verteidigungszweck, d. h. der Gedanke, bei einer Belagerung nachhaltigen Widerstand leisten zu wollen, eine Rolle gespielt hat.

Die kleinen Quellen auf Bergeshöhe konnten, auch wenn wir für die alte Zeit größeren Wasserreichtum annehmen, einer kriegerischen Besatzung in keiner Weise genügen.

Der Begriff und Name einer „Fluchtburg" muß für die germanische Burg überhaupt abgelehnt werden, — schließt er doch die Aufnahme der Frauen, Kinder, Alten und Kranken nebst Vieh in sich. Furchtbar ist der Gedanke an das Elend, das für die Flüchtlinge nach wenigen Stunden beginnen mußte, wenn sie trotz allem in einer solchen Burg Zuflucht gesucht hatten!

Die mittelalterlichen Burgen, wie sie seit dem Jahre 864 urkundlich bezeugt sind (vgl. Fuldaer Geschichtsblätter 91 und 145), entstanden auf Grund der seit Karls Landverteilung aufgekommenen Gegensätze zwischen Herren und Bauern. Es kam zur Zertrümmerung der Volksgemeinschaft und zu einem andauernden inneren Kampfzustande, zu Faustrecht, unzähligen Kleinkriegen und Raubrittertum. Schon Karl der Kahle sah sich zu dem — vergeblichen — Verbot des Baues von Burgen veranlaßt. Wie es noch zu Ende des Mittelalters um die Sicherheit im Lande stand, geht aus der Klage Ulrich v. Huttens hervor: „Wir dürfen uns nicht zwei Ackerlängen von der Burg entfernen, ohne von Kopf bis zu Füßen bewaffnet zu sein."

Mit dem Wesen oder besser Unwesen der mittelalterlichen Burgen, ihrer Anlage und ihrem Gebrauch hat die Anlage und der Zweck der germanischen Burgen nichts gemein. —

Als schwerwiegender Grund gegen die bisherige Beurteilung der germanischen Wallburgen als kriegerische Anlagen kommt hinzu, daß auch die rein militärischen Anforderungen des Kampfes in mehrfacher Beziehung unerfüllt oder zum mindesten vernachlässigt sind.

Wir wollen davon absehen, daß die germanischen Burgen, als Festung angesehen, oft eine ganz unverständliche Lage haben; denn darüber kann sich ein ganz unentscheidbarer Meinungsstreit erheben. Aber eindrücklich für jeden, der militärisches Empfinden hat, muß es sein, daß bei der Anlage der Wälle so oft gar kein Wert auf die richtige Form, d. h. auf möglichst kleinen Umfang der geometrischen Figur zur Erleichterung der Verteidigung und Erschwerung des Angriffs gelegt ist. Wir haben z. B. die große Wittekindsburg (Abb. 1) als bandartig langgestrecktes Oval, noch obendrein der Länge nach geteilt durch einen schroffen Felsengrat in zwei Hälften! Wir haben die wunderlichsten, für jeden Kampf, besonders den Nahkampf, unpraktischen Formungen, die noch nicht einmal durch das Gelände gerechtfertigt sind, z. B. den Heunstein bei Dillenburg und Alt-Hayingen (vgl. Abb. 2 und 3); dazu merkwürdige Gestaltungen und Aufteilungen wie die Babilonie bei Lübbecke (Abb. 4) und die Alteburg bei Nieheim, bei denen jedes Fragen nach dem militärischen Sinn und Zweck verstummen muß.

Hierhin gehören auch die halben, d. h. den Raum nur zur Hälfte umgebenden Wälle nebst den doppelten oder gar dreifachen Umwallungen (Herlingsburg, Abb. 5 u. 8, Milseburg). Die von mir befragten militärischen Sachverständigen, mit einer Ausnahme, bekunden, daß ein zweiter und dritter Wall um einen zu verteidigenden Platz nur in besonderen Ausnahmefällen einen Vorteil, im allgemeinen jedoch schwere Nachteile bringt, einerlei, ob es sich um einen Kampf mit den damaligen Nahwaffen oder mit Feuerwaffen handelt, weil die äußeren Wälle sehr bald dem Angreifer eine für die ganze Zeit der Belagerung wirksame Deckung bieten werden; denn in der Mehrzahl der Fälle wird der Angreifer, der an Zahl und durch seine Erfolge der Stärkere ist, den äußeren Wall überrennen. Die Preisgabe des vordersten Walles und der Rückzug zum nächsten Walle, der ja nun beim Zurückfluten dem Verteidiger zum Hindernis und vielleicht zum Verhängnis wird, offenbart die Sinnlosigkeit einer mehrfachen Umwallung, — es sei denn, daß der äußere Wall der stärkste, um jeden Preis zu haltende Schutz des Platzes wäre, — was als eine noch größere Torheit bezeichnet werden müßte. Den Beweis für die Richtigkeit unserer Ablehnung eines kriegerischen Hauptzweckes derartiger Wallanlagen haben wir in der schlichten Tatsache, daß mit dem Ende des Germanentums und dem Beginn des Mittelalters Befestigungswerke mit mehrfacher Umwallung nicht mehr errichtet wurden. Das Mittelalter bringt die bereits erwähnte, mit einem einheitlichen Ring (Zusammenfassung von Mauer, Wall und Graben) möglichst sturmfrei umhegte Feste, obgleich von einer plötzlichen völligen Veränderung der Kriegsführung infolge anderer Angriffs- und Verteidigungswaffen nicht die Rede sein kann.

Abb. 4. Die Babilonie bei Lübbecke

Des weiteren ist hier ein zwar negativer, aber doch schwerwiegender Beweis geschichtlicher Art anzuführen: die uns überkommenen ausführlichen Beschreibungen weder der Römerkriege um die Zeitwende, noch der Frankenkriege wissen etwas davon, daß besiegte Germanen sich in Burgen oder Festungen zurückgezogen haben, um darin weiteren Widerstand zu leisten. Eine Ausnahme bildet die Sigiburg an der Ruhr, als eine gegen die Einfälle der Westfranken errichtete Grenzfeste. Nicht eine einzige der damals vorhandenen und z. T. inmitten der Kriegshandlungen gelegenen anderen großen Volksburgen hat in den Kämpfen und bei den Rückzügen irgendeine Rolle gespielt. Der Fürstensitz des Segest kann in diesem Zusammenhange nicht gegen unsere Auffassung angeführt werden, weil wir von seiner Lage und Anlage nichts wissen. Unsere Unsicherheit über die Altenburg bei Niedenstein verhindert ebenfalls ihre Anführung als Ausnahmefall. Es bleibt noch die durch Karl 772 „eroberte" Eresburg aufzuführen, von der Einhart jedoch nicht berichtet, daß sie überhaupt verteidigt wurde.

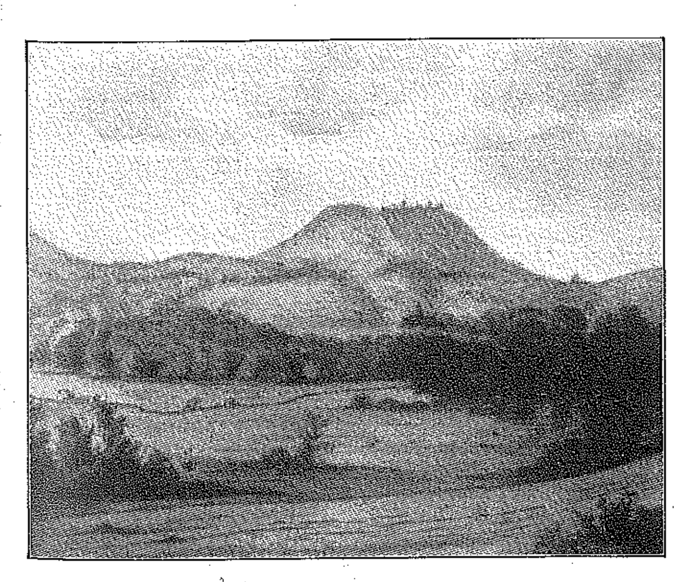


Abb. 5. Die Herlingsburg

Wenn unsere Vorfahren, die ihr Schicksal von der offenen Feldschlacht und dem Angriff abhängig machten, besiegt waren, zogen sie sich, soweit wie nötig, in ihre rückwärtigen dichten Wälder und unzugänglichen Bergtäler oder Sümpfe zurück; das waren ihre „refugia", die Tazitus erwähnt. Sie schlossen auch wohl Gebirgspässe durch Sperrwälle ab, wie die Dörenschlucht im Osning und verwerteten die zwischen den Stämmen etwa vorhandenen Grenzwälle, wie den Angrivarierwall im Jahre 16. Aber davon, daß sie sich in

Burgen einschließen ließen, oder daß sie von ihnen aus kämpften, ist niemals die Rede. Es entsprach dies auch nicht ihrer religiösen Auffassung von Kampf und Krieg, der ihnen ein Gottesgericht bedeutete, — am wenigsten, wenn es sich um den Austrag eines Streites zwischen den Stämmen, Gauen oder Sippen handelte; dann galten Gerichtsbeschluß, Ansage und Verabredung des Kampfes. Der Unterlegene hatte sich unter das Gottesgericht zu beugen, wenn er nicht der Ächtung durch den Stammesverband anheimfallen wollte, wie es den Ampsivariern im Jahre 58 n. Chr. ergangen ist.

Dieses sich aus geschichtlichen und psychologischen Gründen ergebende Bild des politischen Verhältnisses der germanischen Stämme untereinander, zusammengenommen mit den uns bekannten Rechtszuständen innerhalb der Stämme, Gaue, Dorfgemeinschaften und Sippen ist grundsätzlich verschieden von den gleichzeitig mit der Unterwerfung der Sachsenstämme in ganz Germanien einsetzenden sozialen und innerpolitischen Zuständen. Sie werden am zutreffendsten mit den Worten Herrenwillkür, Volksentrechtung und Faustrecht gekennzeichnet. Über sie spannte sich dann eine Kaiserherrschaft wie ein bald hier, bald dort zerreißendes Netz und spiegelte uns ein einheitliches Reich vor, welches nur in Ausnahmezeiten bestanden hat. Durch die obwaltenden Verhältnisse war es begründet, daß das mittelalterliche Deutschland auf den Bau waffenstrotzender Schutz- und Trutzfesten und auf die Vorbereitung von „Fluchtburgen" bedacht sein mußte, während im germanischen Volksleben vor 800 kein Bedürfnis nach Festungen oder gar Fluchtburgen vorlag. Durch ein Bild an der Markussäule wissen wir von Grenzbefestigungen gegen die Römer. Das Flechtwerk und die Gesamtlage zeigt, daß hier keine Beziehungen zu einer germanischen Wallburg vorhanden sind.

*

Wir gehen nunmehr auf die wirkliche Bedeutung der germanischen Burgen näher ein und lenken unseren Blick zuerst auf die Gruppe der kleinen Ringwälle, von denen der kleinste mir bekannte einen Durchmesser von nicht mehr als 17 Meter hat, und deswegen auf keinen Fall als militärische Anlage gedeutet werden kann. Aber sie sind da und haben ihren Zweck gehabt. In Hölzermanns Atlas sind es unter insgesamt 38 germanischen Burgen 16, die zu dieser Gruppe gerechnet werden müssen.

Es ist niemals darüber ein Zweifel aufgetaucht, daß unsere Vorfahren, wie alle alten Völker, bestrebt waren, der Gottheit eifrig zu dienen, und daß sie dieses im Unterschied von den tempelbauenden Südvölkern in der freien Natur getan haben.

Inmitten mehrerer beachtenswerter Flurnamen liegt bei Haus Ruhr in Westfalen ein kleiner Ringwall, der den Bewohnern der Umgegend seit alters bis heute als Ort für Verlöbnisse und sonstiges feierliches Tun dient. An jener Stelle wurde ich überzeugt, daß solche vermeintlichen Verteidigungswerke in Wirklichkeit gleichsam die Kirchen unserer germanischen Vorfahren gewesen sind, wo sie sich vielleicht auch regelmäßig zu gottesdienstlichen Handlungen versammelt haben. Von der Art und Weise der kultischen Gebräuche haben wir freilich nur eine unerhört geringe Kenntnis.

Daß die alten Sachsen an bestimmten Orten regelmäßig ihre Gottesdienste hatten, und daß sie dabei gewohnt waren, ihre Lieder zu singen, geht aus mehreren Verboten und aus päpstlichen Anordnungen hervor. Es war vielleicht ein Rest der früheren Harmlosigkeit in religiösen Dingen, vielleicht aber auch Trotz gegenüber der neuen Lehre, wenn sie die alten Lieder noch in oder bei den neuerrichteten christlichen Kirchen anstimmten. Es ist nicht zu verwundern, daß die Machthaber sich gezwungen glaubten, bis zur Verhängung der Todesstrafe für Zerstörung oder Beschädigung der Kirchen zu schreiten, die in die Weihestätten des alten Glaubens gesetzt waren.

Kirchen dieser Herkunft können wir natürlich in erster Linie inmitten unserer alten Dörfer auf den alten, meist erhöhten Dingstätten wieder herausfinden. Aber wir haben sie auch in kleinen Ringwällen, mittleren Wallburgen und großen Volksburgen in ganz

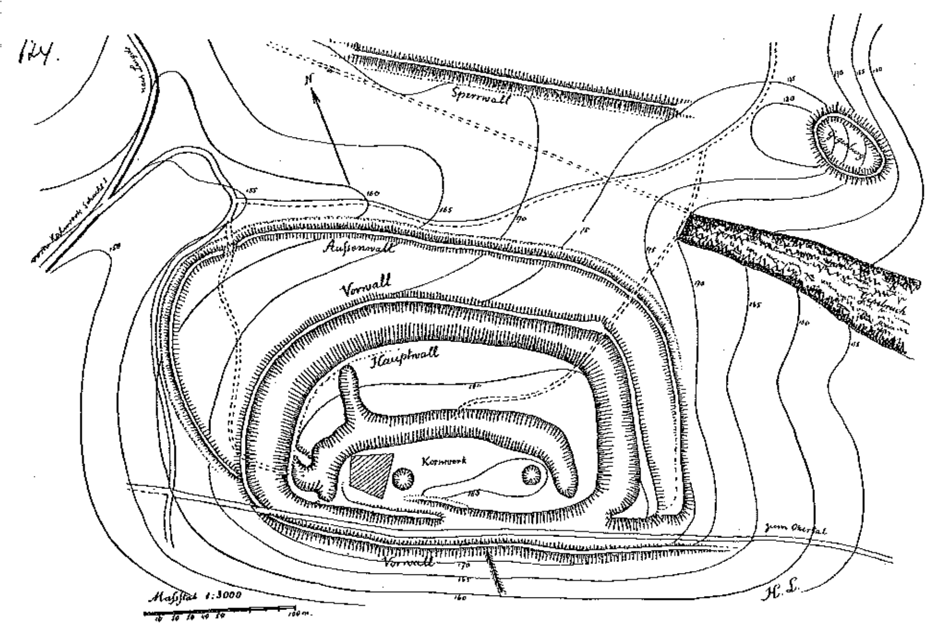


Abb. 6. Der Harlingeberg (Harlyberg) bei Vienenburg

Germanien. Auf der stattlichen Liste würden uns große Prozessionskirchen und Klöster, Einsiedeleien und winzige einsame Kapellchen begegnen. Sie alle sind ein schwerwiegender Beweis für den ursprünglichen Kultcharakter der Burgen, zumal wenn sich neben dem kirchlichen Gebäude als altes Inventar des Burginnern noch Gräber aus vorchristlicher Zeit finden. Das ist für ein kriegerisches Werk eine befremdende Ausstattung. Aber Ahnengedächtnis und seine Zusammengehörigkeit mit Gottesverehrung ist germanisches Erbteil, welches ohne Unterbrechung auf die christliche Kirche übergegangen ist.

Als besonders wichtiges Beispiel erwähne ich die Milseburg bei Fulda, weil sie — wie u. a. auch die Herlingsburg bei Schieder (Abb. 5) — mit besonderem Nachdruck unser Fragen und Forschen nach der kultischen Aufgabe einer germanischen Burg auf eine weiterführende Spur bringen kann.

An der Milseburg waren mir deren Erforscher Professor Vonderau und Oberbaurat Schwarz Führer und Berater. Unter den Rätseln der Burg stehen die sogenannten

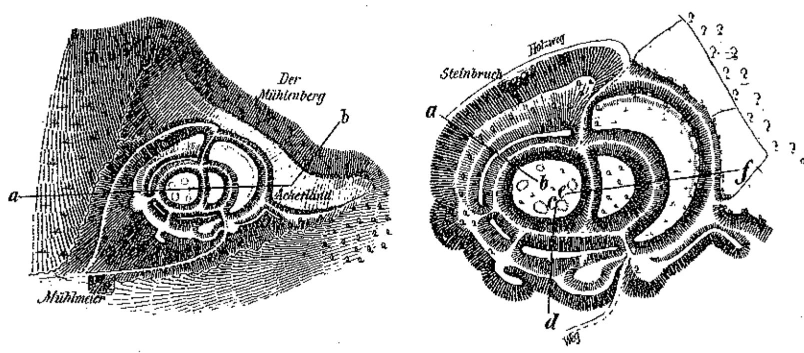


Abb. 7. Altsternberg bei Schwelentrup
Maßstab 1:6250 und 1:3125

„Wohnpodien", die sich, ebenso wie an der Steinsburg, innerhalb des nur den halben Berg umfassenden gewaltigen äußeren Mauerrings finden, in vorderster Linie. Als Wohnpodien bezeichnet man die kleinen, je etwa 30 bis 60 qm umfassenden, mit Felsstücken umlegten Plätze. Sie schmiegen sich unmittelbar aneinander, und ihre Zahl geht an die Hundert. Über jedem Platz kann ein Zelt errichtet gewesen sein, welches in dem rauhen Rhönklima auf solcher Höhe nur einen völlig unzureichenden Schutz gegen die Unbilden des Winters bot. Es erscheint völlig ausgeschlossen, daß es sich hier um Dauersiedlungen handelt, obgleich in ihnen eine große Menge alter Topfscherben usw. gefunden wurde. Nach Ausweis dieser Massenfunde muß sich der Aufenthalt der Menschen, wenn er immer nur kurz gewesen sein kann, durch weite Zeiträume fort und fort wiederholt haben.

Weder aus den Bodenfunden, noch aus sonstigen Verhältnissen der Milseburg ergeben sich irgendwelche Anzeichen, daß es sich bei dem Aufenthalt der Menschen um kriegerische Zeiten gehandelt habe.

Wir fragen: sind es Pilger aus der weiten Umgebung gewesen, die hier zu den Festzeiten zusammenströmten? Dann haben sie sich, jedesmal für einen Aufenthalt von mehreren Tagen oder gar Wochen eingerichtet, in denen sie, Sippe für Sippe auf je einem der Wohnpodien hausten und es sich wohl sein ließen. Dann haben sie neben den Andachtsübungen an heiligen Stätten auch dem Kampfspiel, Tanz, Sport und sonstiger Volksbelustigung gehuldigt.

Zu dem Zwecke waren die weiten ebenen Räume innerhalb der äußeren Umhegung geeignet; und der Name des unmittelbar danebenliegenden Weilers heißt noch heute Danzwiesen. Hinzu kommt, was bei fast allen Burgen an Geraune und Sagen im Volksmunde sich zu erhalten pflegt, und was zumeist mit dem Teufel im Zusammenhang steht, oder auf die zu christlichen Heiligen umgestempelten Asen sich bezieht.

Wenn die Wohnpodien der Milseburg keine Dauerwohnplätze waren, so muß dasselbe für die gleichgearteten Wohnpodien der Steinsburg bei Römhild gelten, und die Gesamtbedeutung beider Burgen muß ungefähr die gleiche sein. Zu ihnen gesellen sich — wenn auch ohne Wohnpodien — der Kreuzberg und die Otternsteine mit ihren Basaltköpfen und gewaltig aufgetürmten zyklopischen Steinmauern, die eine Höhe bis zu 8 Metern gehabt haben müssen. Die Zahl der Arbeitstage, die zu ihrem Bau nötig gewesen ist, hat man auf Millionen berechnet. Jetzt sind die Mauern durch die Frostwirkungen in den vielen verflossenen Jahrhunderten zu flachen Felsenbändern von erstaunlicher Breite auseinandergeflossen (man vergleiche hierzu das Bild von der Heidemauer in Heft 6/1934 dieser Zeitschrift).

Gedenken wir beim Anblick solcher Riesensteinwerke auch der Riesenerdwerke, mit denen Burgberge, wie etwa der Altkönig im Taunus und der Harlingeberg bei Vienenburg (Abb. 6) und auffälligerweise auch Burgen der allerkleinsten Gruppe, wie Altsternberg in Lippe (Abb. 7), umhegt sind, dann fordern solche Leistungen ihre besondere Erklärung, zumal wenn das Fragen nach einem praktischen kriegerischen oder sonstigen Zweck, wie im letzterwähnten Falle, ohne Antwort bleibt.

Eine durchaus befriedigende Erklärung ist zu finden, wenn in Betracht gezogen wird, daß in der gesamten alten Völkerwelt quantitativ große Leistungen als eine Weise der Ehrung von Göttern und Menschen galten. Wenn die Orientalen gewaltige Pyramiden und Türme bauten, so hatte das keinen praktischen, sondern den idealen Zweck, den König und die Gottheit zu ehren. Auch den Griechen kam es nicht nur auf Schönheit, sondern auch auf Mächtigkeit ihrer Säulentempel an. Die Christen begannen, sobald sie konnten, übergroße Kirchen zu bauen, und in Deutschland reckten sich die hohen Türme der Münster und Dome zum Himmel empor, — alles zur Ehre Gottes.

So bauten unsere Vorfahren zur Ehre der Ahnen Großsteingräber und häuften die Hügel-

gräber höher als nötig gewesen wäre. Obgleich die Wallburgen nicht als Wohnungen Gottes gedacht waren, so entspricht es doch dem erwähnten allgemein menschlichen Empfinden, wenn auch in Germanien manche Umhegungen geweihter Stätten um deswillen ihren monumentalen Charakter erhalten haben, weil man mit der großen Leistung der Gottheit dienen und Ehre erweisen wollte. Sie gereichten schon den Erbauern zur Genugtuung und erweckten feierliche Gefühle, Staunen und Freude in den Herzen derer, die zu festlichem Brauchtum herbeiströmten.

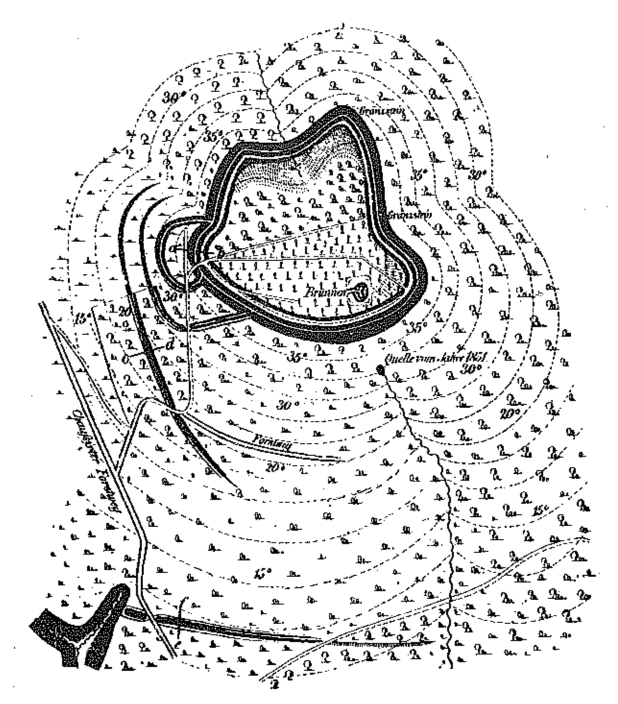


Abb. 8. Plan der Herlingsburg bei Lippe

Der Forschung kann es noch gelingen, klarere Begriffe darüber zu schaffen, wie es bei den großen Volksfesten zugegangen sein mag. Unsere bisherigen Kenntnisse besagen, daß bei unseren Vorfahren die verschiedenen Formen des volkstümlichen Gemeinschaftslebens, also Gesetzgebung, Recht und Strafgericht, das feierliche und bindende Tun des Privatlebens, dazu auch Spiel, Gesang und sonstige Freuden des Schauens und des Hörens, keineswegs von der Religion und dem Kult getrennt, sondern innig miteinander verknüpft waren, ja vielfach in ihnen wurzelten. Es ist deswegen eine nicht zulängliche Bezeichnung, wenn die alten germanischen Volksburgen Kultstätten oder auch Heiligtümer genannt werden. Es wäre wohl begründet, wenn wir sie Tieburgen nennen würden, also germanische Volksstätten allgemeiner Art von besonderer Prägung.

Es ist unsere dringende Forderung, daß die germanischen Burgen, sofern sie noch für uns und die zukünftigen Geschlechter ausreichend gut erhaltene Anschauungsgegenstände darstellen, in ihrem alten Zustande erhalten bleiben müssen, und zwar auch ungestört durch gutgemeinte Verwertung zu modernen Zwecken, wenn sie doch zur Verwischung des alten Charakters führen müßte.


Abb. 9. Der Waldeck-Pyrmonter Gebietsschlauch zur Herlingsburg

Die Vorstellung großer gemeinsamer Feste ermöglicht uns, zur Aufhellung weiterer erklärungsbedürftiger Erscheinungen des germanischen Volkslebens zu gelangen. In den Annalen des Tazitus haben wir eine Schilderung des römischen Überfalls über die das Herbstfest feiernden Marser im Jahre 14. Diese Schilderung gewinnt nur dann hinsichtlich der ihr zugeschriebenen Bedeutung eine gewisse Glaubwürdigkeit, wenn wir annehmen, daß sich die Bevölkerung zur Zeit des großen Festes in weitgehendem Maße auf der Pilgerfahrt befand, ohne eine Belästigung ihrer Ortschaften seitens ihrer germanischen Nachbarn befürchten zu brauchen. Wahrscheinlich mußte während der Festzeiten jede Fehdehandlung innerhalb der zur Kultgemeinschaft zusammengeschlossenen Stämme und Gaue, ja auch wohl der in Feindschaft lebenden Sippen ruhen. Der mittelalterliche Gottesfrieden „retuja dei") an bestimmten Tagen zur Zeit des Faustrechts wird der mißlungene Versuch der Wiederbelebung einer altgermanischen Sitte sein.

Große Volkszusammenkünfte erfordern organisatorische Maßnahmen. Wenn die besprochenen Wohnpodien zum geordneten Aufenthalt der Menge dienen konnten, so fand ich in der Nähe der Heiligtümer der Osningmark leicht umwallte Plätze, stets mit Wasser, die nur als Lager für zusammengehörige Festteilnehmer eine befriedigende Deutung finden. Auch die „Vorburgen" können am besten ähnlich erklärt werden.

Und nun die mehrfachen Wälle der „Tieburgen"! Wenn diese, seien sie mehr oder weniger mächtig, nicht in erster Linie gegen andringende feindliche Krieger gerichtet waren, dann können es wohl nur Schranken gewesen sein, die dem zu den Festen herbeikommenden Volke galten. Auch heutzutage kommen ja große Menschenansammlungen ohne Schranken nicht aus. Im kultischen Leben der Völker hat es erst recht niemals an festen Ordnungen für den Zutritt zum Heiligen gefehlt, bis hin zu den Schranken des Altars in Tempeln und in christlichen Kirchen. Auch bei den großen germanischen Festen muß Schranke und Wehr gegen Unordnung und zur Regelung der Teilnahme an den Handlungen vorhanden gewesen sein. Vielleicht hat auch die soziale Abstufung der Festteilnehmer (Fürsten, Goden und sonstige Amtswalter, — Freie, Unfreie und Knechte) dabei eine Rolle gespielt. Man sehe sich die eigenartige, durch die Wälle erreichte Platzeinteilung an der Herlingsburg (Abb. 8) an, wie sie sich z. B. ganz gleichartig auch an der Altenburg bei Niedenstein findet, so wird man schwerlich zu einer ausreichenden Erklärung kommen, wenn man an eine Torverwahrung denkt. Zur Altenburg bei Niedenstein zieht sich ein senkrecht auf den Ringwall gerichteter alter Graben hinauf; die gleiche Erscheinung findet sich am Leistruper Walde; vielleicht sind es auch Grenzschranken für die Festpilger aus verschiedenen Gauen. Diesem Zwecke haben *auf jeden Fall* die Gebietsschläuche an der Herlingsburg (Abb. 9), am Köterberg und am Osterberg südlich des Kahlen Asten gedient. Hier haben sich die Eigentumsgrenzen bis heute erhalten.

Mit dem pünktlichen Erscheinen zu den Versammlungen scheint es nach Tazitus bei unseren Vorfahren nicht immer gut bestellt gewesen zu sein. Das lag gewiß meist daran, daß die kalendrischen Hilfsmittel zur Zeitbemessung wie Ortungsmale am Horizont, Kalenderstäbe und Nachrichtenvermittlung, nicht an allen Orten sorgfältig genug geordnet waren und beachtet wurden. Wer etwa zu den Feiern zu früh kam, durfte wahrscheinlich die vorgesehene Schranke noch nicht überschreiten.

Zum Schluß fasse ich zur Vermeidung von Mißdeutungen zusammen: Die in ihrer Anlage unverkennbaren, meist auf Bergeshöhe aber auch in der Ebene erbauten germanischen Ringburgen waren in erster Linie die feierlich umhegten Stätten zur Gottesverehrung und für die mannigfach gearteten Festversammlungen der zugehörigen Volksgemeinschaft. Ein kriegerischer Nebenzweck, also die Aufgabe einer Burg als Verteidigungswerk, kann nur bei einer Minderzahl, und auch dann nur in sehr eingeschränktem Sinne in Betracht kommen, wobei als Ausnahmefall mit voller Bestimmtheit nur die Sigi-

burg gelten kann. Der auf mittelalterliche Zustände zurückführende Ausdruck „Fluchtburg" ist für die Verhältnisse der germanischen Zeit überhaupt ganz unzutreffend.

Unsere Wertung des in den germanischen Burgen uns gebliebenen vorväterlichen Erbteils vermag erhebliche Dienste zur Aufhellung des verschleierten germanischen Volkslebens zu leisten. Sie hebt unsere Beziehungen zum Blut und zum Boden unserer Ahnen. Sie verknüpft unser Empfinden mit der germanischen Vergangenheit inniger, als wenn sich bei Besuch der von unseren Vätern hergerichteten Stätten die Gedanken auf Kriegsnöte, auf das Heranstürmen übermächtiger Feinde, auf Niederlage und Flucht beschränken müßten. So aber können wir auf Grund der vorliegenden Tatsachen die meist herrlichen, mit feinem Natursinn ausgewählten Plätze erfüllt denken mit buntem Volksleben zu ernstem und frohem Tun.



Das „Riewenheiwet" bei Nordhausen. In dem Aufsatze von Dr. E. Runge: „Eine Gaugerichtsstätte bei Nordhausen?" (Heft 2/1934, S. 36–39) ist u. a. die Rede vom „*Riewenheiwet*", einem kleinen Hügel, der nordwestlich vom Glockenstein liegt, doch konnte eine sichere Deutung des Namens nicht gegeben werden.

Nach einer Mitteilung von Frl. Dr. Runge hat Wilhelm Girschner in seinem 1880 erschienenen „Führer durch Nordhausens Umgebung" *Riewenheiwet* — verhochdeutscht: Ribbenhaupt und sogar Riesenhaupt (!) — als *Reuehaupt*, *Reuehügel*, *Sühnhügel* gedeutet.

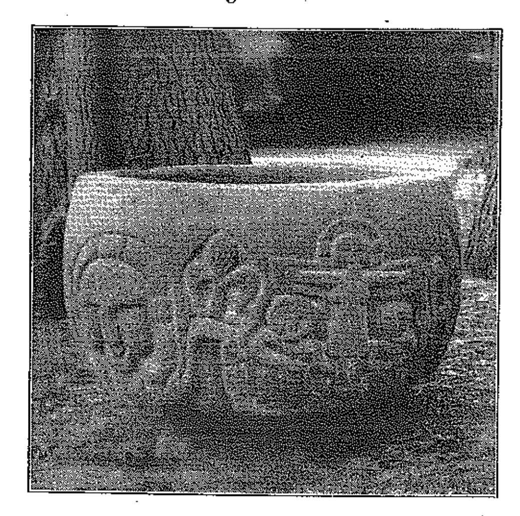
Dazu ist zu sagen, daß der erste Bestandteil des Namens — *riewen* — unzweifelhaft auf ein Wort zurückgeht, das noch in der Literatursprache des Mittelalters ziemlich häufig vorkommt. Ich meine das Wort rê, rêwes, ahd. hrê oder hrêo, hrêwes. Nach Lexers Mittelhochdeutschem Wörterbuch hat êr die Bedeutung: Leichnam, Tod, Mord, Grab, Begräbnis, Totenbahre. Für die neuere Zeit ist es noch mundartlich bezeugt, für Bayern z. B. in der Zusammensetzung Rebrett = Leichenbrett und für Norddeutschland als Reeweg = Likstieg, Hel- oder Notweg. Das Grimmsche Wörterbuch belegt es in der Form: *reff* = Knochenwerk, Gerippe eines Körpers (ein altes, dürres reff = ein altes, mageres Weib) und in der Form *riff oder rift* = Gerippe, Skelett. (bremisch: he is so mager as een rift). Im Münsterländischen findet sich dagegen noch heute die Form *riewen*, und zwar in der Redensart: he is in de riewen gaohn, was so viel bedeuten soll wie: er ist gestorben. Hochdeutsch sagt man freilich: er ist in die Rüben (!) gegangen. Dieselbe Wendung weist das Werk von Borchardt-Wustmann: „Sprichwörtliche Redensarten" auch für Ostfriesland nach: he geit in de *röven* = er macht es nicht lange mehr und he kumt der mit in de *röven* = er bringt sich damit in die Patsche.

Der zweite Bestandteil des Wortes — *heiwet* — geht auf Haupt = Hügel zurück. An der Ostseeküste kommt das Wort in der Form *höft oder hövt* in zahlreichen Ortsnamen vor. Ich will nur einige nennen: das Göhrensche, Reddewitzer, Zickersche und Thiessower Höft auf Rügen, die Lotsenstation Barhöft im Reg.-Bez. Stralsund und die Leuchtturmstation Rixhöft in der Nähe der Halbinsel Hela. Auch die holländischen *hoofden* bezeichneten ursprünglich nur die Kreidefelsen bei Dower und Calais. (Vgl. Ew. Banse, Lexikon der Geographie, Westermann.) Sogar in Irland kommt der Name vor, denn nordöstlich von Dublin liegt auf einer kleinen Halbinsel ein *Ben Howth* und auch eine *Nose of Howth*.

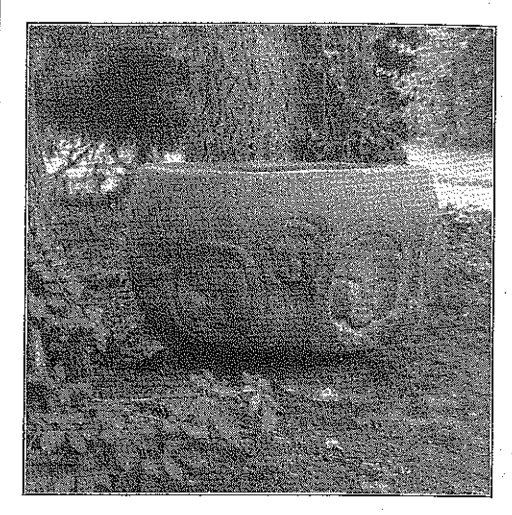
Die Gleichsetzung *heiwet* — *haupt* — *höft* wird gestützt durch die Nordhauser Aussprache des au; denn man spricht dort z. B. Waisenhaus aus wie Waa(e)senhaas. Wir dürfen deshalb als sicher annehmen, daß Riewenheiwet der Totenhügel, der Galgenberg ist und deshalb wohl dasselbe bedeutet wie der Name *Rabenstein*, der ja nach Grimms Wörterbuch

auch die Bedeutung hat: der gemauerte Richtplatz unter dem Galgen (calvarie locus). Übrigens ist ja der Rabe (ahd. hraban) nicht nur das Symbol des winterlichen Jahresgottes Wodan, des Totengeleiters und Totenrichters, sondern auch der Aasfresser, der Galgenvogel, dem die Leichen der Gehenkten verfallen sind. Karl Barche, Solingen.

Steinbecken von Neustrelitz. Im Schloßgarten von Neustrelitz steht unter drei alten Fichten ein seltsames Steingefäß, von dem ich annehme, daß es ein altes Opfergefäß ist. Das Gefäß ist aus einem Granitfindling gefertigt, hat 80 cm Durchmesser und ist 70 cm hoch. Innen ist es tief und rund sauber ausgearbeitet, aber nicht poliert. Die Wandstärke an dem gut erhaltenen Rande beträgt 8 bis 10 cm.



Die Außenseite zeigt in grober, aber klarer Steinmetzarbeit ein Bildwerkband von kraftvollem Ausdruck. Das Hauptstück zeigt eine Gestalt am Kreuz, die beide Arme schützend über zwei andere Gestalten hält; ich möchte in dem Gekreuzigten Altvater, in dem Menschen mit gesenkten Armen den Eigenglauben, in dem mit erhobenen Armen den Christusglauben sehen[1]. Neben dieser Gruppe sind rundherum noch fünf große Sonnenscheibenköpfe gemeißelt, von denen der eine auf dem Gesicht einen Hammer trägt (Donar?). Die Gesichterscheiben



sind von quergeriefelten Rahmen umgeben; die Rahmenteile könnten wohl Jahreszeiten darstellen. Die Scheiben sind voneinander durch Lilien, an einer Stelle durch eine kleinere Gesichtsscheibe getrennt. Der Landeskonservator in Neustrelitz, Herr Dr. Huhstaedt, hält das Stück für zweifellos alt und echt, und neigt der hier gegebenen Deutung seines Sinnes zu. Johannes Becker.

[1]) Vgl. das Bild von Elstertrebnitz und dem Heidenstein zu Arnau, „Germanien" 2/33, S. 42 u. 44. Schriftltg.

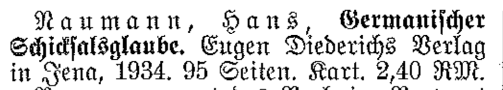
Versteckte Hufeisensteine. Im Gebiet der Hohneklippen im Harz befindet sich an versteckter und schwer zugänglicher Stelle eine lose, waagerecht liegende Steinplatte von etwa 16 Quadratmeter Fläche; in deren Mitte ist eine „Roßtrappe" von etwa 18 Zentimeter Länge und 14 Zentimeter Breite.

Ein anderer Hufeisenstein befindet sich in Trautenstein, einem braunschweigischen Orte zwischen Beneckenstein und Hasselfelde, im Rappbodetal. Er liegt, versteckt und vergessen, in einer Ecke des Pfarrgartens neben dem auf einem vorspringenden Felsen errichteten Dorfkirchlein. Es ist der uralte Trutenstein, den unkundige Verböserer zu „Druidenstein" verkitscht haben.

Schulrat i. R. K. O. Beetz, Gotha.

Kam ein Flüchtling, ein Geächteter, ein Feind unter das Dach eines Germanen, dann genoß er dennoch Gastfreundschaft. Die Ehre wollte ehrlichen Kampf, keine Heimtücke.

Will Decker in „Der deutsche Weg".



N a u m a n n , H a n s , **Germanischer Schicksalsglaube.** Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1934. 95 Seiten. Kart. 2,40 RM.

Naumann nennt das Buch im Vorwort den „Versuch einer altgermanischen Philosophie". Zweifellos ist diese Benennung richtiger. Die in der Edda geschilderten göttlichen Gestalten werden als sozusagen gesteigerte, ins Mythische erhobene Menschen der germanischen Welt aufgefaßt. Dementsprechend ist ihr Tun und Handeln die Auseinandersetzung des Germanen mit dem Schicksal schlechthin. — Weniger gut sind die Göttinnen, als die vergöttlichten germanischen Frauen gezeichnet. Hier hat zweifellos die Abneigung gegen Wirth manches als orientalisch und asiatisch gedeutet. Auch die „im ganzen gutwillige Bekehrung der Germanen" zum Christentum ist nicht ohne weiteres anzuerkennen. — Auch diese Deutung der Edda von der philosophischen Seite aus ist sicher nur aus der heutigen Zeit gesehen. Trotzdem kann aber den Gedankengängen Naumanns im großen ganzen zugestimmt werden, um so mehr, als er schließlich doch in seinen Endfolgerungen zur germanischen Lebens- und Schicksalsbejahung hinfindet. Die fließende Darstellung erleichtert dem Leser das Herankommen an den spröden Stoff, so daß das Buch sicher manchem etwas geben kann. H—s.

Elbinger Jahrbuch. Zeitschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft und der städtischen Sammlungen zu Elbing. Im Auftrage der Elbinger Altertumsgesellschaft. herausgegeben von Dr. Bruno Ehrlich, Heft 11, Jubiläumsheft zur Feier des 60-jährigen Bestehens der Elbinger Altertumsgesellschaft. 1933. Elbing, Selbstverlag der Gesellschaft (1934). 292 S., 16 Tafeln, 2 Karten. Gr.-8°.

Der reichausgestattete Band behandelt zahlreiche verschiedene Abschnitte der Elbinger und der deutschen Ostmarkgeschichte. Aus dem vielseitigen Inhalt nennen wir als für uns besonders wichtig den Aufsatz „Spuren der Wikinger um Truso" von Dr. K. Langenheim (vom Danziger Staatl. Mus. f. Naturkunde und Vorgeschichte). Die Arbeit stellt unter 112 Einzelziffern sämtliche bis heute bekannten Wikingerfunde aus Ostpreußen, Westpreußen, Posen Pommern in vorbildlich übersichtlichen und reichhaltigen Schautafeln zusammen, zeigt ihre räumliche Verteilung auf einer klaren Karte und bringt von mehreren bemerkenswerten Fundstücken gute Abbildungen. Solche Arbeiten sind nützliche Waffen im Kampf für unsere Ostmark. G.

L e c h l e r , J ö r g , **Vor 3000 Jahren** Sammlung Volk und Wissen, Brehm Verlag Berlin, 1934, 32 Seiten (0,90 RM.).

Lechler schildert die Bronzezeit des Nordens und das Frühgermanentum. Er erzählt, was wir von unseren Vorfahren vor 3000 Jahren wissen und erläutert es durch die über 30 Bilder, die dem Bande beigegeben sind. Kleidung, Nahrung, Hausbau, Kunstgewerbe und religiöse Vorstellungen werden in großen Zügen umrissen. Eine Karte, von Kossinna übernommen, zeigt das Vordringen der Germanen nach Süden, Westen und Osten, wie wir es heute an Hand der Bodenbefunde im großen ganzen haben festlegen können. Mit Recht weist Lechler gleich zu Anfang darauf hin, daß nur in Deutschland die großen Funde der Bronzezeit unbeachtet bleiben konnten, obwohl selbst die vielgerühmten ägyptischen Grabungen nichts Älteres bringen konnten und die germanischen bronzezeitlichen Trachten die ältesten der ganzen Welt sind. Gerade deshalb ist es doppelt erfreulich, wenn in Ägypten geborgene Funde, wie der bekannte Rennwagen, sich nachher als aus dem Norden eingeführt erweisen und damit wieder ein bestauntes Prachtstück als germanisch nachgewiesen werden konnte. Unsere Theater aber studieren heute noch zwar für „Julius-Cäsar"-Aufführungen Kostüme und Kulturgeschichte der Zeit genau, lassen aber nach wie vor den Germanen mit dem Bettvorleger als Kleidungsstück auftreten. — Diesen Stoßseufzer Lechlers wird man verstehen, wenn man das gut ausgestattete Bändchen gelesen hat. H—s.

„Unser Heiliges ist unsere Heimat, unser Ewiges ist unser Volk."

Ernst Bergmann



Zeitschriftenschau

Siedlung und Ausbreitung

Eduard Peters, **Das Mesolithikum der oberen Donau.** Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 18. Jahrg., Heft 2, 1934. Der Aufsatz bringt einen Bericht über die mittelsteinzeitliche Fundschicht der wichtigen Ausgrabungen in der Falkensteinhöhle an der oberen Donau. Eine gutgearbeitete Feuersteinindustrie, Knochengeräte und Schmuck — jedoch keinerlei Töpferware — kennzeichnen diese reichvertretene Kultur, die deutlich Beziehungen zum Azilien zeigt, als dessen Ostgrenze bisher der Rhein galt. Vermutungen sprechen heute dafür, daß es sogar noch weiter nach Osten gereicht haben dürfte. / J. Spriestersbach, **Bergische Wallburgen.** Meine Heimat. Kunst- und Heimatzeitschrift für das bergisch-niederrheinische Gebiet. Verlag Ernst Scholl-W.-Ronsdorf. 8. Jahrg., Heft 5, 1934. Im Bergischen Land sind vorgeschichtliche Siedlungen und Gräber bisher recht selten, mit Ausnahme der Wallburgen, deren Aufbau Verf. an der Wallburg von Glüder, der schönsten und eigenartigsten, veranschaulicht. Es sind stark befestigte Anlagen auf Bergnasen, zumeist an recht unzugänglichen Stellen. Unter den Siedlungsspuren fällt hier besonders auf eine in den Fels eingesprengte Wohngrube von der Größe und Höhe eines recht großen Zimmers. Es scheint sich an den bergischen Wallburgen eine Zeitfolge an der Art des Hausbaues feststellen zu lassen, dergestalt, daß die ältesten Wohngruben, die jüngeren ebenerdige Häuser besessen haben. Sie werden auch hier den Kelten zuzuschreiben sein; eine gründliche Untersuchung fehlt jedoch noch. / Paul Reinecke, **Ein spätkaiserzeitliches Germanengrab aus dem Neuburgischen** (Germania. 18. Jahrg., Heft 2, 1934) wurde 1830 bei dem Dorfe Laisacker gegenüber Neuburg an der Donau im bayrischen Schwaben entdeckt, das bisher wenig gewürdigt wurde. Vom Skelett ist wenig erhalten, als Beigaben ergaben sich drei Pfeilspitzen, eine spätkaiserzeitliche Silberschnalle, eine Vase rheinisch-provinzialer Herkunft und einige einheimische Gefäße. Wahrscheinlich befindet sich eine Siedlung in unmittelbarer Nähe; sie dürfte Alanen, Hermunduren oder Juthungen zugehört haben. / Martin von Roska, **Das gepidische Grabfeld von Veresmort-Marosveresmart, (Turda-Tordaaranyos, Siebenbürgen).** Ebenda. Der Fundplatz liegt am rechten Ufer der Maros, also unmittelbar neben der Hauptverkehrsader und alten Völkerstraße Siebenbürgens. Es zeigte sich, daß hier ein gepidischer Friedhof mit reichem Fundinhalt über einem älteren gotischen Friedhof und einer kupfer- bzw. bronzezeitlichen Siedlung, deren Herde noch feststellbar waren, angelegt worden ist. Die gepidische Schicht gehört ins 6. und 7. Jahrhundert.

Zur geistigen Kultur der Germanen

Hertha Schemmel, **Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden.** Alldeutsche Blätter. 44. Jahrg., Nr. 7, 1934. Der Aufsatz erörtert die verschiedenen Deutungsweisen der nordischen Felsbilder, würdigt das endlich in deutscher Sprache vorliegende Werk gleichen Titels von Oskar Almgren und insbesondere dessen Deutung als hauptsächliche Darstellung kultischer Umzüge und Handlungen aus dem Bereich der Fruchtbarkeitskulte. Wegen der rassenseelischen Gegensätze wird der Gedanke einer Entlehnung aus dem Orient abgelehnt. / K. Rembert, **Etwas vom Hakenkreuz und verwandten Sinnbildern.** Die Heimat. Mitteilungen der Vereine für Heimatkunde in Krefeld-Uerdingen a. Rh. 13. Jahrg., Heft 1, 1934. Der Aufsatz bringt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Geschichte und das Vorkommen des Hakenkreuzes und seine Beziehungen zu anderen Kreuzesformen. / A. Steeger, **Das Hakenkreuz auf frühgeschichtlichen Funden des Niederrheins.** Ebenda. Verfasser beschreibt die in diesem Gebiet geborgenen Funde mit Hakenkreuz und führt sie im Bilde vor. Es handelt sich um einen römischen Leistenziegel mit eingestempelten Hakenkreuz von Colonia Traiana bei Xanten, sowie zwei goldene Anhänger, eine Scheibenfibel und eine Zierscheibe germanischer Arbeit. / Franz Müller, **Über germanische Runen.** Unser Pommerland. Verlag Fischer und Schmidt-Stettin. 19. Jahrg., Heft 2, 1934. Ausgehend von dem schönen Ring mit Hakenkreuz und Runenzeichen von Körlin erörtert der Verfasser die Entstehung der Runen und insbesondere die Frage, ob ihnen ursprünglich eine Bildbedeutung zugrunde gelegen habe oder nicht. Wahrscheinlich sind die bildlichen Deutungen erst nachträglich hineingesehen worden. / Hertha Schemmel, **Germanische Männerbünde?** Alldeutsche Blätter. 44. Jahrg., Nr. 9, 1934. Der Gedanke der „Männerbünde" wird heute vielfach auch auf germanisches Gebiet übertragen. Die Männerbünde gehören in den Bereich des Mutterrechts und sind dort durchaus organisch erwachsen. Nordisch-germanische Geistes- und Lebenshaltung dagegen gibt nicht den geringsten Anlaß zur Entstehung solcher Bünde, und alles, was etwa dafür in Anspruch genommen wird, läßt sich durchweg aus anderen Ursachen erklären.

Brauchtum und Technik

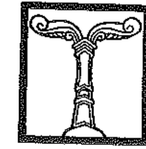
Das Schädelgrab von Börnecke (Harz). Braunschweigische Heimat. Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz. 25. Jahrg. Heft 2, 1934. Bei dem Dorfe Börnecke bei Blankenburg befindet sich eine bewaldete Höhe, „Im Raaf" genannt, deren vorderste Spitze ein Grabhügel krönt, der bereits mehrfach von Raubgrabungen heimgesucht worden ist. Jetzt ergab eine sachgemäße Grabung neben Nachbestattungen aus späterer Zeit eine Kopfbestattung, die durch die Beigefäße als zur Aunjetitzer Kultur gehörig gekennzeichnet ist. / Paul Reinecke, **Die Verbreitung der Bronzeschwerter im rechtsrheinischen Bayern.** Germania. 18. Jahrg., Heft 2, 1934. Ausgehend von dem Gedanken, daß das Vorkommen von Bronzegegenständen, insbesondere so großer Stücke wie der Schwerter, einen gewissen Rückschluß auf die Kupferförderung der Ostalpen gestattet, bringt Verfasser eine Statistik der Bronzefunde in Bayern. Es zeigt sich, daß das Donauland viel reicher an Fundstücken ist als das Mainland. Das stärkste Vorkommen der Bronzeschwerter liegt jedoch außerhalb dieses Gebietes, im germanischen Bereich Norddeutschlands und Skandinaviens. / Armin Stroh, **Römischer Töpferofen mit einheimischer Keramik von Hailfingen, O. A. Rottenburg.** Ebenda. Bei Hailfingen wurde ein schlechterhaltener römischer Töpferofen aufgedeckt, in dessen Nähe sich auch bandkeramische und alemannische Fundplätze fanden. Die zweifellos einheimische Keramik und damit auch der Ofen konnten auf die Zeit von 150 bis 200 n. Chr. datiert werden durch Vergleich mit den Funden von Rottenburg und anderen sicheren Fundstellen. Sie zeigt eine unmittelbare Herkunft von der örtlichen latènezeitlichen Tonware. / Otto Kleemann, **Neue Ausgrabungen in Wiskiauten.** Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 9. Jahrg., Heft 12, 1933. Die Ausgrabungen des wikingischen Gräberfeldes in der Kaup von Wiskiauten, Kr. Fischhausen im Samland, wurden in großem Maßstabe wieder aufgenommen und ergaben unter anderen wesentlichen Feststellungen auch den Aufbau eines Hügelgrabes, das bei früheren Grabungen bereits durch schnurkeramische Beigaben bekannt geworden war. Das steinzeitliche Grab war in einen natürlichen Kieshügel eingetieft und ursprünglich von mehreren Gräben und einem niedrigen Palisadenzaun umgeben. Bei späteren Nachbestattungen ist dann mehrfach der Hügel höher aufgeschüttet worden. Hertha Schemmel.

„Das Bild", Monatsschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Gegenwart. Hg. v. d. Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. Verlag C. F. Müller, ebenda. Preis des Heftes bei Dauerbezug 1 RM., einz. 1,25 RM.

Auf die sehr gut geleiteten, sehr gut ausgestatteten und reich bebilderten Hefte weisen wir gern empfehlend hin. Die Zeitschrift verfolgt einen eigentümlichen und vielversprechenden Jahresplan: es soll in jeweils einem Heft die Gesamtleistung einer bestimmten deutschen Landschaft und Stammesart auf dem Gebiet der bildenden Kunst beleuchtet werden. Da es unmöglich ist, die Einzelheiten einer solchen Gesamtleistung in Wort und Bild in einem Heft darzustellen, sollen, soweit es durchführbar ist, in jedem Jahre die gleichen Hefte der gleichen Landschaft gewidmet sein. Es liegen zur Zeit vor die Kunst des Oberrheins und die des Mittelrheins. Es ist besonders zu begrüßen, daß auch Proben germanischer Kunst in sehr schönen Abbildungen gebracht werden: z. B. eine alemannische Gürtelschließe, alemannischer Zierat vom Kopfzeug eines Pferdes, eine prachtvolle Riemenzunge aus Babenhausen, die Goldfibel aus Mölsheim und der Kaisermantel aus Metz (farbig). J. Fr.

„Das letztmögliche ‚Wissen' einer Rasse liegt schon in ihrem ersten religiösen Mythus eingeschlossen." **Alfred Rosenberg**





7. Öffentliche Tagung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in der Pfingstwoche 1934 in Bad Harzburg

Die Gunst der Lage des diesjährigen Tagungsortes gestattete es vielen Teilnehmern, vor der Tagung am 3. Pfingsttage auf dem Questenberg das Questenfest mitzufeiern. In dem Feste hat sich Brauchtum unserer Vorväter durch Jahrhunderte hindurch fast rein erhalten. Die feierliche Morgenstunde, da der Kranz des alten Jahres vom Questenbaume abgenommen wurde, und am Nachmittag die Weihe des neuen Jahreskranzes hinterließen tiefe Eindrücke bei den Gästen.

Am Dienstagabend fand die Tagung im Kurhaus zu Bad Harzburg ihren förmlichen Anfang. Oberstleutnant a. D. Platz, der Leiter der Vereinigung, begrüßte die Versammlung und die zahlreichen Gäste und dankte der Harzburger Kurverwaltung, dem Harzburger Altertums- und Geschichtsverein und dem Gaupresseamtsleiter Weigel für die sorgfältige Vorbereitung der Tagung. Die Vereinigung hätte seit der vorjährigen Tagung in Bad Pyrmont einen weiteren starken Aufschwung genommen. Mit dem Reichsbund Volkstum und Heimat und mit dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte hätten Vorbesprechungen stattgefunden, die das künftige Zusammenarbeiten und die Möglichkeit eines etwaigen Anschlusses klären sollten. Im Herbst würde die Hauptversammlung der Vereinigung in Detmold sich über diese Fragen entscheiden; bis dahin wären auch vom Reichsleiter Alfred Rosenberg Richtlinien für die künftige Arbeit der Vorgeschichtsforschung zu erwarten.

Kurdirektor Horstmann begrüßte die Versammlung namens der Kurverwaltung; Stadtrat Specht überbrachte die Grüße der Stadtverwaltung.

Dann hielt Oberstudienrat Tenner einen sehr beifällig aufgenommenen einführenden Vortrag über den „Harz in der Vorgeschichte". Die Gebirge sind von jeher von dem menschlichen Ausdehnungsdrang nur wenig berührt worden. Auch der Harz ist erst in geschichtlicher Zeit in größerem Maße durch Rodungen der Siedlung geöffnet worden. Aber schon der vorgeschichtliche Mensch hat den Harz bei seinen Jagdzügen durchstreift und hat im Ostharz zeitweise ziemlich dicht gesiedelt. Die ältesten Siedlungsstellen sind die Rübeländer Kalksteinhöhlen. Am Südrand des Harzes hat Museumsdirektor Jacob-Friesen in der „Steinkirche" bei Scharzfeld einen Siedlungsplatz der Renntierjäger der spätesten Eiszeit nachgewiesen.

In der Mittleren Steinzeit war der Harz von Siedlung frei. Nur am Südwestrand und im nördlichen Vorland finden sich aus jener Zeit Spuren des Menschen. Vermutlich hat im feuchten Seeklima jener Zeit der überwuchernde Wald den siedelnden Menschen vertrieben. In der Jüngeren Steinzeit bildete sich, wie wir wissen, Festlandsklima aus. Aus dem Wald wurde wenigstens in den niedrigeren Lagen eine natürliche lichte Parklandschaft. Nun wurde der Harz ein Durchzugsland vom Norden zum Süden, auch vom Osten zum Westen. Die Ströme wandernder Völkerschaften trafen hier in Brandung aufeinander. Drei Gruppen können wir unterscheiden. Aus den Gebieten der mittleren Donau stammt ein Volk von Siedlern her, dessen Spuren sich heute in Gestalt von Hacken, schweren Pflugscharen und bandverzierten Halbkugelbechern noch finden, besonders im nördlichen Vorland des Harzes überall auf Lößboden. (Wir müssen hier wie immer bei vorgeschichtlichen Funden natürlich bedenken, daß Werkzeuge oder auch

Schmuckstücke, die aus Holz, Geflechten oder Knochen bestanden, im Laufe der Jahrtausende vergangen sind. Um uns über die Geschichte des Menschen in der Vorzeit Begriffe zu bilden, sind wir allein auf solche Zeugnisse seiner Handfertigkeit angewiesen, die aus Stein, späterhin auch aus Metall bestehen und daher bis auf unsere Tage erhalten blieben.) Die zweite große Menschengruppe kommt aus dem Norden her; scharfe Beile, Dolche und Pfeilspitzen aus Feuerstein zeichnen ihre Spur im Gelände. Aus der Verteilung der Funde können wir schließen, daß sie die erstgenannte Gruppe der „Bandkeramiker" zurückgedrängt hat. Gegen Ende der Jüngeren Steinzeit kommt dann noch eine dritte Gruppe hinzu, die sich aus Westeuropa herfindet und deren Weg durch Pfeil, Bogen und Glockenbecher bezeichnet wird. In der Kiesgrube bei Veckenstedt finden sich drei Gräber dieser Menschen aus der Zeit um etwa 2000 v. Zw. — Streufunde finden sich überall im Harzgebiet, besonders aber solche der Nordleute. Durch eine Kette von Funden zeichnet sich u. a. ein alter Weg aus, der von Thale über Hasselfelde, Stiege, Ilfeld in die Goldene Aue führt. Ein anderer alter Weg führt über Südburg und Ellrich; alle jungsteinzeitlichen Funde im Oberharz liegen im Zuge dieses Weges.

Die Bronzezeit, die wir von etwa 2000 bis etwa 800 v. Zw. anzusetzen pflegen, verschiebt die Bevölkerungsverhältnisse nicht mehr wesentlich. Der Oberharz wird leer von Siedlungen. In jene Zeit etwa fällt das Zusammenwachsen der Bevölkerung nordischer und fälischer Rasse zum Volke der Germanen. — In Thale sind zwei große Bronzeschatzfunde geborgen worden. Die Kultstätten auf der Roßtrappe, auf dem Hexentanzplatz, dem Königsstein bei Westerhausen, dem Gegenstein bei Ballenstedt stammen aus jener Zeit.

In der gleichen Zeit, um 800 v. Zw., in der der Gebrauch des Eisens aufkam, verschlechterte sich die Wetterlage in unserer Heimat verhängnisvoll. Die Ungunst der Lebensbedingungen brachte eine merkliche Unstetigkeit der Bevölkerung zustande. Wir erkennen das u. a. daran, daß die Begräbnissitten sich ziemlich schnell wandelten, daß die aufeinanderfolgenden Siedlungsgeschlechter vom Skelettgrab zum Brandgrab, vom Einzelgrab zum Reihengrab (wie in Meisdorf) übergingen.

Allmählich bildeten sich wieder beständige Verhältnisse aus, und aus den Sippen und Nachbarschaften entwickelten sich die Stämme, deren Namen uns in der Geschichte vertraut sind. Zur Römerzeit erstreckte sich der Einfluß des Stammes der Cherusker bis in die nordwestlichen Abhänge des Harzes. Es entwickelten sich neue Stämmegruppen: die (Nieder-) Sachsen, die Thüringer, die Franken. Die verschiedenen Kraftrichtungen ihrer Stammesschwerpunkte und die zum Teil rassisch bedingte Verschiedenheit ihres Wesens führte zu dauernden Reibungen. Die schlechtesten Nachbarn waren die Franken; von ihnen gingen die Angriffe aus.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Essen. Bericht über die Vorträge vom 19. 4. und 17. 5. in der Ortsgruppe der Freunde germanischer Vorgeschichte. Unser Mitglied Dr. Wilhelm Schumacher sprach über die „Nordische Rasse von Troja bis Armin" (19. 4.). Sch. klärte zunächst die Begriffe Rasse und Volk, Stamm und Art, um das Mißverständnis zu verhüten, als ob die reine Nordrasse geschichtlich erfaßbar sei. Dann entwickelte er, ausgehend von der Lage im deutschen Raum in der Jungsteinzeit Raumverteilung, Kulturkreise und Völkerbewegungen von etwa 2500—2200 v. Chr. an (indogermanische Wanderungen, nordische Vorstöße in die Mittelmeerwelt). Die bäuerliche Hochkultur in der Bronzezeit in Deutschland wurde skizziert (Steingräber, Holzkunst, Sternhof, Hauswirtschaft und Kriegswesen, Moorleichen Waffen und Luren). An der griechischen Geschichte zeigte Dr. Schumacher die Leistungen der nordischen Herrenschicht, den Ausgleich zwischen den Rassenschichten (Geburts- und Geldadel), das nordisch-mittelländische geistige Zusammenwachsen in den Kulturschöpfungen, (vom Langhaus zum südlichen Tempel, vom Streitwagen zum Agon und hellenischen Schönheitsideal eines Phidias), um dann die Entnordung durch Rassenmischung für die hellenistische Zeit als Entartung und Auflösung zu kennzeichnen.

Entsprechend bot die Geschichte Roms (nordischer Patrizier als Blutadel, Ständeausgleich als Rassenmischung, artliche Entnordung unter punischen und hellenistischen Einflüssen, Verstädterung, Blutentleerung

und Entartung in der „römischen“ Kaiserzeit) das Bild des rassenmäßig bedingten Aufstiegs und Niedergangs. Der letzte Teil des Vortrags ließ (für die Eisenzeit unter Hinweisung auf die keltische Hallstadtkultur) die germanischen Stämme in Deutschland von etwa 700 v. Chr. bis zu Ariovist und Armin an den Hörern vorbeiziehen. Der Redner legte Wert darauf, festzustellen, daß der ostdeutsche Raum — im Gegensatz zu den Behauptungen der „Ura Linda-Chronik“ — im Jahrtausend v. Chr. nicht slawisch, sondern germanisch war, wie die Bodenfunde beweisen. Die Entscheidungen von 58 v. Chr. und 9 n. Chr. wurden in ihrer Bedeutung für Gallien und Germanien als Volksräume sichtbar: Romanisierung des keltischen Galliens, Befreiung Innerdeutschlands, und Gefährdung der Rheinlande durch südliche Einflüsse.

Der Vortrag zeigte nicht nur von der nordischen Frühzeit an die ausgreifende Stoßkraft und schöpferische Eigenart des Nordmenschen, sondern auch das treibende „Urgesetz“ germanisch-deutscher Geschichte: „Volk ohne Raum“ will wirken und gestalten!

Am zweiten Abend, Donnerstag, den 17. Mai, führte Dr. Schumacher seinen Vortrag weiter. „Von Armin bis Verden“.

Eingangs betonte der Redner, daß er zwar an diesem Abend das Wort „Rasse“ weniger zu gebrauchen habe als die Begriffe „Stämme“ und „Völkerschaften“, daß aber für den Hörer bei Gegenüberstellungen — z. B. von Germanen und Kelten, Germanen und Spätrom — vom ersten Vortrag her immer die Vorstellung des vorherrschenden nordischen Germanentums gegenwärtig sein müsse. Dann entwickelte er im Überblick Heimatraum und Wanderwege der wichtigsten „Stämme“ der Ost- und Westgermanen etwa bis 700 n. Chr. Dabei gab sich Gelegenheit, besonders die Entwicklung in der weiteren Umgebung Essens klarzustellen, die sich schließlich auf das entscheidende Ringen zwischen Franken und Sachsen (auch vor Karl) zuspitzte. Neu war vielen Zuhörern das Bild von dem „römisch-staatlichen“, nicht völkisch gedachten Gesamtplan des Besiegers der Sachsen und Einblicke in die politische Stellung der Stände in Altsachsen. Der Vortrag schloß nach einer Kennzeichnung der germanischen Wesensart mit dem Gedankengang: Am Beginn der deutschen Geschichte, (nach 800) steht für die geschichtliche Betrachtung ein werdendes Volkstum, das sich in Großstämme gliedert; aber die Begriffe Rasse und Volk dürfen sich in einer gerechten Betrachtung nicht gegenseitig ausschließen, sonst könnten wir nicht zur völkischen Gestaltung in einer Politik auf rassischer Grundlage kommen.

Der Redner stellte in Aussicht einen Vortrag mit Lichtbildern über Germanisches Leben und Wesen in der vorchristlichen Zeit. G. Rocholl.

Weil uns **Anschriften** fehlten, konnten wir einem Teil der Tagungsteilnehmer den Vortrag des Herrn Dr. Plaßmann nicht zustellen. Wer den Vortrag (mit 20 Pfg.) bezahlt und nicht erhalten hat, wird um Angabe seiner Anschrift gebeten. Nachträgliche Bestellungen sind zu richten an Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Charlottenburg, Bundesallee 12 IV. Platz.

Externsteinstiftung. Der Aufsatz „Die Freistellung der Externsteine“ ist zusammen mit den Bildseiten „Die Externsteine“ (Heft 6/1934) als Sonderdruck erschienen und wird zum Preise von 0,25 RM. zugunsten der Externsteinstiftung vertrieben. Wer deren Arbeit, d. h. die Betreuung der Steine im weitesten Sinne, unterstützen möchte, kann das Heft auch von der Schriftleitung „Germanien“ beziehen (Detmold, Hermannstr. 11). Die Bestellung erfolgt am einfachsten unter Beifügung des Betrages in Briefmarken, zuzügl. 8 Pfg. für Postgeld.

Der vergriffene **Sonderdruck** aus den Germanischen Heiligtümern, Wilhelm Teudt: „Die Externsteine als germanisches Heiligtum“ ist in neuer Bearbeitung und handlicherer Größe neu erschienen. Verlag Diederichs. Preis 1.80 RM. Wir machen unsere Freunde darauf aufmerksam.

Führungen in der Osningmark. Am 19. Juli und 23. August werden für Sommergäste in Lippe und den benachbarten Bädern Führungen zu den germanischen Heiligtümern in der Osningmark (Externsteine, Oesterholz, Grotenburg) veranstaltet.

Treffpunkt: 9.30 Uhr Externsteine (Rückkehr gegen 18.30 Uhr, Bhf. Detmold).

Anmeldungen: 3 Tage zuvor an Geschäftsstelle Detmold, Bandelstr. 7.

Kosten: Autobusfahrt: 1.50 RM. (höchstens). Gemeinsames Frühstück 0,50 RM., Unkostenbeitrag 0,50 RM.

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
1934 August / Ernting Heft 8

Die Freilegung der Externsteine

Wichtiges Untersuchungsergebnis am Felsen 2

Vor dem Erscheinen des wissenschaftlichen Berichtes des Herrn Professor Dr. Andree, Münster i. W., bringen wir nachfolgend den von der Lippischen Landesregierung der deutschen Presse zur Verfügung gestellten Bericht über das Ergebnis der bisherigen Arbeiten, die sich auf die Umgebung des Felsens 1 und auf eine teilweise Untersuchung der Felsen selbst erstrecken.

Schon vor längerer Zeit hatte sich die Lippische Landesregierung entschlossen, das ganze Gebiet des alten Natur- und Kulturdenkmals der Externsteine in einen der heutigen Zeit angemessenen würdigen Zustand zu versetzen. Besondere Förderung fand und findet dieser Plan durch den Staatsminister Riecke und seine engeren Mitarbeiter, Oberregierungsrat Dr. Oppermann und Landesbaurat Vollpracht. Zunächst ist jetzt mit der Verlegung der großen Verkehrswege an den Externsteinen begonnen worden, zugleich wird auch die Umgestaltung des Geländes in nächster Nähe des nordwestlichen Felsens der Externsteine in Angriff genommen.

Diese Erdarbeiten, die in vorbildlicher Weise von Männern des F.A.D.-Lagers Schlangen ausgeführt werden, bedingen aber, daß gleichzeitig damit eine ständige Beobachtung und wissenschaftliche Untersuchung der Erdschichten durch einen Vorgeschichtswissenschaftler stattfindet. Hiermit ist seit Mai d. J. Professor Dr. Andree-Münster i. W. von der Lippischen Landesregierung betraut. Da den Untersuchungen in weitesten Kreisen lebhaftes Interesse entgegengebracht wird, erscheint es, obwohl die Untersuchungen noch nicht zum Abschluß gekommen sind, notwendig, kurz über das bisher Festgestellte zu berichten. Professor Dr. Andree teilt dazu Folgendes mit:

Die wissenschaftlichen Untersuchungen an den Externsteinen sind nicht Ausgrabungen in gewöhnlichem Sinne, bei denen es sich um Freilegung oder Feststellung von vorgeschichtlichen Altertümern handelt, deren Vorhandensein mehr oder weniger bereits bekannt ist. Es handelt sich hier vielmehr um eine zwangsläufig notwendige Beobachtung von Erdarbeiten, die den Zweck verfolgen, das ganze Gelände um die Externsteine wieder in den alten ursprünglichen Zustand zu versetzen.